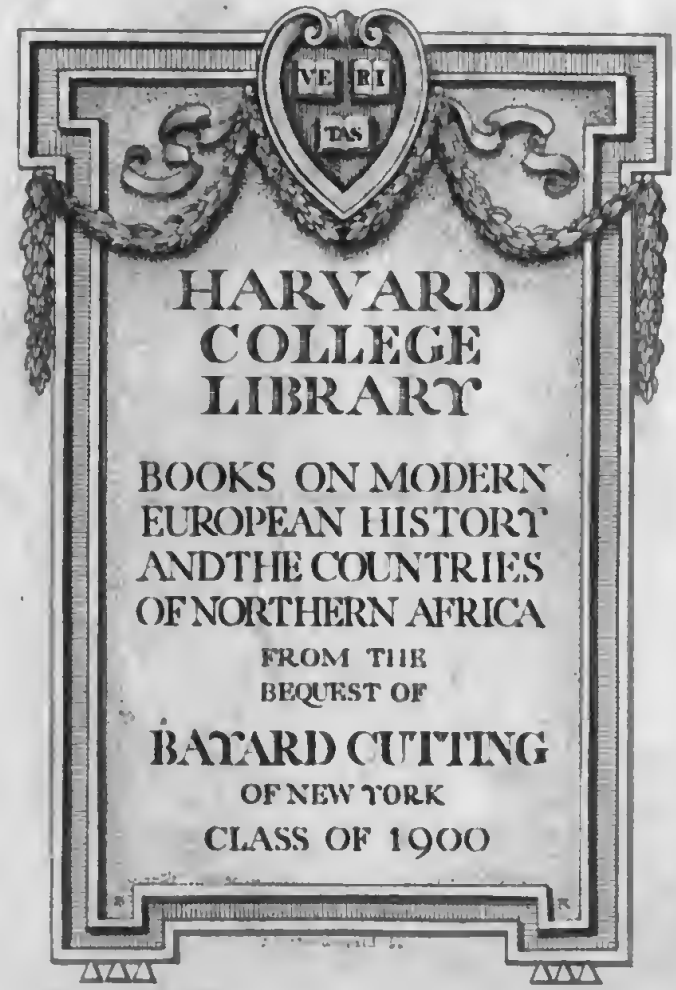
WIDENER
HN Y73Y W

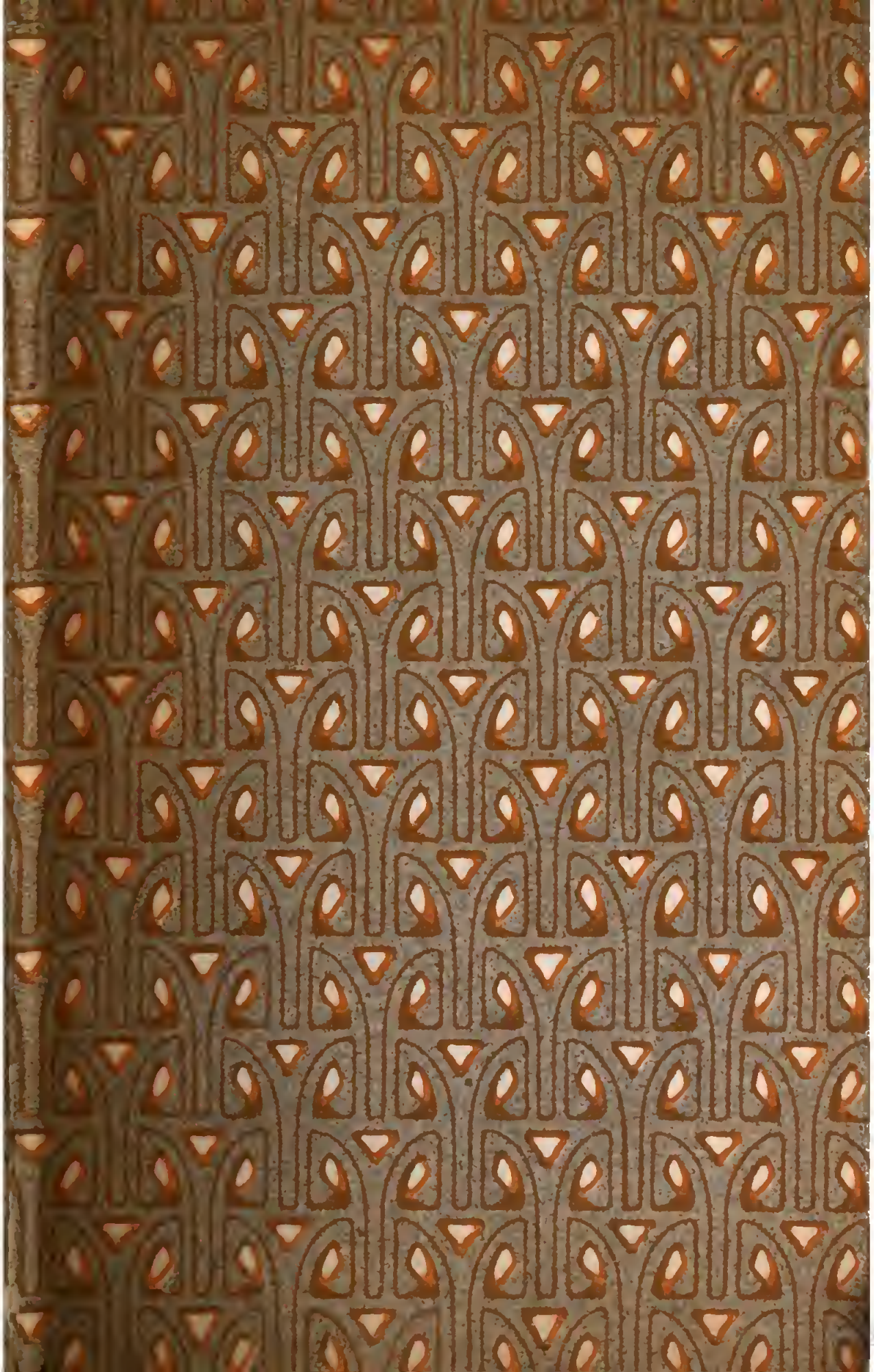
Grethe Auer

Marokkanische Erzählungen

Digitized by Google

31
3


VE
RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
BOOKS ON MODERN
EUROPEAN HISTORY
AND THE COUNTRIES
OF NORTHERN AFRICA
FROM THE
BEQUEST OF
BAYARD CUTTING
OF NEW YORK
CLASS OF 1900



Marokkanische Erzählungen.

Marokkanische Erzählungen

von

Grethe Auer

Bern
Verlag von A. Francke, vorm. Schmid & Francke
1904

51531.1.33
✓

HARVARD COLLEGE
JUN 13 1921
LIBRARY

Cutting fund

Buchdruckerei Stämpfli & Cie. in Bern.

Meinen lieben Eltern

gewidmet

Vorwort.

Die vorliegenden marokkaniſchen Novellen, die zuerſt in verſchiedenen ſchweizeriſchen und deutſchen Zeitungen erſchienen ſind, ſind zu einer Zeit geſchrieben, wo Marokko im Mittelpunkte der europäiſchen Intereſſen ſtand. Nun dieſes Intereſſe durch den japaniſchen Krieg etwas in den Hintergrund geſchoben iſt, haben die Erzählungen für manche Leſer vielleicht noch den einen Wert, daß ſie Sitten und Verhältniſſe ſchildern, die im Erlöſchen begriffen ſind, die verſchwinden müſſen, ſobald eine europäiſche Macht Marokko annexiert, ſobald der erſte Schienenſtrang das Land durchzieht. Bereits geht manche Veränderung da unten vor ſich. In den ſechs Jahren meines Aufenthaltes in Mazagan iſt bereits ſo vieles fortgeſchritten, daß einige Tatſachen in den vorliegenden Geſchichten ſchon heute nicht mehr gelten. So war z. B. zu der Zeit, da „Elofirs Erbe" geſchrieben wurde, den Europäern wirklich das Bauen unterſagt, und man konnte ſelbſt einen Scheffel Kalk zu einer dringend notwendigen Reparatur nur mit Erlaubnis des Gouverneurs bekommen. Heute iſt das Bauen frei geſtattet und unter gewiſſen Bedingungen ſogar der Landerwerb möglich geworden. Die unausgebauten Magazine, von denen in „Elofirs Erbe" die Rede iſt, und die tatſächlich Jahrzehnte auf ihre Vollendung

gewartet haben, ſind im Laufe des letzten Jahres fertig-geſtellt und der Benutzung übergeben worden.

Was die Illuſtrationen des Buches betrifft, ſo habe ich für zweckmäßig gehalten, Photographien zu verwenden, welche den landſchaftlichen Hintergrund der Erzählungen veranſchaulichen. Die handelnden Perſonen ſchafft ſich am beſten die Phantaſie des Leſers, aber was eine Chaima, eine Noalle u. ſ. f. iſt, wird leichter faßbar durch eine bildliche Darſtellung. Die Staffagefiguren auf dieſen Illuſtrationen haben mit den Perſonen der Novellen nichts zu tun.

Die Rechtſchreibung der marokkaniſchen Namen bereitet eine Schwierigkeit, die ich nicht ganz zu löſen vermag. Wie Dr. Kampffmeyer (Halle) bin ich der Anſicht, daß eine abſolut deutſche Rechtſchreibung unmöglich iſt, daß z. B. in „Mazagan", „Fez", „Zauia" ꝛc. das z nicht durch das deutſche ſ vertreten werden kann. Aber auch ſonſt hat die arabiſche Sprache Laute, die eben einfach im Deutſchen nicht exiſtieren, wohl aber im Engliſchen und Franzöſiſchen. Man kann allenfalls Dſchebel für Gibel (Berg), Hadſch für Hadj (Pilger), Täſcher für Täjer (Kaufmann) gelten laſſen, obgleich auch in dieſen Worten der Ziſchlaut im Arabiſchen bedeutend weicher klingt, als ihn der Deutſche ausſpricht. Ganz unmöglich ſcheint es mir aber, Chadiuſcha und Fordſch für Chadiuja und Fordj zu ſetzen. Hier entſpricht das j ganz dem franzöſiſchen j in jeu, je, joli, und klingt dann mit dem vorgeſetzten d etwa wie das engliſche ge in page, gin, oder j in joke, joy, jade. Ich denke, jeder Kenner

des Arabiſchen wird es billigen, wenn ich in dieſem Buche für die beſonders weiche Ausſprache des ſch und dſch das franzöſiſche j und dj beibehalte. Ch in Chaima, Chadaiſa ꝛc. entſpricht vollſtändig dem harten, gutturalen Ch des Berner Dialektes. Der Laut wird meiſtens gh geſchrieben, doch läßt Kampffmeyer beide Rechtſchreibungen gelten (ſiehe in ſeinem der Broſchüre „Marokko“ beigefügten Regiſter: Machzen und Seghir, Achdar und Gharb, in welchen Worten das Ch und das Gh im Grunde derſelbe Laut ſind). Aber auch hier gibt es eine Nuancierung, und ich halte es für angezeigt, gh für die weichere, ch für die härtere Ausſprache zu ſetzen (lieber als kh!). In Gharb z. B. iſt der Laut faſt ein Hauchlaut, in Seghir und Maghnia klingt er an ein gutturales r an. Wo nehmen wir die Lettern für dieſe Unterſchiede her?

Im übrigen empfehle ich das Buch der Nachſicht des geehrten Publikums. Eine heiße Liebe zu dem ſchönen Lande und der Wunſch, ſein Wunderbares ſolchen Leſern näher zu bringen, welche die Begeiſterung für Fremdartiges teilen und begreifen, hat einer noch ungeübten Feder dieſe Novellen diktiert, die übrigens größtenteils auf perſönlichen Erfahrungen beruhen.

Für die Photographien habe ich dem Miſſionar A. Lennox in Marrakeſch und dem Kaufmann R. Hedrich in Mazagan zu danken.

Geſchichte einer Jüdin.

Die ſchönſte Frau in Mazagan, und vielleicht in der ganzen Provinz Dukala, war Aſſina, das Weib des jüdiſchen Kaufmanns Schalom Mellul. Obgleich ſie bereits drei Kinder hatte, war ſie doch ſchlank wie eine Lilie, eine Seltenheit in einem Lande und bei einer Raſſe, wo die Frau mit achtzehn Jahren zum Embonpoint neigt und mit fünfundzwanzig wie eine Qualle ausſieht. Ihr Geſicht war hell und zart und ihre Hände überaus ſchön geformt, obgleich die Frau eines kleinen Kaufmanns ſie auch in Marokko nicht in den Schoß zu legen pflegt. Aber Schalom, der ſein Weib vergötterte, tat alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um Aſſina mit Dienerinnen zu umgeben gleich einer vornehmen Frau. Er ſchmückte ſie auch mit den beſten Gewändern, die er erſchwingen konnte, und freute ſich ſelbſt, wenn der bunte Lederſchuh mit der Goldſtickerei unter dem

Phot. Rud. Hedrich.

Hauptstraße von Mazagan.

Digitized by Google

Saume des gelbseidenen Rockes hervorblitzte, daß aller Augen an die ruhige Bewegung dieses Rocksaumes und das gleichmäßige Aufblitzen dieses geschmückten Füßchens gebannt schienen. Das weiße Tuch, das die jüdischen Frauen auf der Straße um die Schultern zu schlagen pflegen, wählte er aus feinstem Musselin, damit auch die Goldtressen des bunten Leibchens hindurchschimmern sollten. Und jeden Festtag brachte er ein neues Kopftuch, stets aus Seide, versteht sich, und Assina wußte dieses immer auf neue entzückende Art um ihr dunkles Haar zu schlingen.

Schaloms Liebe zu Assina, diese anbetende, demütige, aufopfernde und etwas eitle Liebe war wiederum eine Seltenheit bei einem Volke, wo die Schönheit der Frau kaum etwas, ihre Arbeitsfähigkeit und Fruchtbarkeit so viel gelten. Assina wußte diese Liebe auch nicht zu schätzen, und verwöhnt, eitel und ungenügend beschäftigt, wie sie war, geriet sie auf Abwege.

Zuerst fand sie nur Gefallen daran, den Männern auf der Straße ins Gesicht zu blicken und in ihren Augen berechtigte Bewunderung zu lesen, die keiner ihr versagte; und sie kokettierte auf diese Weise ganz gleich mit Juden, Europäern und Arabern. Aber da

war einer, der die Blicke der ſchönen Frau heißer zurückgab als die andern. Zweimal mußte Aſſina die ihren hinwegwenden, das dritte Mal lohten ſie in gleichen Flammen auf.

Das war der arabiſche Silberſchmied, der die kleine Bude auf dem innern Sokko, nahe dem Stadttor, inne hatte. M'Bark war ſein Name und bedeutete Segen, und ſein Geſicht ſchien dieſen Namen zu illuſtrieren. Er hatte, was wir Europäer einen Chriſtuskopf nennen würden und was eben der gewöhnliche Typus des feinen Arabers iſt, in der vollkommenſten Schönheit der Jugend. Von Geburt Fezzer, war er blond, ſeine Haut wachshell, ſeine Sprache edler als die der Küſtenaraber. Wenig zu dem Zauber ſeiner Erſcheinung ſtimmte ſein Ruf und Charakter, er war nicht nur unbeliebt, er war ſogar verachtet.

Aſſina kannte den Araber und ſeinen Ruf, aber auch in den Augen einer orientaliſchen Frau ſinkt der Wert eines Mannes um nichts dadurch, daß ſchon zu viele ſich an ſeiner Schätzung verſucht haben ſollten. Die ſchöne Jüdin fand plötzlich ihren Silberſchmuck ſehr reparaturbedürftig. Sie trug ſelber Stück um Stück zu dem Araber, und niemand rechnete die Zeit nach, die ſie dazu brauchte.

Auch in Mazagan indeſſen gibt es liebevolle Nachbarn, und bald wurde über das Verhältnis des Weibes Mellul's mit dem Silberſchmied M'Bark ziemlich viel geſprochen. Auch Schalom ſelbſt kamen ſolche Gerüchte zu Ohren, aber ſie fanden nicht Eingang in ſein Herz. Eines Tages indes, als Aſſina von einem Ausgang heimkehrte, verfinſterte ſich plötzlich ſein Geſicht: er hatte auf ihrem ſchneeweißen Umhangtuche ein Haar bemerkt, ein kurzes, ſtarkes, goldigbraunes Haar, wie ſolche der Fezzer in ſeinem lockigen Barte trug. Schalom ſagte ſeiner Frau kein Wort des Vorwurfs, und den aufſteigenden Tränen ließ er erſt freien Lauf, als er allein war.

Einige Tage ſpäter hörte er, daß Haſſan Marrakſchi, der Schreiner, ziemlich reſpektlos von Aſſina geſprochen habe. Er ſtellte den Mann zur Rede. Halbrohe Menſchen kennen die erbärmliche Schonung nicht, die ein verräteriſches Weib und ein betrogener Mann in Europa zu finden pflegen: Haſſan Marrakſchi ſagte alles, was er ſelbſt gehört hatte, und das war kein übles Kapitel. Nach dieſen Ausſagen war M'Bark weder der erſte noch der letzte Liebhaber Aſſinas und überhaupt an letzterer nie ein gutes Haar geweſen.

Für Schalom war es niederſchmetternd, daß ſein Weib ihn betrog, und mit einem Araber betrog. Er war aber gutmütig und vernünftig genug, um alle die Schändlichkeiten, die Aberwitz und Bosheit der Tatſache beigefügt hatten, nicht zu glauben; nur zerriß es ſein Herz, daß ſolche Dinge von ſeiner Frau geredet wurden, von dieſer einzigen, ſchönen Frau, auf die er ſo unendlich ſtolz war. Er verteidigte Aſſina leidenſchaftlich und ließ den wohlmeinenden Schreiner in einiger Verwirrung zurück.

Daheim angelangt, brach er in heftiges Weinen aus und erzählte der entſetzten Frau zwiſchen Schluchzen und Flüchen jedes Wort, das der Schreiner ihm mitgeteilt hatte. War Aſſina durch den Anblick des verzweifelten Mannes, der doch kein Wort direkten Vorwurfs an ſie wandte, ſchon tief erſchüttert, ſo mußte die Aufzählung der Gerüchte, die über ſie in Umlauf waren, ſie vollſtändig vernichten. Ihre Verirrung war im Grunde eine Tat der Eitelkeit, nicht der Leidenſchaft geweſen; und unter all den Vorſtellungen von möglichen Folgen ihrer Sünde, die ſie ſich in Stunden der Reue zu machen pflegte, war gerade die eine nicht, daß ſie eben an ihrer Eitelkeit ſo empfindlich geſtraft werden würde. Auf eine Ent-

deckung, auf Szenen, ſogar auf Tätlichkeiten von ſeiten ihres Mannes war ſie gefaßt geweſen, nicht darauf, ihren Namen mit ſolchen Attributen vor die Öffentlichkeit gezerrt zu ſehen. Sie verteidigte ſich kaum, ſtimmte aber mit vollem Herzen in das Klagegeheul ihres Mannes über die Schlechtigkeit und Übertreibungsſucht der Verleumder ein, und nach einer Stunde lag das Ehepaar ſich voll gegenſeitigen Mitleides in den Armen. Schalom hatte die Gelegenheit verpaßt, von ſeiner Frau die genaue Wahrheit über ihr Verhältnis zu M'Bark zu erfahren, und Aſſina hütete ſich bei ihrer halben Beichte wohl, in Einzelheiten einzugehen. Aber ihr beſſeres Selbſt begann ſich doch von dieſer Stunde an wieder zu regen, und ſie vermied fortan das Haus des Silberſchmieds.

Es iſt eine furchtbare Gerechtigkeit, daß ſich die Sünde meiſtens gerade in dem Moment rächt, wo wir anfangen, ſie zu bereuen, wo uns ihre Süßigkeit nicht mehr mit dem Kraftgefühl berauſcht, in dem wir jeder Strafe trotzen könnten. Für Aſſina wurde ihre böſe Neigung verhängnisvoll, als ſie ſie längſt überwunden hatte.

Das erste Bestreben der schönen Jüdin nach ihrer Bekehrung zum Guten war, die gute Meinung der klatschsüchtigen Nachbarinnen und mit ihr die Achtung der Gemeinde wieder zu gewinnen. Dazu ergriff die törichte Frau nun das verwerflichste und gefährlichste Mittel: Sie sprach bei jeder Gelegenheit von ihrem Verhältnisse zu M'Bark in dem Sinne, als sei sie das unschuldige Opfer teuflischer Verführungskünste geworden, denen sie vorübergehend unterlegen sei, bis sie mit der Kraft der Verzweiflung, wie ein gefangener Vogel, sich mit zerrissenen Flügeln aus dem Netz gerettet habe. M'Barks früherer Ruf bot einen zu guten Hintergrund für die Einzelheiten dieser Erzählung, als daß sie nicht geglaubt worden wäre, und Assina hatte den Triumph, sich die allgemeine Geringschätzung zuerst in Mitleid verwandeln zu sehen und nach zwei Wochen in ungeteilte Sympathie.

Daher aber kam es, daß sie nie mit ganz ruhigem Gewissen das Stadttor durchschritt, und daß sie fast davongelaufen wäre, als sie eines Tages den Silberschmied auf einem der Steine zwischen der innern und der äußern Pforte sitzen fand. Sie hatte die Seite des Sokko, an der sein Laden sich befand, immer sorgfältig vermieden, aber sie ahnte ein wenig, daß

der beleidigte Liebhaber eine Begegnung mit ihr ſuchen würde. Als ſie ihn bleich und finſter ſich von ſeinem Sitze erheben ſah, ſtand ihr Herz ſtill, und ſie mochte wohl die geringſte Araberin beneiden, die ihr Geſicht allezeit ſo ſicher unter dem großen Haik verbergen konnte.

Der Araber ſagte ein paar heftige Worte, und die Frau begann vor Angſt zu weinen. In dieſem Augenblicke jedoch traten ein paar Jüdinnen ihrer Bekanntſchaft ins Tor, und mit plötzlich aufflammender Energie machte ſich Aſſina zur Herrin der Situation. Vor einer ſchnell ſich anſammelnden Menge wiederholte ſie ihrem einſtigen Geliebten jedes Wort, das ſie bereits hinter ſeinem Rücken über ihn geſagt hatte, klagte ihn der Verführung, wohl gar der Anwendung übernatürlicher Mittel an, und rief alle Strafen des Himmels auf ſein Haupt herab. Gegen den Redeſchwall einer Jüdin kann auch ein Araber nicht aufkommen, und M'Bark ſtand betroffen da. Aſſinas Tränen, die aus einem ganz andern Grunde zu fließen begonnen hatten, unterſtützten wirkungsvoll die dramatiſche Szene, und der Erfolg bei dem Publikum war ſo gut, als ihn die treffliche Schauſpielerin nur immer wünſchen mochte.

Während dann die ſchöne Jüdin triumphierend, mit gerötetem Antlitz und leuchtenden Augen, begleitet von bewundernden Freundinnen, ihrem Hauſe zuſchritt, lag M'Bark ſtöhnend auf ſeiner Matratze, biß vor Schmerz und Wut in die Decken und brütete die ſchwärzeſten Rachegedanken. Am andern Morgen ſah man ihn ſich zu Haſſan Marrakſchi begeben, den er erſt mittags wieder verließ. Von dieſem Tage an war der Schreiner M'Barks Freund auf Leben und Tod.

Dazu hatte es nicht viel gebraucht. Der Silberſchmied hatte Haſſan nur daran erinnert, daß letzterer vier eigene Maultiere, die er angeblich für einen Europäer gekauft, im Stalle ſtehen hatte, und daß der Gouverneur für einen diesbezüglichen Wink ſehr empfänglich ſein würde. Haſſan würde nicht heftiger erſchrocken ſein, wenn man ihm einen Mord nachgewieſen hätte. Beſitz iſt im Lande des Moghreb das gefährlichſte Verbrechen. Er gab ſich dem Silberſchmied bedingungslos zu eigen, um deſſen Schweigen zu erkaufen.

M'Bark hatte ſeinen Racheplan, und Haſſan war das Werkzeug zur Ausführung desſelben. Der Anfang ſeiner edeln Tätigkeit beſtand darin, daß er

jedem, der es hören wollte, erzählte, das Verhältnis zwischen dem Fezzer und der Jüdin daure fort, und als es ihm gelungen war, einige fanatische alte Juden in die nötige Stimmung zu versetzen, bot er sich freundlich an, sie durch den Augenschein zu überzeugen. Er gab vor, als M'Barks Freund um alle Zusammenkünfte zu wissen, und endlich wurde die Stunde verabredet, da man das sündige Paar auf der Tat ertappen wollte.

Um diese Stunde war Schalom Mellul über Land, und Assina saß mit ihren Kindern und Mägden im innern Hof ihrer Wohnung an einer häuslichen Arbeit, als plötzlich M'Bark bei ihr eintrat. Die Frau schrie auf, sie sah sich vor einem Unglück stehen, aber ihr erster Gedanke galt der Sicherheit der Kinder, und sie schob und drängte sie mit den Mägden die Treppe hinauf in die obern Gemächer. Dann kehrte sie zu M'Bark zurück, der mit gekreuzten Armen an einer Säule lehnte. „Was willst du, was willst du?" keuchte sie.

Der Silberschmied leitete das Gespräch ein, indem er Assina einige nicht gerade zärtliche Namen gab und den frommen Wunsch hinzufügte, „daß Gott ihren Vater und ihren Großvater verbrennen möge".

Dieſe Liebenswürdigkeit klang in den Ohren einer arabiſchen Jüdin nicht eben neu, aber der Ton, in dem ſie geſprochen ward, machte Aſſina doch erſchauern. Schon halb weinend wiederholte ſie ihre Frage und erhielt auch die vollkommenſte Auskunft, indem M'Bark ohne Umſchweife erklärte, er ſei gekommen, um ſich für ihre Schändlichkeit zu rächen. Dabei faßte er ſie hart an den Schultern. Die Jüdin glaubte ihre letzte Stunde gekommen und begann laut zu ſchluchzen; aber in der nächſten Minute ſchon wußte ſie ſich die Situation mit weiblicher Taktik zu nutze zu machen. Anſtatt der eiſernen Hand M'Barks Widerſtand zu leiſten, ſchmiegte ſie ſich weich unter dieſelbe, und indem ſie ihrerſeits die ſchönen Arme um ihn ſchlang, flehte ſie in den ſüßeſten Worten um Erbarmen und Schonung. Sie fühlte auch bald, wie ſich M'Barks roher Griff in eine Berührung viel zarterer Art verwandelte, und ſchon glaubte ſie ſich gerettet, als der Verräter, ſeine Lippen in ihren Haaren, ein paar Worte mit ſehr lauter Stimme hervorſtieß und im gleichen Moment Haſſan Marrakſchi mit ſeinen Juden auf der Bildfläche erſchien.

Die Szene, die nun folgte, kann nur derjenige ſich ganz vorſtellen, der einmal unter Arabern gelebt

und alſo einen Begriff hat von den Stimmmitteln und der Zungengewandtheit dieſes glücklichen Volkes. Aſſina ſchrie, die Juden ſchrien, M'Bark und Haſſan Marrakſchi ſchrien, auf der Galerie des Hofes ſchrien die Kinder und Mägde, und ein paar durch den Lärm angelockte Nachbarinnen verſtärkten dieſen nach Kräften. Bald widerhallte die Gaſſe, und das Volk lief zuſammen. Die Juden wollten Aſſina ohne weiteres mit ſich hinwegſchleppen, dieſe wehrte ſich mit Händen und Füßen, biß, kratzte und ſchlug um ſich wie eine Wahnſinnige, und ſuchte dabei, alle andern überſchreiend, den wahren Sachverhalt zu Gehör zu bringen. Diesmal indes war die Niederlage auf ihrer Seite, und endlich wurde ſie, von ihren erbitterten Glaubensgenoſſen an Haar und Gewand gezerrt, von rabiaten Weibern nachgeſtoßen, von einzelnen Steinwürfen aus der aufgeregten Menge verfolgt, mehr tot als lebendig in das Haus des Gemeindeälteſten Cormihan gebracht.

Cormihan, der große Cormihan, der „erſte Finanzmann von Mazagan", wie er ſich ſelbſt zu nennen beliebte, verdient, daß man ihm eine Seite widme. Vor zwanzig Jahren ging dieſer Mann noch im blauen Talar und der ſchwarzen Mütze und beſaß

in der Hauptſtraße der Stadt einen kleinen Laden; einen jener Läden, wo der Eigentümer, in der Mitte ſitzend, nur die Hand auszuſtrecken braucht, um von den ihn umgebenden Wandbrettern ſeine ſämtlichen Reichtümer herunterlangen zu können; einen jener Läden, die alles enthalten, was den Bedürfniſſen des modernen Arabers entſpricht, vom kleinen zinnernen Teetopf aus Birmingham bis zu den Seidengeweben aus Lyon; einen jener Läden, die bis tief in die Nacht hinein einen ſchwachen, zitternden Lichtſchimmer hinausſenden in die mondweiße Gaſſe und auf die Gruppe friedlich plaudernder Juden, die auf den Stufen ſeiner Tür ruhen.

Da wurde, ſo erzählt man ſich, in Mazagan ein verirrter Walfiſch angeſchwemmt, und ein ſpekulativer Jude, der das Stück Ambra um 7 Duros von den Fiſchern kaufte und um 20 an Cormihan verkaufte, glaubte ein großes Geſchäft gemacht zu haben. Zum allgemeinen Erſtaunen änderte ſich von da ab Cormihans Lebensweiſe. Er mietete einen Store vor der Stadt, fing nach Art der Europäer einen Großhandel mit Wolle, Wachs und Bohnen an, kleidete ſich bald darauf auch europäiſch und grüßte ſeine Nachbarn nicht mehr wie früher durch eine Berührung

ihrer Fingerſpitzen und der eigenen Lippen, ſondern durch ein leichtes Lüften des Hutes. Er mietete ein geräumiges Haus, ließ Fenſter hineinbrechen, und als er bemerkte, daß die mauriſche Regierung an ſeinen veränderten Vermögensverhältniſſen ein vielleicht nicht ganz ſelbſtloſes Intereſſe zu nehmen begann, kaufte er um 300 Duros die Protektion des braſilianiſchen Konſuls, der ihn zu ſeinem Dolmetſcher ernannte. Mit dem beſtechlichen, geldgierigen Gouverneur verſtändigte er ſich in der marokkaniſchen Hofſprache, und bald war ſein Einfluß unbeſchränkt.

Wer heute dieſem Manne begegnet, dieſer gewaltigen Erſcheinung mit dem pathetiſchen Gange des Volkes, das an ein Schreiten in langen Gewändern gewöhnt iſt, wer dieſen ausdrucksvollen Kopf mit dem wohlgepflegten grauen Vollbart, dieſe tadelloſe, höchſt moderne Kleidung ſieht, der glaubt einem Miniſter zu begegnen. Aber Cormihan ſpricht nur Arabiſch und ſehr ſchlecht Spaniſch; Cormihan kann ſich nicht entſchließen, den Kuskuſſu mit Löffel oder Gabel zu eſſen; Cormihan iſt ſo weit Araber geblieben, daß er bei einem Beſuche, den er in „diplomatiſchen Angelegenheiten“ dem Miniſter des Sultans machen mußte, ſeine europäiſchen Stiefel vor dem Zelte aus-

Phot. Rud. Hedrich.

Judenfriedhof zu Mazagan.

Digitized by Google

zog, wie die Araber ihre gelben Babuschen, und — in Strümpfen zur Audienz kam.

Wo es sich um seinen eigenen Vorteil handelt, hat Cornihan ein Gewissen aus Gummi; in bezug auf andere dagegen hat er Grundsätze und liebt es, sie zu zeigen. Er äußerte sich also sehr entrüstet über Assinas Fehltritt, hörte ihre halberstickten Versuche einer Verteidigung gar nicht an und ließ sie zunächst ins Gefängnis werfen. Für den nächsten Tag bestellte er eine Versammlung der Ältesten, um über den Fall zu beraten.

Als Mellul gegen Abend zur Stadt zurückkehrte, vernahm er bereits auf dem Sokko das Vorgefallene, wie es in der Anschauung der Leute bestand. Obgleich dem Armen bald kein Zweifel mehr bleiben konnte, daß Assina ihn aufs neue verraten habe, galt sein erster Gedanke doch der Sorge um das Wohl des abgöttisch geliebten Weibes, war sein erster Gang daher nach dem Gefängnis, um die Verhaftete mit Speise zu versehen. Der marokkanische Staat ernährt seine Gefangenen nicht — mit Ausnahme der Staatsgefangenen —; die nicht von Verwandten oder Freunden mit dem Nötigen versorgt werden, sind auf die oft sehr spärlichen Almosen reicher, wohltätiger Araber

angewiesen. Schalom übergab seine Vorräte dem Gefängniswärter, der ihm als ein gutmütiger, ehrlicher Mann bekannt war, und schlich gebrochen und betrübt nach Hause. Assina zu sehen, dazu hatte ihm doch die Kraft gefehlt.

Der große Cornihan kam, wie es sich von einem weisen Manne erwarten läßt, nicht unvorbereitet in die Gerichtssitzung. Er hatte vorher die ganze Stadt kreuz und quer ausgehorcht, und als er gefunden hatte, daß die öffentliche Meinung so ungünstig als möglich über Assina urteilte, stand in seinem richterlichen Gewissen nicht mehr der leiseste Zweifel über den zu fällenden Spruch. Die Zeugen wurden verhört, Assina blieb im Gefängnis. Das Urteil lautete nach jüdischem Gesetze: Verstoßung der Ehebrecherin aus ihres Gatten Haus und Verbannung aus dem Bezirk der Stadt Mazagan; die Vollstreckung fand schon am folgenden Tage statt. Schalom flehte vergeblich um Gnade für seine Frau.

Mit zerrissenem Gewand und fliegenden Haaren, wie man die Unglückliche vor zwei Tagen nach dem Gefängnis geschleppt hatte, so schleifte ein skandallustiger Haufe sie jetzt von dem Gefängnis nach dem Sokko, setzte sie auf einen armseligen Esel und trieb

dieſen mit Steinwürfen und Geſchrei der Sidi Muſſah-ſtraße zu. Aſſina, die als wohlhabende Frau und Jüdin des Reitens auf einem ſchlechten, ſattelloſen Tiere nicht gewohnt war, die ferner durch zwei ſchlafloſe und durchweinte Nächte bis zum Äußerſten erſchöpft, von der Sonnenglut des Mittags und von dem ſie umgebenden Höllenlärm betäubt war, gelangte nicht weit auf ihrem ſchmachvollen Ritte. Kaum eine Stunde vor der Stadt gewährte ſie den letzten der höhnenden und läſternden Verfolger den Triumph, ſie bewußtlos von ihrem Tiere herab in das niedrige Palmettogeſtrüpp an der Seite des Weges gleiten zu ſehen. Keine Hand erhob ſich, die Bedauernswerte von ihrem ſtachlichten Lager aufzurichten. Die in ihrem Gerechtigkeitsgefühl befriedigten Eiferer und der ſeiner Bürde entledigte Eſel kehrten in gleich gehobener Stimmung nach Mazagan zurück.

Aſſina erwachte mitten in der Nacht, und die ſtrahlende Helle des afrikaniſchen Mondes zeigte ihr bald genug, wo ſie ſich befand. Sie erhob ſich, raffte ihr Gewand zuſammen und ſchritt mühſam durch die dichtſtehenden, niedrigen Palmen, die wie ein breit- und ſcharfhalmiges Gras den ganzen Boden bedecken, den Hügel aufwärts. Oben lagen bleichſchimmernd

im Mondlicht die Ruinen der Stadt F'has Zemuria, mit ihren Mauern, Türmen und Toren geisterhaft in den silbernen Himmel hineinragend. Seit die portugiesischen Festungen im Lande des Moghreb darniederliegen, haben nur Hirten vorübergehend mit Zelten und Vieh im Schatten der verödeten Häuser genistet, oder selten einmal ein paar lustige Europäer, in lärmender Kavalkade über die Trümmerhaufen setzend, den grasüberwucherten Marktplatz mit seinen alten Feigenbäumen als fröhlichen Lagerplatz erwählt.

Assinas Hoffnung war auf die Hirten gerichtet, und bei ihnen fand das bekümmerte Weib auch nicht allzu unfreundliche Aufnahme. Sie teilten die Milch ihrer Herde mit ihr, die zarten Wurzeln der jungen Palmen, am Feuer gebraten, und die Maiskolben, die sie auf entfernten Feldern gestohlen. Nach einem Tag leiblicher körperlicher Ruhe und Stärkung verließ Assina F'has und wandte ihre Schritte wieder Mazagan zu. In einer Art Betäubung wandelte sie dahin; in ihren Ohren gellten noch die harten Worte, mit denen ihr das Wiederbetreten ihrer Heimat verboten worden war, aber in ihrem Herzen tönte lauter eine andere Stimme, die sie vorwärts trieb, und hätte an den Toren von Mazagan sie der Tod erwartet.

Dieſe verzweifelte Todesverachtung verließ ſie indes, als ſie ſich der Stadt näherte, den Schauplatz ihrer Schmach wiederſah und bei ſeinem Anblick ſich plötzlich der ganzen fürchterlichen Szene ihrer Ausſtoßung erinnerte. Sie verließ die Straße, auf der das Leben des Tages ſich zu regen begann, und ſchlich ſeitwärts in das Gewirre der Hüttenſtadt, die, unter dem Schutz der Mauern von Mazagan gelagert, dieſes in dreimal größerem Ringe umſchließt.

Klein und armſelig erſcheinen dieſe Hütten dem, der durch das Labyrinth der ſchmalen Gäßchen dahinſchreitet, zwiſchen hohen Zäunen aus Aloeblättern, im günſtigſten Falle aus geſtohlenem oder erbetteltem, altersgrauem Kiſtenholz, über welche die braunen, oft bedenklich geneigten Strohkegel dieſer primitiven Behauſungen ragen. Aber das Behagen, die Sicherheit, der Wohlſtand wohnt in dieſen Hütten. Da nur ein Wohnraum vorhanden iſt, der alſo zugleich auch als Harem dient, wird kein anderer Menſch als ein Glied der Familie dieſen betreten, und die Soldaten des Kadi verlieren ihre Macht an dem, den dieſer Raum beherbergt. Hier lebt der beſte Teil der Bewohner von Mazagan, ſeit durch Cornihans wachſenden Einfluß die Stadt ſelbſt mehr und mehr in ein Mellah, in

eine Judenstadt verwandelt wurde. Nicht selten begegnet man in diesen Gäßchen reich geschmückten Reitern auf schönen Tieren oder vornehm einherschreitende Frauen in schneeweißen Haiks, die wie eine lichte Vision aus dem graubraunen Chaos der „Noallas" auftauchen.

Nicht nach den reinlichen, mit Kalkwänden und Türbalken versehenen, häufig von einer Palme oder einer kleinen Rohrpflanzung beschatteten Hütten dieser Leute wandte Assina ihren Schritt, sondern nach dem windschiefen, zerzausten Kegelchen, das eine alte Negerin, Assinas Waschfrau, bewohnte. Und die Herrin, die schöne, reiche, beneidete Kaufmannsfrau, lag weinend an der Schwelle ihrer Dienerin und flehte um Asyl. Auch hier ward sie freundlicher aufgenommen, als eine Jüdin es von Arabern zu erwarten berechtigt ist. Das Unglück erbittet eben überall Mitleid, wenn Schönheit ihm Worte leiht.

Mehrere Tage hielt sich Assina in der Noalla verborgen, bis die Negerin sich überzeugt sah, daß die Nachbarschaft ihre an der Ausgewiesenen geübte Gastfreundschaft nicht übel aufgenommen habe, und es wagen konnte, Botschaft an Schalom Mellul zu senden. Der treue Mann machte sich sofort auf den

Weg nach der Hüttenstadt, obgleich selbst völlig im unklaren über seine nächsten Schritte. Assina in die Stadt bringen konnte er nicht, an die Möglichkeit, mit ihr Mazagan zu verlassen, dachte sein schwerfälliges Gehirn gar nicht, — er wußte, er empfand nur Eines: Daß er die so Schwervermißte, Arme, Hülflose, Heißgeliebte wiedersehen und in die Arme schließen würde.

Die Kinder, die zwischen den Noallas spielten, sahen Schalom herankommen, und sofort flog die kleine braune Schar in ihren bunten Kapüzchen nach der Hütte der Negerin, um Assina zu benachrichtigen. Jedes wollte das erste sein, die Rivalität führte zu einer gewaltigen Balgerei; der Lärm lockte zuerst Assina und gleich darauf ein schluchzender Aufschrei aus zwei Kehlen die ganze Nachbarschaft vor die Türe. Die Araber sind nichts weniger als rührselig; indes ergriff das Wiedersehen zwischen den Ehegatten doch alle Umstehenden in genügendem Maße, um in aller Herzen die wärmste Sympathie für die beiden Unglücklichen zu erwecken.

Die Szene machte allerdings eher den Eindruck eines furchtbaren Abschiedes, als einer freudigen Wiedervereinigung. Denn nicht mit jubelnder Zärt-

lichkeit begrüßten sich die Gatten, sondern mit herzzerreißenden Klagen über die trennende Macht des Richterspruches, der Assina für immer von den Toren der Stadt und dem Hause ihres Gatten fern hielt. Daß diese Klagen auch der Frau wirklich von Herzen kamen, soll niemand wundern, wenn es auch keine überschwengliche Liebe zu Schalom war, die sie diktierte. Der Mann, den die zitternden Arme jetzt umschlangen, bedeutete für Assina Leben, Sicherheit, Wohlstand, die Trennung von ihm Not, Schmach und Verlassenheit. Kann man es dem Kätzchen übel nehmen, wenn es, halbverhungert und zerzaust aus der Fremde heimkehrend, sich dankbar unter die Hand schmiegt, von der es all sein Leben lang nur gestreichelt wurde?

Aus dem Kreise der Umstehenden, die mit der ganzen Lebhaftigkeit des erregbaren Volkes die Sache der Eheleute wie eine eigene erfaßten, wurden Worte der Beschwichtigung und des Trostes laut, Ratschläge und Anerbieten jeder Art von Hülfe — und plötzlich fiel ein Wort, das zündete: „Wenn ihr nicht Juden wärt! Sagt euch los von der Gemeinde, deren Gesetze euch trennen — werdet Gläubige — und was vorher war, gilt nicht mehr.“

Eine Minute lang war alles still. Einer sah den andern an, jeder wiederholte im Geiste die eben gehörten Worte, jeder fühlte bang atmend die Ungeheuerlichkeit des Vorschlages mit. Araber sind keine Proselytenmacher, und nichts steht ihnen ferner, als die Seele eines Juden — der für sie ein Jude bleibt, was immer für ein Gewand er trage — für ihr eigenes kostbares Himmelreich gewinnen zu wollen. Hier aber redete das einfachste menschliche Gefühl. Eine kurze Debatte über das Für und Wider eines solchen Schrittes fand nur Nahrung an Schaloms eigener Ängstlichkeit, sehr lebhaft erfaßte dagegen Assiua die rettende Idee, und das Ende war, daß die Gatten, von einer großen Volksmenge begleitet, zum Kadi gingen.

In einem kleinen Häuschen am Sokko, in einem ebenerdigen Gemache, zugänglich für jedermann, saß der Kadi (Richter) Ben Buschâib Elfassy, dieser Kadi, von dem die Europäer sagen, er sei der einzige anständige Mann in ganz Marokko. Ein Verwandter des Sultans, reich, begünstigt, durfte er sich den Luxus erlauben, ganz nur nach seinem sehr fein entwickelten Gerechtigkeitssinn zu handeln. Er war unbestechlich, furchtlos, scharfsichtig und rückte gelegentlich

ſelbſt dem Gouverneur mit großer Energie auf den Leib. So war er erſt kurz zuvor einer Dokumentsfälſchung auf die Spur gekommen, durch welche der Kaid ſich in den Beſitz eines Grundſtückes zu ſetzen verſucht hatte, und betrieb nun die Unterſuchung mit einem Eifer und einer Schärfe, die einem europäiſchen Gerichtshofe als leuchtendes Beiſpiel dienen könnte. Die beiden Beamten, welche die Schrift verfaßt hatten, wurden auf Eſeln ſitzend durch die Stadt gepeitſcht, und der Kadi hatte nur einen Kummer dabei, daß nämlich der Kaid als Hauptſchuldiger ſich nicht in ihrer Geſellſchaft befinden konnte. Doch hatte ein Brief des Richters in Marrakeſch ſo einſchlagende Wirkung getan, daß der Gouverneur einen äußerſten Weg zur Rettung ſeiner erſchütterten Machtſtellung gehen mußte: er reiſte nach der Hauptſtadt und legte dem Sultan eine Summe zu Füßen, die dieſen gegen alle Forderungen der Gerechtigkeit ſtumpf machte. So ward dem Kadi wenigſtens die Genugtuung, daß das Grundſtück dem Betrüger zehnmal höher zu ſtehen kam, als wenn er es auf rechtlichem Wege erworben hätte.

Der Kadi hatte natürlich die Geſchichte Aſſinas in jeder möglichen und unmöglichen Verſion zu hören

bekommen und fand es nötig, sowohl Schalom als seine Frau einem scharfen, wohl zwei Stunden dauernden Kreuzverhör zu unterziehen. Der kluge Mann fand bald heraus, daß in dem gegenwärtigen Falle Assina wirklich das Opfer eines vorschnellen und sinnlosen Eifers geworden war, und die Versicherung seiner Unterstützung kam dem wackern Kadi sehr von Herzen. Die Zeremonie des Glaubenswechsels ging ohne weitere Umstände vor sich. Ein Dokument wurde aufgesetzt, welches Schalom vor zahlreichen Zeugen unterschrieb, dann wurden beide Gatten zum Bade geführt, und als Schalom sein Weib wiedersah, war sie in den arabischen Haik gehüllt, aus dem nur ihre schönen Augen mit einem rührenden Schimmer neu erwachter Hoffnung ihm entgegen lächelten.

Diese Zwischenzeit hatte der Kadi benutzt, um sowohl den Silberschmied M'Bark als Hassan Marrakschi ins Gebet zu nehmen und ihre Taschen um einige fünfzig Duros leichter zu machen. Von diesem Gelde erhielt Schalom die Hälfte, zugleich wurde ihm ein der arabischen Regierung gehöriges Haus als Eigentum zugeschrieben, jedoch bat ihn der Kadi, sich mit dem Antritt des neuen Besitztums noch bis zum folgenden Tage zu gedulden, da der Abend heran-

nahte und mit ihm das Feſt El Aiſchora, welches Aufſchub aller Geſchäfte gebot. Für dieſe eine Nacht noch ſollten alſo Schalom und Aſſina in ihr altes Haus zurückkehren, und um ihre nur allzu begründete Furcht vor der Wut ihrer geweſenen Glaubensgenoſſen zu beruhigen, ließ der Kadi ſie von einer Abteilung Regierungsſoldaten begleiten, die auch das Haus während der Nacht umſtellen und bewachen ſollten.

Es war kein Triumphzug, dieſer Gang nach Hauſe, und ohne die Soldaten wären vielleicht die neuen Kinder des Propheten noch in derſelben Stunde des himmliſchen Lohnes für ihre „Bekehrung" teilhaftig geworden. Drohungen, Schimpfworte und Steine regneten von allen Häuſern herab. Schalom hielt Aſſina an ſich gedrückt, ſie mit ſeinen Armen, ſeinem Talar, ſeinem Körper teilweiſe beſchützend, während er ſelbſt an mehreren Stellen empfindlich getroffen wurde. Endlich erreichten ſie ihr Haus, und als die traute Tür ſich hinter ihnen ſchloß, fiel Aſſina auf die Knie und küßte den Türpfoſten, ſo voll war ihr Herz von Dankbarkeit und Glück, wieder daheim zu ſein.

Der Abend ſank, und die Feuer des Feſtes begannen ſich zu entzünden. Ungeheure Bündel von

Maisſtroh und Reiſig lagen vor jeder Tür, hellauf loderten die Flammen in den engen Gaſſen wie in einem Kamine, die kalten weißen Mauern mit einem Scheine des Lebens übergießend. Jugendliche Arme waren vollauf beſchäftigt, dem Feuer immer neue Nahrnng zuzuführen. Kinder und Jünglinge ſprangen durch die Flammen, und der Luftzug, den ihre raſchen Bewegungen verurſachten, ſchien die roten Zungen ihnen nachzujagen. Die weißen Mäntel der Knaben, die weitärmeligen Röckchen der kleinen Mädchen und ihre lang hinabhängenden Kopftücher flatterten in der phantaſtiſchen Beleuchtung ſelbſt wie Flammen. Lachen und Geſchrei erfüllte die Gaſſen. Die Kälber und Hammel, die vor den Hanstüren angebunden ſtanden, drängten ſich zitternd an die Wand; Reiter in weißen Burnuſſen ſporuten ihre ſcheuenden Tiere; oben anf den Dächern ſtauden die Frauen in ihren lichten Gewanden, von unten purpurn vom Feuer, von oben ſilbern vom Mond beleuchtet, von Funken umſtoben. Und durch alle Gaſſen klangen die Töne der Reita, des langen Blasinſtrumentes mit der klagenden Stimme, nnd der kleinen tönernen Tambourine. Der Eifer der Gläubigen konnte ſich in der gewiſſenhafteſten Ausführung der Feſtvorſchriften

kaum erſchöpfen. Weniger gewiſſenhaft indes befolgten ſie ein anderes Gebot, das ihnen vorſchrieb, an dieſem Tage den zehnten Teil ihrer Güter den Armen zu geben.

Vor Aſſinas Haus brannte kein Feuer. Um ſo luſtiger ging es vor der Tür des Nachbarhauſes zu, das von einem Araber bewohnt war, deſſen zahlreiche Kinder mit den Dienern eines gegenüberliegenden Europäerhauſes um die Wette durch die Flammen flogen. Die Soldaten, die des Juden Haus zu bewachen hatten, ſchauten ſehnſüchtig herüber, kamen langſam näher und ſprangen endlich mit. Ihre grellfarbigen Joppen, ihre roten Mützen leuchteten im Feuerſchein, die kurzen Meſſingſcheiden ihrer Dolche blitzten. Sie fühlten ſelbſt, daß ſie gute Wirkung machten.

Am andern Morgen durchlief ein aufregendes, ſeltſames Gerücht die Stadt. Der Kadi hatte ziemlich früh einen Mann mit den 30 Duros und dem Schlüſſel des neuen Hauſes zu Schalom geſandt, und der Bote war in höchſter Beſtürzung zurückgekommen. Schalom, ſein Weib und ſeine Kinder waren ſpurlos verſchwunden. Der Kadi begab ſich ſofort an Ort und Stelle und verhörte Geſinde und Nachbarſchaft aufs ſchärfſte.

Wenige wußten bestimmte Angaben zu machen, die meisten hatten in dem Festjubel kein Auge für das stille Haus des Juden gehabt. Das einzige, was in Betracht kommen konnte, war die Aussage eines der Diener des Europäerhauses, er habe in vorgerückter Stunde, als die Feuer schon am Erlöschen waren, einige dunkel gekleidete Personen von Dach zu Dach bis zu Schaloms Hause steigen sehen und dort verschwinden. Die Soldaten stellten sich natürlich dumm und stumm, leugneten indessen nicht, ihren Posten verlassen zu haben, und trugen ein so unerhört frechsorgloses Wesen zur Schau, daß dem Kadi plötzlich ein Licht aufging. Ein da und dort in der Stadt auftauchendes Gerücht von einer Entführung und Gefangennahme der Familie auf Cormihans Anstiften hin bestärkte die Vermutungen des Richters. Er begab sich zu Cormihans Vetter Mordochai, fest entschlossen, jedes mögliche Mittel anzuwenden, um den Zusammenhang der Sache zu erfahren.

Mordochai Cohen leugnete nichts. Er erzählte ganz ruhig und ohne Umschweife, daß er mit zehn der angesehensten Juden von Mazagan in Schaloms Haus eingedrungen sei, zu einer Zeit, als die Dächer bereits von Zuschauern leer, die Gassen aber noch

von dem Kehraus des Feſtjubels belebt waren. Nach ſeinen Ausſagen mußten die erbitterten Vertreter der Gemeinde den armen Schalom und ſein Weib mit der ganzen furchtbaren Leidenſchaft aufgehetzter Fanatiker beſtürmt haben, den Übertritt zu widerrufen, und da die Ergießungen ihrer religiöſen Wut, ihre Flüche, Bitten, Tränen und Beſchwörungen wirklich aus der Tiefe ihres mächtigſten Empfindens kamen, gingen ſie den Abtrünnigen erſchütternd zu Herzen. Beider Nerven waren nach den Aufregungen der vergangenen Tage keines beſondern Widerſtandes mehr fähig, und es dauerte nicht lange, ſo konnte man mit Aſſina machen, was man wollte. Einige der Kühnſten, ihren Zuſtand vollſtändiger Gebrochenheit benutzend, faßten die Frau und riſſen ſie mit ſich fort, wohl berechnend, daß Schalom mit den Kindern folgen würde. Über mehrere Dächer ſchleppten ſie die Arme, bis zu dem Hauſe eines der Älteſten. Dort traten ſie auf die Straße heraus, aber nur die vorderſten mit Aſſina. Schalom wurde in dem Hauſe gefangen gehalten.

Als Aſſina die Jammerrufe ihres Gatten und ihrer Kinder hinter ſich durch die verſchloſſene Tür dringen hörte, raffte ſie ſich auf wie eine Löwin, riß ſich los und rüttelte an der Tür, wurde aber von

einem Dutzend kräftiger Fäuste festgehalten und überwältigt. Man brachte sie nach dem Hause eines andern Biedermannes, und zu guter Letzt führte man auch die Kinder Schaloms hinweg nach einem dritten Orte. Die Absicht der Juden wäre, die Glieder der bedauernswerten Familie so lange getrennt und in Gefangenschaft zu halten, bis der für die ganze Gemeinde so schimpfliche Übertritt rückgängig gemacht worden sei, doch hätte man Assina für diesen Fall der Wiederaufnahme in die Stadt und das Haus ihres Gatten versichert. Mordochai fügte hinzu, daß niemand an der Geheimhaltung dieses Gewaltstreiches etwas gelegen sei, den Aufenthalt der Gefangenen dagegen würde keiner der Beteiligten verraten und sollte man ihm „die Worte mit glühenden Zangen von der Zunge reißen". Auch über das Verhalten der wachehabenden Soldaten während dieser doch ziemlich geräuschvollen Entführungsszene verweigerte Mordochai jede Auskunft.

Damit wußte der Kadi freilich schon, was er zu wissen brauchte, wenn ihm dies die gleich zuversichtliche Haltung der Soldaten und Mordochais nicht schon verraten hatte. Und das Herz des Mannes, der die Gerechtigkeit als einen Sport betrieb, hüpfte

bei dem Gedanken, einem neuen Streiche des Gouverneurs auf die Spur gekommen zu sein, zugleich aber eine Gelegenheit gefunden zu haben, das wachsende Ansehen der Juden in der Stadt Mazagan etwas zu schmälern.

Daheim angelangt, ließ Ben Buschâib also zunächst seinen Schreiber kommen und einen ziemlich kräftig gehaltenen Brief an den Sultan aufsetzen, worin er die Juden einer Gewalttätigkeit gegen eine „mohammedanische Familie" anklagte, den Gouverneur der Stadt aber der feigsten Untätigkeit diesem Gewaltakt gegenüber, die auf eine Bestechung von seiten Cormihans zurückzuführen war. Er führte ferner aus, wie reich einerseits der Kaid durch zahllose ähnliche Bestechungen schon geworden war — („das wirkt unfehlbar!" setzte er in Gedanken bei) — wie unerhört aber anderseits die Privilegien der Juden in Mazagan alles bisher Dagewesene schon überstiegen, wie bereits der größte Teil der Stadt in ihren Händen sei; wie sie nicht nur keine Steuer für die Erlaubnis, ihre Straßen zu reinigen, mehr bezahlten, sondern sogar aufbegehrten, wenn ein gläubiger Araber ihnen seinen Unrat vor die Türe warf; wie sie niemals beim Verlassen des „Mellah" ihre Babuschen

in die Hand nähmen, aus dem einfachen Grunde, weil es überhaupt längst kein „Mellah" mehr gab; wie sie sogar in einzelnen Fällen Zollermäßigungen auf Warenausfuhr erwirkt hätten — und das alles, weil nicht der Gouverneur Hadsch Mohámmet Bel Audunia die Stadt regiere, sondern Cormihans Geldbeutel. — Diesen schönen Brief schickte indes der Kadi nicht ab, sondern steckte ihn in seine schön gestickte rote Ledertasche und begab sich damit zum Kaid.

Hadsch Mohámmet Bel Audunia machte ein finsteres Gesicht, als er den Kadi bei sich eintreten sah. Der schwache, kränkliche, furchtsame Mann, der im Grunde nicht schlimmer war, als alle marokkanischen Gouverneure — vielleicht noch der bessern einer! — war fast hülflos gegenüber dem Gerechtigkeitsfanatiker von Richter, der in der Ausübung dessen, was der Kaid die Rechte seines Standes nannte, plötzlich lauter Verbrechen aufzudecken wußte. Daß man Geld nicht annehmen sollte, welches einem für nichts Schlimmeres als die Entführung eines Judenweibes geboten wurde, schien dem armen Gouverneur die lächerlichste Übertreibung, und die Auffassung des Kadi, der der Sache fast eine politische Bedeutung zu geben wußte, verblüffte ihn geradezu. Als der Kadi seinen Brief vor-

geleſen hatte, fühlte Hadſch Mohámmet mit Zerknirſchung, daß er wieder einmal in den Händen des ſchlauen Rechtsmannes ſei, und erkundigte ſich etwas kleinlaut nach den Friedensbedingungen. Dieſe waren kurz und gut: Für das Zurückbehalten des Briefes verlangte der Kadi das Recht, 60 beliebige Juden ſo lange ins Gefängnis ſtecken zu dürfen, bis Schalom und ſeine Familie in Freiheit geſetzt würden.

Am andern Morgen erfüllte Geſchrei und Wehklagen die Stadt. Vier Regierungsſoldaten, am Stadttor poſtiert, faßten jeden harmlos des Weges wandelnden Juden, ſofern es kein Protegierter war, und ſchleppten ihn ins Gefängnis, deſſen dunkler, niedriger Torbogen ſich dicht neben dem Stadttor öffnete; dieſer Torbogen, an welchem Europäer und Araber ſchnelleren Schrittes vorbeieilen, um die Schreie der in viel zu engen Räumen elend Dahinſterbenden nicht zu hören, nicht die furchtbare Luft atmen zu müſſen, die aus dieſer Hölle des Schmutzes und der Verweſung auf die Gaſſe dringt. Ehe eine Stunde verging, war dieſe Gefängnistür von jammernden Weibern belagert, und nach einer weitern Stunde zeigte ſich kein Jude mehr in den Gaſſen. Dennoch

war erſt ein Dritteil der von dem Kadi ausbedungenen Zahl eingebracht.

Der Gouverneur hatte einen ungemütlichen Morgen. Er erwartete, jede Minute Cormihan bei ſich eintreten zu ſehen, um ihn mit Vorwürfen zu überhäufen.

Cormihan kam aber nicht.

Und der Kadi erlebte auch eine Enttäuſchung. Er hoffte von Stunde zu Stunde auf die Nachricht von der Freilaſſung Schaloms und ſeiner Familie. Dieſe Nachricht kam aber auch nicht.

Das kam daher, daß der Kadi ſich arg verrechnet hatte, als er die berühmte Stammestreue der Juden als Hauptfaktor aufgeſtellt hatte. Wußte er ſchon, daß Cormihan und jeder wohlhabendere Jude in Mazagan eine europäiſche Protektion hatte, alſo dem mauriſchen Geſetze nicht unterworfen und dem Kadi gegenüber unantaſtbar war, ſo nahm er doch feſt an, daß das Schickſal ihrer armen Glaubensgenoſſen ſie aus Mitleid mit dieſen zur Nachgiebigkeit ſtimmen würde. Aber da lag eben der Irrtum. Cormihan und die Älteſten rührten keine Hand, um die Gefangenen zu befreien, und der indiskrete Mordochai forderte den Kadi ſogar auf, ſo viel arme Juden als möglich ins Ge-

fängnis zu ſtecken und damit die Gemeinde von einer unangenehmen Laſt zu befreien.

Der Kadi ſah ein, daß es unnütze Grauſamkeit war, ganz unſchuldige arme Teufel für die Verſtocktheit vornehmer Sünder büßen zu laſſen, und wagte einen äußerſten Schritt. Er wußte, daß die Europäer das Schickſal Aſſinas mit Sympathie verfolgten und daß er nur an die Menſchlichkeit einiger unter ihnen zu appellieren brauche, um jede mögliche Unterſtützung zu finden. Derjenige, an den er ſich zuerſt und mit vollſtändiger Gewißheit des Erfolges wandte, war der engliſche Konſul, ein warmherziger, für marokkaniſche Zuſtände nur zu menſchlich fühlender Mann, der ſich bereits über Aſſinas Verurteilung ſehr erbittert ausgelaſſen hatte, und überhaupt bei jeder Gelegenheit gegen die traurigſte aller Staatsverfaſſungen mit einem Glaubensmut und einer Herzensreinheit auftrat, die bei einem Menſchen, der dreißig Jahre in einem Lande der Willkür und des Betruges gelebt, ganz unbegreiflich ſcheinen.

Dieſer Engländer empfing den Kadi beinahe mit offenen Armen und kam ihm mit dem Vorſchlage entgegen, den dieſer ſeinerſeits vorzubringen gedacht hatte. Strahlenden Antlitzes zog Ben Buſchâib heim,

und in derſelben Stunde noch wurden alle gefangenen Juden in Freiheit geſetzt. Eine ſtaunende Erwartung bemächtigte ſich der Älteſten. Sie wußten nur zu gut, daß dies nicht Nachgiebigkeit von ſeiten des Kadi bedeuten konnte, ſondern einen neuen, wirkſameren Angriff. Und am andern Morgen wußten ſie's: David Rozilio, der Protegierte eines Gibralteſers, ſaß im Gefängnis.

Was die zwanzig armen Teufel nicht bewirkt hatten, bewirkte der eine Protegierte. In ſchreienden und heftig geſtikulierenden Gruppen ſah man die Häupter der Gemeinde durch die Straßen ziehen, ſich zuſammenrotten, verteilen, wieder ſammeln und endlich, die Verwandten Rozilios an der Spitze, in ſehr verheißungsvoller Haltung auf Cormihans Haus zuſteuern.

Cormihan aber, der Große, empfing die aufgeregte Geſellſchaft mit königlicher Würde, warf ſich in ſeinen langen Überrock — Cormihan trägt immer einen Überrock und Handſchuhe auf der Straße, auch bei 40° Wärme — und ſagte mit imponierender Gleichgültigkeit: „Ich werde mit dem engliſchen Konſul ſprechen.“ Ahnungslos, von welcher Seite her der Streich geführt worden war, und nur das Werk des

Kadi dahinter vermutend, wußte er wirklich keinen wirksameren Schritt zu tun, als die Intervention des englischen Konsuls für den Protegierten eines englischen Untertanen anzurufen.

Auf dem Wege nach dem Hause des Engländers begegnete er dem Gibralteser, der in derselben Angelegenheit zu wirken versucht hatte, allein, von dem Engländer in dessen Kriegsplan eingeweiht, dem Finanzmann nicht Rede noch Antwort stand.

Als Cormihan in der Tür des Konsulatszimmers erschien, ging ein Lächeln der Befriedigung über des Konsuls feines Gesicht.

Cormihan hatte eine feine Rede vorbereitet über die Pflichten der Europäer gegenüber ihren Protegierten, über die zunehmende Entwertung der Protektion bei den Eingebornen, die allein der Lauheit der Konsuln gegenüber solchen Akten der Willkür zuzuschreiben sei, und über die dringende Notwendigkeit, gegenüber diesem einen Fall ein Exempel aufzustellen, um von vornherein in der Provinz Dukala nicht Zustände einreißen zu lassen, wie sie in der Provinz Abda leider herrschen, wo Kaid Handuschi einen Protegierten ins Gefängnis warf und denselben auf das verspätete und laxe Einschreiten der englischen Ver-

tretung hin auf ganz rätselhafte Weise verschwinden ließ. Cormihan versprach sich einigen Erfolg von dieser Rede.

Wie riß er aber seine Augen auf, als der Konsul, nachdem er ihn freundlich angehört hatte, ihn auf den kleinen Unterschied aufmerksam machte, der darin bestand, daß hier ein Protegierter allerdings von der maurischen Regierung, aber mit Wissen und Willen der europäischen Vertretung eingesperrt worden war. Und während der große Finanzier nach Worten rang, um seinem Staunen, seiner Entrüstung Ausdruck zu geben, verschlug ihm die weitere Ausführung des Engländers immer aufs neue Atem und Rede. Der Konsul sprach unumwunden und klar: in vorliegendem Falle sei die maurische Regierung in vollem Rechte, ihre Untertanen zu schützen, und nach reiflicher Beratung hätten sämtliche Konsulate beschlossen, der Ausübung marokkanischer Justiz hier kein Hindernis entgegenzustellen, sondern die der Gewalttat an einer mohammedanischen Familie schuldigen Protegierten dem maurischen Gerichtshof in Tanger zur Verantwortung zu stellen. Die Verhaftung von etwa zwanzig weitern Protegierten würde die nächste Folge sein.

Cormihan glaubte jedes Wort dieſes niederſchmetternden Beſcheides und ſaß völlig zerknirſcht vor dem kühlen Engländer. Die Worte „mauriſcher Gerichtshof" machten ihn beben. Alles, was er noch wagen konnte, war der Verſuch einer Rechtfertigung ſeiner eigenen Handlungsweiſe, und er begann zu dieſem Zwecke den ganzen Fall eingehend zu ſezieren. Aber kaum hatte er den rechten Fluß der Worte gefunden, als ihn der wackere Konſul auch ſchon flammenden Auges unterbrach: nach welchem Rechte er denn Aſſina ſo hart verurteilt habe? „Nicht nach menſchlichem, denn du haſt die Sache nicht unterſucht, und nicht nach göttlichem — denn da hätteſt du ſelbſt ſchon längſt auf den Eſel gehört!"

Das war für Cormihan genug. Mit der Miene eines enttronten Königs zog er ſich zurück. Am gleichen Tage noch wurde Schalom und ſeine Familie in Freiheit geſetzt, und in derſelben Stunde auch David Rozilio, der nach dem Aufenthalte in dem grauenhaften Gefängnis ein Bad genommen haben ſoll.

Schalom und Aſſina bezogen das mauriſche Haus nicht, den Preis ihrer traurigen „Bekehrung". Sie mußten einſehen, daß ſie fürderhin in Mazagan weder als Juden noch als Araber ein beſonders angenehmes

Leben führen würden, und beſchloſſen, auszuwandern. Etwa drei Wochen nach den erzählten Ereigniſſen ſtand die halbe Stadt draußen auf dem ſchmalen Steindamm, der vom Zollhauſe nach der Landungsſtelle führt, um die vielbeſprochene Familie abreiſen zu ſehen. Und wie Aſſina geſenkten Antlitzes und leiſe weinend durch die Reihen der Gaffer dahinſchritt, mußte ſie plötzlich, von einer fremden Macht gezwungen, den Blick erheben, um in ein Auge voll Haß und Hohn zu blicken, welches aus einem blaſſen Geſicht heraus feſt auf ſie gerichtet war. In dieſem Momente ſchluchzte die arme Frau laut auf und preßte das Kind, das ſie auf dem Arme trug, feſt an ſich. Dachte ſie daran, welches Meer von Jammer durch ihre Schuld aus dieſen ſchönen Augen über ſie und die Ihren gekommen war?

Jetzt lebt die Familie in einem kleinen Städtchen Braſiliens, ſo glücklich, als es der Jude fern der Scholle, auf der er geboren iſt, eben ſein kann. In fünf Jahren wird Schalom das Bürgerrecht ſeiner neuen Heimat erworben haben, und dann werden die Leutchen nach Mazagan zurückkehren, nicht als Juden und nicht als Mohammedaner, ſondern einfach als Amerikanos. Sie werden ſich europäiſch kleiden und

werden Protegierte haben und werden beim brasilianischen Konsul Besuch machen. Wenn Cormihan dann noch lebt, wird er vielleicht eines Tages an einer Soiree seines Vorgesetzten die Frau zu Tische führen, die er einmal schmachvoll und ungerecht verurteilt hat. Und wenn der brasilianische Konsul seinen Dolmetscher fragen wird, wie er sich unterhalten habe, so wird Cormihan antworten: „Es war ein reizender Abend!“

Phot. A. Lennox

Uld Abaria im Gebet.

Abarias Sohn.

Uld* Abaria! Die Silben dieſes Namens wurden, wann immer und von wem immer ſie ausgeſprochen werden mochten, ſtets auf eine eigentümliche, vergnügte Weiſe kadenziert, mit einem geradezu wollüſtigen Verweilen auf dem i der vorletzten. Während dieſer Fermate aber dehnte ſich das Lächeln, das mit dem Namen zugleich auf den

*Uld = wie „Ben", Sohn.

Lippen des Sprechenden entstand, zu einem Grinsen, und das a der letzten Silbe verzitterte nicht selten in einem halb unterdrückten Lachen. Seinen vollkommensten Triumph aber feierte dieser allem Anscheine nach so erheiternde Name, wenn der Herr des Magazines, angesichts irgend einer himmelschreienden Dummheit, wutschnaubend den Urheber derselben zu Gericht forderte und der ganze Chorus goldbrauner Taugenichtse mit Maissichten, Schaufeln und Abmessen innehielt, um unisono zu antworten:

„Uld Abaria!"

„Uld Abaria? Wo steckt denn der Hund schon wieder?" donnerte der erboste Europäer weiter. Und dann erschien hoch oben über dem Rande des flachen Magazindaches ein kugelrunder Jünglingskopf, von einem roten Turban gekrönt und von einem dürftigen blonden Barte, der in der Sonne leuchtete wie ein verkehrt aufgesetzter Heiligenschein, vorteilhaft umrahmt. Mit dem Ausdrucke maßlosen Erstaunens, aber auch unendlicher Milde klang nach einer kleinen, erwartungsvollen Pause aus der blauen Luft die Frage herunter: „Was befiehlst du denn, Kaufmann?"

„Komm herunter, daß ich dir die Peitsche zu essen gebe! Was treibst du schon wieder da oben?"

„Ich bete," kam es ſanft aus der ſonnigen Höhe zurück. „Aber ich komme ſogleich." Das Geſicht verſchwand. Unten im Magazinhofe ſtießen die Arbeiter kichernd einander an und ein Dutzend ſchwarz funkelnder Augen richteten ſich auf die höher aufragende Mauer des gegenüberliegenden Magazinflügels, auf deren blendend weißer Fläche der Schattenriß des betenden Jünglings erſchien, wie das Bild einer Rieſenkröte, kauernd, hockend, in zahlreichen Verbeugungen bald den Kopf, bald das Hinterteil gen Himmel reckend. Der Herr des Magazines ging halb knurrend, halb beluſtigt in ſein Kontor zurück.

Und Abaria hatte ſein Gebet beendigt und arbeitete ſich mit fuchtelnden Armen in ſeine Dſchilabia* hinein, die eben als Gebetsteppich gedient hatte. Dann unternahm er einen Rundgang auf dem Dache; benutzte die Gelegenheit zu einem Meinungsaustauſch — von oben herunter — mit den Arbeitern der anſtoßenden Magazine; überzeugte ſich im Herabklettern von dem unentwegten Wohlbefinden der Falkenbrut in ſämtlichen Magazinfenſtern — und langte endlich glücklich im Hofe an, als der Zorn des Europäers

*Dſchilabia = Überkleid.

verraucht und die verſprochene Prügelſuppe zu einer Strafpredigt eingedämpft war. —

Kamele ſchwanken in den Magazinhof, ihr Gebrüll hallt von den Wänden wieder, von den gellenden Rufen der Araber übertönt, die jene ewig proteſtierenden Geſchöpfe zum Niederlegen zwingen wollen. Endlich liegen die Koloſſe, die ſtrammgefüllten Strohhüllen ihrer Laſten öffnen ſich, der goldene Mais rieſelt auf den Boden hinab. Immer fehlt es an Händen zum Abmeſſen und Hinwegtragen. Schon tönt das monotone Zählen des Oberarbeiters, der das kleine Kornmaß füllt und in die Schürzen der Träger entleert. Man braucht Uld Abaria, man ſucht, man ruft nach ihm. Uld Abaria iſt verſchwunden, niemand weiß, wohin, warum, wann und für wie lang. „Jetzt habe ich genug!“ ſagt der Herr des Magazins in berechtigtem Ärger. „Wofür bekommt der Kerl eigentlich ſeine Peſete täglich? Morgen fliegt er hinaus.“

Zwei Stunden ſpäter erſchien der ſanfte Beter mit rotem Kopfe und ſehr bewegtem Geſtenſpiel, gefolgt von einem nicht minder erregt ausſehenden Landaraber, der ein kleines mageres Pferdchen mit ratzekahlem Schwanze und geſchorener Mähne am Halfter

nach sich zog. Nachdem der erste Hagelschauer überstürzender Anklagen und Gegenklagen verprasselt war, gelang es dem Herrn des Magazins endlich, auf Grund eines nicht ganz einfachen Verhörs folgende Tatsache festzustellen: Uld Abaria hatte nach beendigtem Gebete eine harmlose Neigung zum Spazierengehen in sich verspürt und derselben auch ohne weiteres Folge geleistet; hatte, indem er über den Sokko (Markt) dahinschlenderte, das besagte Pferdchen erblickt, das da zum Verkauf ausgeboten wurde; war auf die Schwanz- und Mähnenschur hereingefallen und hatte das hoffnungslose Geschöpf, das seine acht Jahre zählen mochte, unter dem Namen eines ganz jungen Füllen für neun bare Duros erstanden. Wie er sich nun in jenem Hochgefühl, das nur ein vorteilhaft abgeschlossener Handel verleiht, mit seiner Errungenschaft auf den Weg machte, begegnete ihm mitten auf dem Sokko sein ärgster Feind, des Europäers junger Reitknecht Ben Scharki. Ein Blick, ein jubelndes Auflachen, drei vernichtende Worte — und Uld Abaria wußte, was er gekauft hatte. Passanten, flugs um den noch halb ungläubigen und schimpfenden Pferdekäufer versammelt, bestätigten unter großer Heiterkeit das Unerhörte: Abaria war wirklich auf die plumpste

Weiſe betrogen. Das unſchuldige Pferd hatte zuerſt den Zorn des Angeführten zu büßen mit Schlägen und Schmähworten, die es geduldig hinnahm. Dann aber wandte der Entrüſtete heldenmütig ſeine Schritte rückwärts, zu dem Platze zurück, wo der urſprüngliche Eigentümer der geſchorenen Mähre ſich noch aufhielt, und forderte in einer mehr ausdrucksvollen als zarten Redeweiſe ſeine neun Duros wieder heraus.

Eine ſtürmiſche Szene folgte, und da wollte es Ulb Abarias Unſtern, daß ein Soldat des Kaid[1], der auf buntgezäumtem Prachthengſte nahe vorüberzog, vom Lärm angelockt herankam und ſich barſch nach der Urſache des Streites erkundigte. Ulb Abaria war in tiefſter Seele erſchrocken. Er war ein ſchlechter Steuerzahler und ſeine Anſtellung bei dem Europäer ſchützte ihn, das wußte er wohl, nur ſo lange, als der gute Wille des Kaids dieſen Schutz anerkannte — d. h. ſolange allgemein angenommen wurde, daß es in Ulb Abarias Schatztruhe nichts zu holen gäbe als rote Flusſtücke[2]. Der Luxus eines Pferdeankaufes konnte in dem Gouverneur ein böſes Intereſſe an den Privatverhältniſſen des Magazinarbeiters erwecken — — und mit jener Geiſtesgegenwart, die

[1] Gouverneur. [2] Kupfergeld = 1/3 Centime.

nur der göttlichen Dummheit eigen ist, log Uld Abaria flugs, er habe das Pferd im Auftrage seines Brotherrn und für diesen angekauft. Der Kaidsoldat betrachtete das kahlschwänzige Elend mit einem eigentümlichen Lächeln und — hier schloß Uld Abaria seine Erzählung mit einem Antlitz, das in Siegeszuversicht und Selbstzufriedenheit strahlte: „und wird morgen zu dir kommen, o Kaufmann, um zu sehen, ob das Pferd wirklich dir gehört. Und dann wirst du, favor monik — als Gunst deinerseits — und barakalaufik — Gottes Segen über dich —! ihm sagen: ja, o M'chasni[1], das Pferd gehört mir!"

Das Gesicht des gottbegnadeten Diplomaten und der Anblick des Pferdes, für dessen beneideten Besitzer er nun plötzlich zu gelten hatte, wandelten den Zorn des Europäers in Heiterkeit. Uld Abaria aber brauchte freilich nicht lange, um diese glückliche Wirkung seines Streiches wieder zu brechen: als er dann, mit der gleichen Miene froher Selbstverständlichkeit dem Europäer ansann, nun auch noch dem betrügerischen Roßhändler einen Teil der neuen Duros abzudisputieren, da hörte der Herr auf zu lachen und ließ Käufer und Verkäufer der Mähre zusammen auf die Straße

[1] Leibgarde des Kaid.

werfen. Das corpus delicti ſelbſt, die Situation erfaſſend, ergriff die Flucht, von ſämtlichen Hunden und Gaſſenjungen des Sok verfolgt. „La bass,“ ſagte Uld Albaria, als er nach einer halben Stunde atemlos mit dem eingefangenen Tiere ins Magazin zurückkehrte. „La bass — kein Unglück!“ Der Roßhändler aber mit den neun Duros hatte ſich an der Jagd nach dem Glücke nicht beteiligt, ſondern ſtillere Pfade eingeſchlagen, die ihn ſchnell und ſicher den Augen der Gerechtigkeit entführten.

Der Kaidſoldat hat zum Glück ſein Verſprechen nicht gehalten, Uld Abaria und ſein Pferd vielleicht ganz vergeſſen. Was des Europäers Seelenzuſtand betraf, ſo ſorgte Uld Abaria ſchon dafür, daß immer neue überraſchende Eindrücke die alten verwiſchten und entwerteten. Von dem Pferde war ſchon andern Tags keine Rede mehr. Das denkwürdige Geſchöpf tauchte nur noch einmal in der Geſchichte Mazagans auf, um für immer zu verſchwinden.

Das war an einem goldenen Frühlingstage, als der Europäer, einer oft und dringend wiederholten Einladung ſeines Protegierten Hadſch Abu folgend, die Kabyla (Stamm) der Uled Selm beſuchte. „Wen immer du von Freunden mitbringen willſt, er wird

willkommen ſein!“ hatte Hadſch Abu nach Araberart ſeiner Einladung hinzugefügt, und man muß glauben daß in jenen Landen dieſe Redensart nicht als konventionelle Lüge aufgefaßt wird: denn ſämtliche Arbeiter des Magazins waren in der Stunde des Aufbruches verſammelt, umfangreich und ungeſchickt in der voluminöſen Pracht ihrer Feſtgewande und alle mehr oder minder elegant beritten. Auch Uld Abaria hatte ſeiner rattenſchwänzigen Acquiſition einen roten Sattel aufgelegt, in dem er ſtolz wie ein Ritter tronte, den weißen Hadun (Mantel) über die Schultern zurückgeworfen, den grasgrünen Kaftan leuchtend zur Schau tragend.

Hadſch Abu, der einen mächtigen Schimmel ritt, und ſein Bruder, auf einer ſchönen ſchwarzen Stute, waren ſelbſt gekommen, um den Gaſt nach der Uled Selm zu geleiten. Sie ritten, ihre Pferde zügelnd, gemeſſenen Schrittes neben dem Europäer her, die acht oder neun Magazinarbeiter folgten in ſüßes Sinnen verſenkt, das ihnen den bevorſtehenden Genuß ungezählter Täjins (Ragout) und Kuskuſſus vorzauberte. Grün war das Land, auf allen Wegen blühte Krokus und Anemone, in glänzenden Regentümpeln ſpiegelte ſich der herrlichſte Himmel. Droben im

kalten Europa ſchrieben ſie anfangs Dezember: hier bezeichnete dieſer Monat die Zeit des holdeſten Naturerwachens.

War es der Lenz, der Uld Abarias Seele bewegte? Die gemeſſene Ordnung des Zuges ſchien das Wogen ſeiner Gefühle zu dämmen. Plötzlich aber — hatte der Frühlingsjubel dieſes kindlichen Herzens, hatten all ſeine Kuskuſſuträume ſich in einem unbewußten Strampeln Luft gemacht? — plötzlich berührte der ſcharfkantige mauriſche Meſſingbügel unſanft die kitzliche Weiche des Tieres. Wütend ſprang es auf, blindlings vorwärts und mit ſolcher Vehemenz gegen Ben Scharkis alten Vater, daß dieſer einerſeits, Uld Abaria andererſeits, beide prompt aus den Sätteln flogen, zur nicht geringen Ergötzung der ganzen Geſellſchaft. Hinter den flüchtigen Pferden eilten flugs ein paar Berittene querfeldein, während die Geſtürzten ſich ſelbſt und ihre Feſtgewande von der frühlingsfeuchten Erde erhoben, um mit drohender Geberde aufeinander loszufahren. Bis zum Einfangen und Zurückbringen der Ausreißer ſpielte ſich eine dramatiſch ſehr bewegte Szene ab, der ein befehlendes: „Yallah!“ (vorwärts) des vorangerittenen Europäers ein Ende machte.

Aber die Stimmung war nun gegeben. Sämtliche Arbeiter fielen mit beißendem Spott über den armen Uld Abaria her, dessen Turban entrollt über seine Schulter hinabflatterte, während des nunmehr erregten Pferdes ungemütliches Tänzeln dem Reiter keine Möglichkeit bot, seinen Kopfputz wieder in Ordnung zu bringen. Kaum hatte dann der Zug die Hügelkette des Küstenstriches hinter sich, und das ebene weite Flachland erreicht, da schlug der junge Ben Scharki, mit einem schlauen Blinzeln nach Uld Abaria hin, eine Fantasia vor. Es war keiner unter der kleinen Schaar, der nicht seine lange Steinschloßflinte vor sich quer über den Sattel liegen, der nicht das Pulverhorn an seidener Schnur über die Achsel hängen hatte. In einem Nu waren sämtliche Waffen geladen und schußbereit, und schon im nächsten zogen die Reiter, ihre Tiere in kurzem Galopp haltend, an dem Europäer vorüber, um sich vor ihm zu rangieren.

Der Kaufmann sah sich nach Abaria um, der nach seinem Sturz seine Flinte dem gutmütigen Buschaib zu tragen gegeben hatte und sie jetzt geladen aus dessen Händen zurücknahm. „Du machst nicht mit!“ befahl der Europäer kurz, und Uld Abaria antwortete ergebungsvoll: „Gut, gut, Herr!“

Es ist anzunehmen, daß Uld Abaria die redliche Absicht gehabt hat, Gehorsam zu leisten. Leider aber nicht sein Pferd! Dieses, als es die andern Tiere vor sich hertänzeln sah, begann gewaltig im Zügel zu arbeiten; sein ohnedies unruhiger Schritt wurde zu einem kurzen, stoßenden Springen, und Uld Abarias Kraftanstrengungen auf den Zügel vereitelte es mit einem wilden Kopfschütteln. Schon war Uld Abaria, hoffnungslos, nur noch darauf bedacht, seinen Sitz zu behaupten — da ertönte in der Reihe vorne das Zeichen zum Anlauf. Ein kurzes donnerndes Schlagen flüchtiger Hufe und dahin sauste die Schar wie eine Vision jagender Sturmgeister über das weite, lichtgrüne Feld. Die weißen Haduns flatterten, die bunten Kaftans leuchteten, unter den Hufen der Rosse flogen goldene Blumenköpfe auf wie Funken, und der Duft der zermalmten Frühlingskräuter wehte lang hinter ihnen drein. Uld Abaria flog mit wie im Traum. Sein Pferd hatte auf den Zaum gebissen, den Kopf leicht gesenkt; kein Gott hätte es zu halten vermocht. Die Flinte lag im Gras, Uld Abarias Hände hatten vollauf Beschäftigung für die nächsten Minuten.

Die andern Reiter, Kopf an Kopf dahinbrausend, hatten ihren Tieren die Zügel auf den Hals gelegt.

Halb in den Bügeln ſtehend, ſchwangen und drehten ſie die Flinten in luſtigem Spiele über ihren Köpfen, um ſie endlich auf ein gegebenes Zeichen wie ein Schlag loszufeuern. Dann ſtanden ebenſo plötzlich ſämtliche Pferde, und nun kehrte die ganze Schar gravitätiſch im Schritt zu dem Europäer zurück, der, von Hadſch Abus Bruder begleitet, langſam folgte.

Nur Uld Abaria kehrte nicht zurück. Sein Pferd rannte noch immer, noch immer wehte ſein Turban. Ob er Verſuche machte, den Durchgänger zu halten, ob er ſich blindlings ſeinem Schickſale überließ — ſchon konnte es niemand mehr unterſcheiden. Wie ein ſchimmerndes Wölklein flatterte ſein weißer Burnus, kleiner und kleiner werdend, in den ſonnigen Horizont hinein. Eine Talwelle nahm die Erſcheinung auf: Uld Abaria war verſchwunden.

Worte des Mitleids waren es nicht, die ihm folgten. Schadenfreude iſt die reinſte Freude auch für Araberherzen. Der Kaufmann zuckte nur lachend die Schultern. Irgendwie, irgendwo und irgendwann würde Uld Abaria ſchon wieder zum Vorſchein kommen, und ein beſonderer Gott ſchützt die Dummen.

Gegen die Mitte des Vormittags ward Uled Selm erreicht. Der Europäer hatte ſchon tags zu-

vor ſein Zelt hinausgeſchickt, welches nun auf einem Hügelkamm, dicht neben Hadſch Abus Douar aufgeſpannt, im friſchen Winde ſeine großen weißen Flügel blähte und ſtolz über die braunen Chaimas (Zelte) des Douars (Dorf) wegleuchtete, wie ein ſchöner Schwan über einen Kreis ſchmutzbrauner Entlein. Im Douar kläfften die Hunde, Rauch ſtand in zartblauen Kuliſſen zwiſchen den Zelten, über den lodernden Feuern, und wob um eilig vorüberhuſchende und doch neugierig zurückblickende Mädchengeſtalten einen diskreten Schleier, der das Allerſchönſte vermuten ließ. Vor dem Douar aber ſcharten ſich ganz unbefangen Kinder und alte Weiblein, dem Fremden ihre Hände entgegenſtreckend, die ſeinen erfaſſend und drückend.

Im Zelt lagen Matratzen und Teppiche; kaum hatte der Kaufmann ſeine Sporen abgeſchnallt und ſeine reitſteifen Glieder ausgeſtreckt, ſo erſchien auch ſchon in der Türöffnung Hadſch Abu, gefolgt von jüngern Männern ſeiner Kabyla, deren jeder eine gedeckte Schüſſel auf rundem Holzbrette trug. Dieſer die flache tönerne Schüſſel mit dem öltriefenden Täjin, dem roſinengewürzten Ragout von Hammel- oder Hühnerfleiſch; jener den rieſigen, im ganzen gebratenen, mit ſcharfriechenden Kräutern überſtreuten Hammel;

ein dritter den Kuskuſſu unter dem ſpitzen, meterhohen Deckel aus buntem Strohgeflecht. Jede Schüſſel war mit einem Kranz friſcher, heißer, duftender Brote umgeben. „Oho! Oho!“ ſagte der Kaufmann beim Anblick ſo vieler Herrlichkeit. Hinter den Rieſenſchüſſeln tauchten die ſtrahlenden, erwartungsvollen Geſichter der Magazinarbeiter auf.

Hadſch Abu ließ die Gerichte vor den Kaufmann hinſtellen und wehrte mit einem zeremoniöſen „Dialidialik“ — das Meine iſt das Deine!“ den Dank des Europäers ab. Der Aufforderung mitzueſſen folgte er nach einigem Zieren, und es folgte ein mattes und freudeloſes Genießen, dem ein ſchwacher Magen auf ſeiten des Europäers, allzugroße Ehrfurcht auf ſeiten des Arabers jede freiere Entfaltung verwehrten. Volle Ehre ward den ſchönen Gottesgaben erſt dann, als der Kaufmann — nach wenigen Minuten — ſich befriedigt erklärte und Hadſch Abu die kaum berührten Platten hinwegſchaffen ließ, dahin, wo der Kreis der Magazinarbeiter und die Männer der Kabyla ſie mit gierigen Augen erwarteten. Das war ein Eſſen! Lautlos — andachtsvoll — die Augen feſt auf das Plätzchen in der Schüſſel gerichtet, wo die Hand zu ſchöpfen hatte — jeden Tropfen Öl zählend, der

ſeinen Weg nach dem Grübchen des Nachbars zur Rechten nahm, jedes Stückchen Fleiſch, welches der Nachbar zur Linken durch teufliſche Kniffe unrechtmäßig in ſein Bereich zog. Der Magen eines Arabers iſt der dehnbarſte aller Begriffe. Männer, die wochenlang von einem Griſch (25 Cts.) Brot und Butter täglich gelebt haben, vermögen plötzlich und ohne Schaden zu bergen, was drei normale Heuarbeiter ſättigen würde. Der letzte Tropfen Öl, das letzte Krümchen Brot fand ſein Unterkommen.

Und ſiehe da! In dieſem geſegneten Augenblicke, da jeder mit ſtillem Behagen die Hände über der ſtrammen Wölbung des Bäuchleins faltete, in dieſem Augenblicke ertönte draußen Hundegebell. Auf dem Anger aber erſchien ein triefendes, abgehetztes Rößlein und ein Mann ohne Turban mit zerfetztem Haduu. Armer Uld Abaria! — —

Die Duros hat Uld Abaria lächelnd verſchmerzt. Die entgangenen Täjins dagegen wird ihm das Schickſal immer ſchuldig ſein. Das Pferd hat er andern Tags um drei Duros an einen Pflüger verkauft.

* * *

„Das Paradies auf der Erde,
Liegt im Herzen des Weibes,
Auf dem Rücken der Pferde."

Dies ſoll ein arabiſches Sprichwort ſein. Und Abaria hat es nicht erfunden. Kennte er's, er würde proteſtieren. Seine Erfahrungen lehren vielmehr, daß das irdiſche Paradies dem am ſicherſten iſt, der beidem — dem Weibe wie dem Pferde — aus dem Wege geht. —

Der Herr des Magazins hatte ſeine Drohung — die hundertmal mit den bindendſten Eiden bekräftigte und hundertmal wieder zurückgenommene Drohung — endlich ausgeführt. Und Abaria war „hinausgeflogen". Er nahm die etwas unzeremoniöſe Kündigung mit der gewohnten Sanftmut hin und verbrachte den Reſt des verhängnisvollen Tages ſo, wie er alle übrigen Tage vor der Kataſtrophe zugebracht hatte: mit Nichtstun und Beten.

Am andern Morgen, als das Zetern der erſten Kamele den Magazinherrn erweckte, ſah er im Dämmergrau eine Gruppe weißer Geſtalten vor ſeiner Haustüre pathetiſch und regungslos verharren. Und Abarias Familie war's, die für den armen Sünder zu bitten kam: ſein Vater, ſeine Mutter und Großmutter, drei Brüder im Alter von fünfzehn

bis anderthalb Jahren, zwei Negersklavinnen und ein paar Hühner, die der Alte an den zusammengebundenen Beinen hielt mit nach abwärts baumelnden Köpfen.

In dem Augenblicke, da die Tür des Hauses sich öffnete, erhob die ganze Gesellschaft inklusive Hühner die Stimmen. Parizade, als sie den verhexten Berg hinaufging, mag ein ähnliches Konzert vernommen haben. Es muß aber mit Bedauern konstatiert werden, daß der Magazinherr nicht die Widerstandskraft der schönen Heldin besaß, die, ohne den Kopf zu wenden und unbewegten Sinnes an den „Stimmen" vorübergegangen sein soll. Der Kaufmann ließ sich auf Verhandlungen ein, die natürlich kläglich für ihn verliefen. Auf seine Darlegung von Uld Abarias Untauglichkeit gab der Alte ihm unbeschränkte Befugnis, seinen Sohn so lange zu prügeln, als noch Kraft in einem Arm und ein Stock in Mazagan aufzutreiben sei, und als der Europäer etwas unwillig zur Antwort gab: „Das sagt man, aber man tut es nicht," bot der Vater selbst, sowie der längste der Brüder sich zur Exekution an. Das Lächeln, mit welchem der Kaufmann dies Anerbieten beantwortete, schien in den Herzen der Bittenden

neue Hoffnung zu erwecken, denn sie verstärkten ihre Beschwörungen zu solch einer Höllensymphonie, daß der Belagerte sich ergab. Nicht bedingungslos, freilich. Als Magazinarbeiter sollte Uld Abaria sich nicht mehr zeigen, dagegen wurde ihm das ehrenvolle und wichtige Amt übertragen, den Haushalt des Europäers mit Brot zu versehen. So blieb er wenigstens nominell noch immer im Dienste und — was daraus folgerte und worauf es der Familie ankam — unter dem Schutze des Europäers.

Andern Tages erhielt Uld Abaria die nötigen Backgeräte, sowie einen Vorschuß von fünf Duros zum Ankauf von Weizen, den er in seiner Noalla (Strohhütte) zu Grieß malte, aus dem der Araber sein schmackhaftes Brot bäckt. Da die Sache einmal im Gang war und die Brote nicht allzu schlecht ausfielen, widmete sich Uld Abaria ganz dem Bäckerberuf, nahm einen größern Vorschuß, kaufte Weizen in Vorrat und hielt einen festen Platz am Sokko, wo er seine Brote verkaufte. Im Hause des Europäers ließ er sich kaum mehr sehen. Anfangs hatte er seine Brote persönlich dort abgeliefert, dies jedoch auf die Dauer als allzu schlimm vergolten unterlassen. Die Sorgfalt, mit welcher er das Gebäck auf dem

Transport vom Ofen zum Hause warm hielt, indem er es in die Falten seiner Dschilabia zwischen Haut und Wollstoff bettete, wurde von seiten dieser merkwürdigen Christen gar nicht gewürdigt. Häufig gab

Phot. A. Lennox.

Die flehende Familie des Ald Abaria vor der Türe des Kaufmannes.

es Donnerwetter, wenn die Ablieferung der Brote sich um ein paar Stunden verspätete. Ald Abaria liebte den Frieden. Er ließ also seinem fünfjährigen Bruder Omar die süße Pflicht des Brotaustragens, und wandte seine ganze Zeit dem Markt zu.

Soweit wäre alles gut gewesen und Uld Abaria gewiß einer der glücklichsten Bürger im Reiche des Sonnenunterganges. Aber die merkwürdige phychologische Erfahrung, die der denkende Deutsche in dem schönen Sprichwort vom Esel, der aufs Eis geht, dokumentiert hat, läßt sich auch am Araber beobachten, nur daß die Söhne dieses Landes, wo Eislaufen unbekannt ist, in diesem speziellen Falle sich eine Frau nehmen. Uld Abaria hatte — nein! keiner poetischen Redefigur bedarfs, um auszudrücken, was Uld Abaria fühlte! — nichts weiter, als das Bedürfnis aller derer, die zu wenig zu tun haben: das Bedürfnis, auch die geringen Pflichten ihrer Tage noch von sich abzuwälzen. Und also: Uld Abaria nahm eine Frau.

Der Europäer war bei diesem neuen Unternehmen seines Schützlings insoweit interessiert, als er wieder zehn Duros Vorschuß geben mußte zur Anschaffung eines Staatskleides und einiger Hausgeräte; ferner entführte ihm Uld Abaria unter sanftem Schmeicheln ein halbes Dutzend leerer Holzkisten, die zur Ausbesserung der Noalla von Nöten waren; und endlich verlangte er auch noch sein Hochzeitsgeschenk. Dann hatte der Europäer sieben Tage lang sein Brot von irgend einem andern Lieferanten zu beziehen.

Und nach dieſem Termin ging alles wieder ſeinen alten Lauf, nur mit dem Unterſchiede, daß das Brot, welches nun Madame Abaria buck, um ein Erhebliches beſſer war. Uld Abaria trug in den verſchiedenen Kaffeehäuſern der Stadt ſeine Feſtkleider auf.

Indes nicht lange blieb's ſo ſchön. Vierzehn Tage nach der Hochzeit Abarias wartete man im Hauſe des Europäers einmal vergeblich auf Brot. Da es auch bis zur Mittagſtunde noch nicht erſchienen war, entſandte der Kaufmann einen Arbeiter, der den Sünder zur Stelle ſchaffen mußte, damit er ſich verantworte. Uld Abaria wurde gebracht. Der Magazinherr ſah ihn an und verſchluckte beſchämt, was ihm ſoeben auf der Lippe geſchwebt hatte. „Was iſt denn mit dir geſchehen? Biſt du wieder geritten?" fragte er ſanft.

„Nein Herr!" antwortete Uld Abaria hinter ſeinen Kopf- und Geſichtsbinden. „Das iſt nur meine Frau, die nicht will, daß ich abends ins Kaffeehaus gehe."

„Ich danke!" machte der Europäer entſetzt. „Ich hatte mir eingebildet, das gäb's nur bei uns! — Na, geh jetzt nur wieder!" fügte er freundlich hinzu, „und ſieh zu, daß du bald geheilt wirſt. Und dann ſage der Schönen, wenn ſie ſchon ihren Zorn über dich

auf mich Unſchuldigen übertragen und kein Brot backen will, ſo ſoll ſie wenigſtens dich nicht daran verhindern. Slama!"

Der Araber zögerte noch, man ſah, ein Schweres lag auf ſeiner Seele. „Kaufmann!" brachte er endlich ſchüchtern hervor, „verzeihe mir, aber ich kann auch morgen kein Brot backen —"

„So?"

„Sie hat die Backgeräte ins Bett verſteckt, und als ich ſie mit Gewalt nehmen wollte, warf ſie mich auf die Straße und ſperrte die Tür der Noalla zu."

„Wo hältſt du dich denn auf?"

„Bei meinen Eltern. Ich — ich weiß nicht, ob ich morgen ſchon wieder heim darf."

„Biſt du ein Mann?" rief der Kaufmann empört. „Haſt du keinen Stock? Schämſt du dich nicht?"

Uld Abaria warf ihm einen Blick zu, einen Blick voll unausſprechlicher, ſanfter Vergebung. „Du redeſt wie du's verſtehſt — du weißt's nicht beſſer, du Unſchuld!" ſagte der Blick, der von einem Lächeln und einem Kopfſchütteln begleitet war. Dann ging Uld Abaria, ſein unverſtandenes Schickſal und ſeinen zerſchlagenen Kopf vor den Blicken der kalten Menſchen zu verbergen.

Der Magazinherr ſchickte den Oberarbeiter nach Uld Abarias Roalle, um dem Hauskreuz des Schwergeprüften ein Wort wegen des Brotes zu ſagen. Der Oberarbeiter entledigte ſich dieſes Auftrages, indem er einen baumlangen Neger damit betraute. Dieſer nahm ſeinen Bruder mit. In der Folge gab es keine Unregelmäßigkeiten in der Brotlieferung mehr. Daß Uld Abaria ab und zu umher lief wie ein wegen Dienſtuntauglichkeit penſionierter Gladiator, war Nebenſache und ging den Europäer nichts an.

Aber Uld Abarias verbundener Zuſtand nahm mit der Zeit chroniſchen Charakter an und endlich, wie es ſchien, einen ausgeſprochen kontagiöſen, denn eines ſchönen Tages zeigte ſich auch der alte Abaria verdächtig invalide — zeigte ſich auf dem Magazinhofe, wo er ein gewaltiges Gejammer erhub und den Kaufherrn mit Flehen beſtürmte, ſeine Autorität über das Ehepaar geltend zu machen. Entweder mußte das gefährliche Weib ins Gefängnis oder Uld Abaria der abendliche Kaffeehausbeſuch unterſagt werden. Die herrſchenden Zuſtände wären auf die Dauer nicht mehr zu ertragen.

Der Europäer wies den Klagenden unwirſch ab: „Was gehen mich deine Familienverhältniſſe an?

Wenn du ſelbſt kein Mann biſt —! Sind wir da, um unter Weibern und Waſchlappen Ordnung zu ſchaffen?" Er wandte dem Alten kurz den Rücken und ließ ihn ſtehen.

Der Alte ſandte ſeinem Protektor einen ähnlichen Blick nach, wie der Sohn dies bei dem gleichen Vorwurfe getan hatte — den Blick eines Feldherrn, dem nach verlorner Schlacht ein dummer Junge die Fehler auftiſcht, die man hätte vermeiden müſſen. Der Oberarbeiter und die beiden Neger allein verſtanden die volle Bedeutung dieſes Blickes.

Endlich aber, da ſich die Klagen mehrten und da eines Tages die Weiber der Familie in voller Zahl erſchienen, ihre Stimmen ein Chorus vergeltender Furien, ihre Arme in wildem Gebärdenſpiel erhoben, die langen Haiks (Kleidungsſtück ohne Naht) am Boden ſchleppend, die Bruſt entblößt und die Geſichter zerkratzt — als zu guter Letzt aus ihrem Gezeter verſtändlich wurde, daß Uld Abaria „ſterben wolle": da machte ſich der Kaufmann kopfſchüttelnd und unwillig bereit, die Höhle des Drachen aufzuſuchen.

Die Noalle war nicht ſchwer zu finden. In dem Gewirre ununterſcheidbar ähnlicher Hütten war es

die Chiffre ſeiner Firma, die auf dem zu Zaun und Türe verwendeten Kiſtenholze als einziges Dekorationsmoment und als untrüglicher Wegweiſer dem Kaufmann entgegenlachte. Dieſer tat mit ſeinem Stock einen kurzen Schlag an die Bretterwand, zugleich Uld Abarias Namen rufend.

Die Tür öffnete ſich raſch und war einen Moment wie erfüllt von einem bunten Flimmer; dann wuchs es empor aus dem winzigen Rahmen, nicht anders als ein Dſchinn aus der entſiegelten Wunderflaſche: rieſengroß, überwältigend. Der Kaufmann trat unwillkürlich einen Schritt zurück und betrachtete mit ehrlichem Entſetzen das monumentale Weib, das ſich da vor ihm erhob: die gewaltigen, unbekleideten Gliedmaſſen, aus dunkelſter Bronze gegoſſen, das mächtige Haupt mit dem Gefunkel der zitternden Glasgeſchmeide dran und dem blendenden Aufleuchten der tadelloſen Zähne, der beweglichen Augäpfel. Geradezu dämoniſch erſchien das ſchwarze Weib in ſeiner Kraft und Größe, und der Europäer begriff ſehr wohl, daß dies maſſive Antlitz, das jetzt, von einem Grinſen erhellt, nur unheimlich erſchien, in Augenblicken der Wut einen ſehr berechtigten Schrecken einflößen konnte — ſelbſt einem Manne!

Es ist keine Seltenheit, daß Araber der untersten Stände sich mit Negerinnen verheiraten, obgleich dies immer als eine Art Mesalliance betrachtet und nur durch große Armut entschuldigt wird. Denn in jeder Beziehung ist die Negerin ein bescheidener Luxus, um ein Geringes erworben, mit Geringem erhalten. Dennoch war in diesem speziellen Falle das Mißverhältnis so in die Augen springend, daß des Europäers zuerst starres Erstaunen bald einem lebhaften Mitleiden wich. Es war klar genug: Uld Abaria war von dieser energisch aussehenden Dame — geheiratet worden.

„Bist du M'zooda, Uld Abarias Frau?" fragte der Kaufmann nach der ersten, etwas verlegenen Begrüßung.

„Ja, Herr. Willst du ihn sehen? Allah segne deinen Eintritt!"

Die dunkle Riesin duckte sich in das meterhohe Türchen zurück, der Europäer folgte und stand nun in dem winzigen Hofraume, den die Planke umschloß. Ein sonderbar angenehmer Eindruck nahm ihn sofort gefangen, denn erstaunlich geordnet, fast schmuck sah M'zoodas kleines Reich ihm entgegen. Die große Noalle im Hintergrunde mit den gemauerten, blen-

dend weiß getünchten Wänden — der Schlaf- und Wohnraum der Besitzer — war von einer lieblich rauschenden, hochwehenden Schilfpflanzung umgeben, während an einer Ecke der schnellwachsende Woldrichsbaum seine gelben Blütendolden über das braune Strohdach hin spielen ließ. Zwei kleinere Noallen, kegelförmig, ganz aus Stroh gefügt, bargen die häusliche Tätigkeit der Negerin: die eine stellte die Küche vor, durch die runde Türöffnung der andern ward der Webstuhl sichtbar mit dem halbfertigen Haik daran. Der Hof war gekehrt, absolut frei, nur von einer gluckenden Henne mit ihrer Küchleinschar hübsch belebt.

Ebenso reinlich erschien der Wohnraum, dessen Tür sich nunmehr dem Europäer öffnete. Er enthielt allerdings kaum anderes Mobiliar als die beiden Schlaf- und Sitzmatratzen, deren eine in diesem Augenblick Uld Abaria occupiert hielt, unsichtbar bis auf die Nasenspitze, ein hülfloses Bündel Decken. Der Arme war freilich übel zugerichtet, obgleich die Prophezeiungen seines nahen Endes, welche die mütterlichen Furien mittlerweile in alle Welt trugen, mindestens etwas verfrüht erschienen. Uld Abaria war weit entfernt, „sterben zu wollen". Seine Frau hatte

etwas grüne Seife und Petroleum auf die Wunden geſchmiert, die ihre zarte Hand ihm geſchlagen, und Uld Abaria fühlte unter dieſer unfehlbaren Behandlung ſeine Schmerzen fliehen, ſeinen Lebensmut zurückkehren.

„Allah aunik — Gott helfe dir!“ ſagte der Europäer, indem er ſich neben dem Patienten auf die Erde kauerte. „Das iſt ja eine nette Wirtſchaft bei euch! Du willſt wohl nicht lernen, wie man mit Weibern umgeht? Iſt es nicht eine Schande: deine Eltern müſſen mich, den Fremden, den Chriſten zu Hilfe rufen, um ſie vor dieſer Ghul (Dämon, Vampyr) zu ſchützen!“

Uld Abaria krabbelte ſich aus ſeinen Decken heraus und zeigte ſein blutrünſtiges Geſicht. „Was willſt du, Herr?“ erwiderte er ſanft. „Ich weiß wohl, wir Araber ſind Eſel. Alle ſind wir Eſel und wiſſen nichts. Ich weiß, bei Euch kommt ſo etwas nicht vor. Ich weiß, wir verdienen's nicht beſſer. Aber was willſt du? Es iſt nicht zu ändern.“

„Es iſt ſehr wohl zu ändern,“ ſagte der Kaufmann etwas ungeduldig. „Und es muß geändert werden. Wir werden dieſen weiblichen Schitán (Satan) ein paar Tage lang ins Gefängnis ſtecken, wenn er

noch einmal die Hand erhebt gegen deinen Vater, der mein Freund ist."

„Mein Vater!" rief Ulb Abaria gereizt. „Was hat er sich einzumischen? Sie schlägt mich — gut! Sie hat ein Recht mich zu schlagen. Es geht ihn nichts an. Ich habe ihn nicht zu Hülfe gerufen. Wenn er wieder hierher kommt — gut, so wird sie ihn noch einmal verklopfen. Ich will es. Ich erlaube es ihr!"

Ganz verblüfft schaute der Europäer den erregten kleinen Lazarus an, der sich im Feuer der Rede ganz aus seinen Bettüchern herausgeschält hatte, ein Jammerbild, aber mit dem Ausdruck wilder Entschlossenheit im Gesicht. Der Mann war ihm vorläufig ein Rätsel. War es Liebe, die den Dulder in einen Helden verwandelt hatte? Etwas hülflos schüttelte der Vermittler den Kopf und wandte sich zum Gehen.

„Da ist freilich nichts zu machen," sagte er, „und das habe ich nicht von dir erwartet. Du bist wirklich noch ein größerer Narr, als ich dachte! Ich werde also deinem Vater sagen, daß er um dein Glück nicht weiter sorgen soll. Die Peitsche deiner Frau schmecke dir, wie das Brot des Paradieses, Slama!" Er ging bis zur Tür, wandte sich noch einmal um und fuhr

fort: „Dein Vater hoffte, daß du dich von dieſer Ghul ſcheiden laſſen würdeſt. Es nützt zwar nichts, dir das zu ſagen — aber da er mich einmal gebeten hat —“

Uld Abaria war emporgefahren, ganz Flamme, ganz lodernde Entrüſtung. „Scheiden laſſen?“ ſchrie er. „Scheiden? Von ihr? Nie bekomme ich wieder ſo eine Frau, Herr! Scheiden! Sie iſt eine Malema — eine Meiſterin — Herr! Sieh das Brot, das ſie bäckt! Sieh die Haiks, die ſie webt! Sie trägt mir doppelt ſo viel ein, als jedes andere Weib, Herr. Niemals laſſe ich mich von ihr ſcheiden!“

Der Europäer mußte lachen, da ſich plötzlich vor ihm der verſchloſſene Berg dieſer Seele auftat und die Quelle enthüllte, der die ſchöne Begeiſterung entſprang. „Sie trägt mir doppelt ſo viel ein, als jedes andere Weib, Herr!“ Wenn Uld Abarias Liebe blind war — rechnen konnte ſie.

„Allah aunik!“ ſagte der Europäer wieder. „Gib wenigſtens das Kaffeehaus auf, du Narr, ſonſt macht ſie Täjin aus dir zum nächſten Hammelfeſte! — Und waſch' dir dieſe üble Seife ab, ich werde dir eine Salbe ſchicken.“

Er ging hinaus, M'zooda erwartete ihn auf dem Hofe und gab ihm lächelnd das Geleite. Zurück-

blickend nahm er eine letzte Vision von ihr mit, wie sie da an der Planke lehnte, dieselbe genau so hoch überragend, wie das Strohkegelchen, das ihr als Küche diente und in welchem sie sich jedenfalls nur in kauernder Stellung aufhalten konnte. Majestätisch und still stand sie da, Kraft und Ruhe in jeder Linie. „Mit der sind wir noch lange nicht zu Ende," dachte der Kaufmann mit einem kleinen Schauder. „Und ein ganz leichtes Spiel wird das nicht."

* * *

Der alte Abaria war mit dem Bescheid des Magazinherrn nicht zufrieden. Seinen Sohn dem schwarzen Schicksale überlassen, das er sich selbst aufgebürdet hatte? Wie denn? Der alte Abaria war Vater und litt an der seltsamen Augenkrankheit, an welcher Väter aller Lande und jeder Farbe von jeher gelitten haben: er sah in seinem Sohne noch immer das Kind, dem ein selbständiges Denken nicht zuzutrauen ist. Daß Uld Abaria diese Meinung rechtfertigte, war vielleicht kein Zufall. Menschen bilden sich gewöhnlich zu dem aus, was andere in ihnen sehen.

Also zerbrach sich der alte Abaria Tag und Nacht seinen eben auch nicht gerade erleuchteten Kopf, wie dem Sohne zu helfen, wie die despotische Schwieger-

tochter aus dem Wege zu ſchaffen ſei. Es war vielleicht nicht mehr die Liebe zum Sohne allein, die den Alten beſtimmte. Rachſucht, unermüdliche, langſam bohrende Rachſucht iſt ein gewöhnlicher Zug beſchränkter Naturen, die ſchwerfälligen Geiſtes ihr Leben lang vor einer Tatſache ſtehen bleiben, die ihr Sein einmal gründlich erſchüttert hat. Der alte Abaria kam über die Prügel nicht weg, die ihm ſeine väterliche Einmiſchung in M'zoodas eheliche Rechte eingetragen hatte.

Uld Abaria, von ſeinen Wunden geheilt, durfte ſich nicht auf der Straße zeigen, ohne einen Überfall von ſeiten der allzu beſorgten Eltern zu gewärtigen, die ſeine Noalla nicht zu betreten wagten, es ſich aber doch nicht verſagen konnten, die Reſultate ihrer raſtloſen Geiſtesarbeit dem Sohne darzulegen.

Über Sokko und Straße verfolgten ſie ihn mit ihren Vorſchlägen, jeden Vorübergehenden in die Angelegenheit ziehend, ſein unbeſtochenes Urteil anrufend. Uld Abaria, wütend, aber hülflos, ſchüttelte nur zu allem ſeinen geplagten Kopf: von ſeiner Frau ſchied er ſich nicht!

In dieſen Nöten kam der bedrängte Vater auf einen genialen Einfall: Gift kann nur durch Gift vertrieben werden, Weib nur durch Weib. Setzt den

ſtörriſchen Sohn in den Beſitz einer artigen jungen Frau von ſanftem Weſen und echtem Liebreiz, ſo wird er die praktiſche aber unweibliche M'zooda ſchnell genug entbehrlich finden. So räſonnierte Abaria der Alte. Man ſieht, auch Araber rechnen mit jener Eigenſchaft im Manne, welche die Jaſons macht, und über welche die Medeen aller Völker ſich beklagen.

Der alte Abaria änderte alſo ſachte ſeine Taktik, hörte auf, dem Sohne von Eheſcheidung zu ſprechen, während ſein Weib in der Stille Umſchau hielt nach der erforderlichen Kreuſa. Und nach einiger Zeit hörte Uld Abaria täglich und auf Schritt und Tritt die Reize der jungen Habiba beſingen mit dem durchaus unverhüllten Hinweis darauf, daß dieſe Reize nach dem Willen zweier Elternpaare ganz allein für ihn, Si Mohammed Uld Abaria blühen ſollten. Dies neue Glück ſchien ihm anfangs kaum einzuleuchten. Nach und nach begann ſich ſein wachsweicher Wille nach dem beſtändigen Drucke zu formen. Habiba, die Tochter eines lang protegierten, wohlhabenden und angeſehenen Oberarbeiters im Magazine des italieniſchen Konſuls — warum eigentlich nicht?

Er begann ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen. Vor allem eine Hochzeit war immer eine

Hochzeit, bedeutete immer sieben Festtage mit Schmausereien vom Morgen bis zum Abend — Habibas Vater zahlte ja! — mit Umzügen in der Stadt und im Hüttenviertel, mit Lärm, Tollheiten und Scherz. Eine Hochzeit bedeutete immer ein neues Festkleid, mit dem man sich sehen lassen konnte, bedeutete Geschenke — bedeutete endlich noch allerhand Schönes, von dem man nicht spricht, was man sich nur in Gedanken ausmalt, was in Gedanken schon berauscht. Ja, also warum nicht diese Hochzeit? Was später folgte — es ist kaum anzunehmen, daß Uld Abarias Denken so weit ging. War es doch, so war es kein Glückshindernis. M'zooda war eine Frau, die verdiente. Eine Frau, die verdient, ist gut. Zwei Frauen, die verdienen, sind besser. Dafür, daß Habiba verdiente, würde man sorgen, wenn's an der Zeit. Und also: Uld Abaria nahm eine zweite Frau.

Die Hochzeit selbst brachte Uld Abaria eine arge Enttäuschung. Denn da er am ersten Abend in seinen Festkleidern, gefolgt von Verwandten und Freunden, unter Gesang und Gelächter, unter dem Schwirren der Gimbrisaiten (zweisaitige Geige), unter dem Dröhnen der Tarija (tönerne Trommel) und im Fackelscheine von dem Gastmahl im Hause des Schwiegervaters

seinen Schritt hinauslenkte, in die Stille der Gäßchen — das erste Mal, da er sich so recht den Mittelpunkt der Freude fühlte und das beneidete Ziel all der neugierigen Augen, die aus jeder Noallentür dem Zuge folgten: diesen ersten Abend seiner sieben vorgeschriebenen Jubel- und Schmausetage trat ein Soldat des Kaid in den Weg der Feiernden, mit kurzem Befehl die ganze Lust abschneidend. Der Kaid hatte kürzlich eine Verwandte begraben: kam es treuen Untertanen zu, Feste zu feiern, wenn ihr Gebieter das Brot des Kummers aß? Und mit einem drohenden Hinweis auf die stets offene Gefängnistür ließ der Bote der Macht den verdutzten Bräutigam und die ernüchterten Gäste in sehr unhochzeitlicher Stimmung zurück.

Nun, die sechs übrigen Tage waren einer stillen Feier geweiht. War der Hauptspaß des Festes für die Lärm und Gepränge liebenden Araber auch verdorben, so hinderte sie doch nichts, der nicht minder süßen Pflicht des „Bauchfüllens", wie der arabische Ausdruck lautet, geräuschlos, aber mit unverringertem Ernste obzuliegen. Im Hause des Schwiegervaters, in der Noalla des alten Abaria, bei Ulb Abaria selbst fanden die üblichen Schmausereien unverkürzt statt. Endlich

kam die Stunde, wo die Braut von Mutter und Freundinnen leiſe im Abenddunkel an die Tür der Gattenwohnung geführt — eine Sänfte entbehrt die Frau des Arbeiterſtandes — und dort mit der ganzen Laſt ihrer Staatsgewande von einer Dienerin der Familie über die Schwelle getragen und auf das Bett gelegt wurde, wo ſie ihr Schickſal erwarten ſollte. In derſelben Stunde rüſtete M'zooda unverdroſſen ihr einſames Lager im Weberaum. Sie hatte wacker gekocht und gebraten, ebenſo wacker gegeſſen und gab ſich nun, bar jeder Eiferſucht, der wohlverdienten Ruhe hin. Das arabiſche Weib dieſer Stände ſieht in der Ehe ſelten ein Glück, das keine Spaltung duldet: wer ihres Gatten Liebe teilt — Weib oder Sklavin — teilt ihre Sorge um ihn und erleichtert die Laſt ihrer oft hart gedrückten Schultern.

So verſtand es auch M'zooda. Dagegen ſah Habiba von ihrem Standpunkt aus die Sache etwas anders an. Habiba war jung und, was mehr iſt, Habiba war Araberin vom reinſten Blute: reizend, temparamentvoll, verliebt, faul und trödelſüchtig. Habiba ſchmückte ſich, lachte, ſchnatterte wie ein Gänschen von früh bis ſpät, aß auch recht tapfer, aber ihrer Hände Tätigkeit trug keinen roten Flus

ein — vergeudete vielmehr ſo manchen. Das war erlaubt und wurde von Ulb Abaria ſowohl als von M'zooda ohne Widerſpruch hingenommen, ſolange das junge Paar auf paradieſiſchen Gefilden wandelte. Aber arabiſche Flitterwochen ſind kurz und Ulb Abaria kehrte ſehr bald zur Erde zurück. Er ging ſeinen alten Gewohnheiten auf dem Markte und in den Kaffeehäuſern nach und überließ es M'zooda, der jungen Frau den Standpunkt über ihre neuen Pflichten klar zu machen.

Merkwürdigerweiſe kam M'zooda damit nicht zuwege. Es iſt kaum anzunehmen, daß es die dunkle Lehrmeiſterin an genügender Deutlichkeit des Unterrichts hatte fehlen laſſen — aber Habiba war, wenn es zu Auseinanderſetzungen kam, eine durchaus ebenbürtige Kraft. Das kleine Ding war behende wie ein Wieſel, und geſchah es, daß ihre machtvolle Gegnerin ihr wirklich gefährlich wurde, ſo rief die Araberin mit gellendem Hülferuf die ganze Gaſſe herbei, ſo daß M'zooda ſich plötzlich gegen ein Dutzend oder mehr der fauchenden Rätzlein kämpfend fand, von denen Habiba eines war. An ſolche Hinterliſt war das ſtarke Weib nicht gewöhnt. Knurrend ließ ſie von Habiba ab und gab Ulb Abaria ſein Scepter zurück.

Nicht, daß dies sehr nach seinem Sinne gewesen wäre! Verlegen und der eigenen Niederlage im voraus gewiß, nahm Uld Abaria sein leichtsinniges junges Weib ins Gebet. Aber Lalla (Herrin, Dame) Habiba hatte süße Waffen. Sie schlug ihren Gatten in entscheidender Weise, behauptete das Feld und fuhr fort, Geld auszugeben und keines zu verdienen.

Und Uld Abaria ging hin und nahm sein Kreuz auf sich: wurde von Habiba gekirrt, von M'zooda geprügelt, trug seinen Jammer in die Kaffeehäuser und fluchte der Stunde, da er in die zweite Ehe gewilligt hatte. Auch Abaria der Alte ließ die Nase hängen: die fürchterliche M'zooda war unentbehrlicher als je, denn daß der Gatte Habibas kostspieligen Unterhalt bestreiten sollte, war bei Uld Abarias Naturanlagen ausgeschlossen. An einen so üblen Ausgang seiner diplomatisch angelegten Intrigue hatte der Alte nie gedacht: der arabische Jason blieb seiner Medea treu, weil sie das goldene Vließ behütete!

M'zooda verdiente eine, anderhalb bis zu zwei Peseten täglich durch ihrer Hände Werk. Vor seiner zweiten Verheiratung hatte Uld Abaria davon gelebt, wie ein kleiner Fürst. Vier bis fünf Unzen (1 Unze = 4 Cts.) genügten für M'zoodas Unterhalt; für

dieſelbe Summe verſtand ſie es, ihrem Gatten den abendlichen Kuskuſſu, mit etwas Fleiſch und Gemüſe darauf, zu beſchaffen, und den Reſt verbrauchte Uld Abaria im Kaffeehauſe oder in Spekulationen, die er leidenſchaftlich betrieb und mit gleichem Erfolge, wie ſeinerzeit den berühmten Pferdeankauf. Bald war es eine Tombakuhr für zwei Duros, die der urſprüngliche Beſitzer durch ſanftes Zureden für genau ſo lange Zeit zum Gehen gebracht hatte, als es bedurfte, um Uld Abaria damit hineinzulegen. Bald ein Maultier von ganz ſtattlichem Ausſehen, aber mit einer Kniekrankheit behaftet, die es unter der unbedeutendſten Laſt nach kaum einer Stunde Weges zuſammenbrechen ließ. Oder gar, daß ein Matroſe dem leichtgläubigen Araber ein Paar Waſſerſtiefel als höchſten Triumph der Zweckdienlichkeit aufſchwatzte, von denen Uld Abaria Blaſen an den Füßen bekam, als er das erſte Mal damit paradierte! Und Blaſen an den Füßen tun weh, und Araber ſind keine Heroen im Ertragen. Uld Abaria weinte bittere Tränen über die Waſſerſtiefel, die ihn anderthalb Duros gekoſtet hatten und von denen ihn niemand befreien wollte. In der Folge fiel es dem Schlauen ein, daß zu ſolchen Stiefeln Strümpfe gehörten, um die Reibung zu mildern.

Uld Abaria kaufte von einem Hausierer um zwei Peſeten ein Paar ſchottiſche Damenknieſtrümpfe und rote Strumpfbänder dazu und war wieder einmal einen Tag ſelig. Am andern Morgen fuhr Uld Abarias große Zehe unten zum Strumpfe hinaus, und am dritten der ganze Fuß. Da wanderten Stiefel und Strümpfe zu ewiger Vergeſſenheit in eine Ecke. Bei alledem fand noch von Zeit zu Zeit ein Griſch den Weg in die hübſche Konſervenbüchſe mit dem bunten Bildchen drauf, die Uld Abaria als Sparbüchſe diente und in welcher die Fonds geſammelt werden ſollten, aus denen beim Aid el Kebir (großes Feſt) der unumgänglich nötige Hammel beſtritten werden mußte. Ein artiges Anwachſen dieſer Fonds ließ ſich beſonders an den Tagen konſtatieren, an denen M'zoodas hart geprüfte Geduld riß, Uld Abaria ſein Peccavi ſprach und für zwölf Stunden Markt und Kaffeehaus abſchwor, oder — ſeines Zuſtandes halber — abſchwören mußte.

Das war ſehr anders geworden, ſeit Habiba, die Luſtige, in der Noalle gebot. Abgeſehen davon, daß die vier bis fünf Unzen für ihren täglichen Unterhalt ſich auf die Dauer in Uld Abarias Budget bemerkbar machten, verſtand ſie es auch, ihm einen

Grisch da, eine Peſete dort herauszuſchmeicheln, die der Beraubte bitter empfand. Und da Uld Abaria ſeinerſeits nicht geſchaffen war, ſich nach der Decke zu ſtrecken, da er ſich auch kein Glas Kaffee, kein Kartenſpiel zu verſagen, und böſen Geſchäften nicht aus dem Wege zu gehen wußte, ſo ſah er ſich bald in grauſen Nöten. Grimmer als je ſchwang M'zooda die ſtrafende Geißel und häufiger als je trug Uld Abaria die blauen Blumen ſeines häuslichen Edens zur Schau. Und das Leben war Hölle für alle, außer Habiba.

Aber auch ihre Stunde kam. Uld Abarias Liebe war nicht von der Art, den Prüfungen, die Habiba ſtellte, ſtandzuhalten. Nach drei, vier Wochen begann der Sirenengeſang der Holden ſeine Macht zu verlieren, in der fünften verſagte er ganz und in der ſechſten hielt Uld Abaria, ſehr männlich und ſehr ernſt, ſeiner koſtſpieligen Frau folgende Rede: „Habiba! Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen! M'zooda arbeitet und bekommt dafür allerhöchſtens einen Grisch täglich. Du arbeiteſt nicht; um gerecht zu ſein, müßte ich dir gar nichts geben. Da du aber einmal mein Weib biſt, ſo ſollſt du — favor meni, als Gunſt meinerſeits — täglich drei Unzen erhalten, um dein

Leben zu friſten. Das iſt mehr, als du verdienſt, und es iſt mehr, als mancher Menſch erwirbt, der von früh bis ſpät arbeitet. Wenn es dir nicht genügt, ſo kannſt du ja auch erwerben.“ Sprach's, ging hin und ſetzte ſich ins Kaffeehaus, ſeiner Weisheit eingedenk, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht eſſen ſolle.

Es iſt klar, daß ſolche Drohungen nicht von einem Tag auf den andern ausgeführt werden, am wenigſten von Menſchen wie Uld Abaria. Habiba ward auch nicht übermäßig eingeſchüchtert, und je öfter Uld Abaria ſeine kleine Vorleſung wiederholte, deſto ſchwächer ward ihr Eindruck auf die flatterhafte Dame. Allein — der Kampf macht Streiter, und Uld Abarias ſanftes Herz ward hürnen in der Verteidigung ſeiner Flusſtücke. Und eines Tages geſchah's. Uld Abaria, ſeine Barſchaft überzählend, fand ſie knapp. Innerlich zitternd, aber mit feſtgekniffener Lippe und zerſtreutem Blick reichte er Habiba drei Unzen und machte, daß er aus der Roalle kam, ehe die Verſteinerte zum Leben zurückkehrte.

Drei Unzen reichen für trocken Brot, und das ißt auch der Ärmſte nicht. Wäre wenigſtens noch eine vierte für Butter gewährt worden! Dann hätte Habiba davon gefrühſtückt — und für den Abend war geſorgt:

was Ulb Abaria von ſeinem Kuskuſſu übrig ließ, reichte immer für M'zooda und Habiba, war es auch jedes Stückchen Fleiſches, jedes Gemüſereſtchens, der letzten Roſine entblößt. Immerhin — für einmal! Die ſparſame M'zooda lebte Tag um Tag auf dieſe Weiſe, die Feſttage ausgenommen, wo jedes ſich gütlich tat nach Kräften. Aber mit drei Unzen wäre auch die Negerin nicht ausgekommen.

Habiba ſtand und weinte auf die roten Kupfermünzen in ihrer Hand. Dann fiel ſie über M'zooda her, auf deren Einfluß ſie des Gatten plötzliche Feſtigkeit zurückführte. Die Negerin, die einen beſchäftigten Tag hatte und Habibas lärmende Konverſation nicht gerade arbeitfördernd fand, warf die Jammernde auf die Straße und ſchloß die Türe hinter ihr ab. Habiba alarmierte die Gaſſe mit gellen Tönen, klagte jeder einzelnen Nachbarin ihr Leid und fand ungeteilte Sympathie. Aber drei Unzen bleiben drei Unzen, wenn noch ſo viel darüber geweint wird. Das ſahen die Nachbarinnen ein, zerſtreuten ſich, und ließen Habiba mit ihrem Schmerze allein.

Sie zog ihren Haik übers Geſicht und wandelte planlos durch die Hüttenſtadt. Da begegnete ihr ein Knabe, der ein Chamäleon feilbot. Sie gab ihre drei

Phot. A. Lennox.

Eine Aoalle.

Unzen dafür hin, setzte sich an den Wegrand und amüsierte sich köstlich, fast eine Stunde lang. Dann war das Tier halbtot und langweilig. Sie warf es fort. Und da die Essenszeit nahte, ging sie nach der Hütte des alten Abaria und lud sich dort zu Gaste.

Der alte Abaria hörte etwas erstaunt von seines Sohnes neuester Heldentat, beruhigte Habiba und sich selbst mit der Überzeugung, daß Charakterwandlungen dieser Art zu den vorübergehenden Krankheitserscheinungen gehörten, und entließ die gekränkte Frau satt und versöhnt. Da Uld Abaria diesen Abend erst heimkam, als seine beiden Gattinnen schon schliefen, unterblieb jede weitere Erörterung.

Am andern Morgen, keck gemacht durch den glücklichen Verlauf des ersten Experimentes, zog der Tapfere wieder drei Unzen aus der Tasche und reichte sie der erwartungsvollen Habiba. Diesmal freilich setzte diese unverzüglich mit schmetternden Klagetönen ein. Da aber erschien M'zooda, um mit ihrem Eheherrn abzurechnen wegen des verspäteten Heimkommens vom letzten Abend. Und Habiba kam nicht mehr zu Wort.

Drei Tage später erschien der alte Abaria mit seinem Stab entrüsteter Weiber wieder auf dem

Magazinhofe des Europäers. Dieſer Sohn, dieſer Si Mohammed — faſt hätte er in der Eile hinzugefügt: „deſſen Vater Gott verbrennen möge!“ — und dieſe Tochter einer Hündin, M'zooda, was hatten ſie nun wieder ausgeheckt! Iſt ein armer Mann dazu geboren, ſeines Sohnes Frauen zu ernähren? War es ſeine Schuld, die Schuld des beklagenswerteſten Vaters, wenn die Sohnsfrau nichts taugte? Mußte Schande auf ihn fallen vor aller Welt, weil ein anderer Mann ſein Kind ſchlecht erzogen hatte? Und ſo weiter con grazia in infinitum, auf den Pfaden der Logik, bis der Magazinherr in heller Wut aus ſeinem Bureau ſtürzte:

„Was, zum Teufel, kann ich dabei tun?“ Die Frage ward arabiſch, die Parentheſe deutſch geſprochen. Die nicht ganz korrekte Faſſung der Rede und der etwas leidenſchaftliche Ton erſcheint verzeihlich, wenn man bedenkt, daß ein Magazinherr ein halbes Dutzend ſtändiger Arbeiter zum mindeſten hat, die alle ihre externen und internen Angelegenheiten vertrauensvoll an ſein Herz legen. Und dieſen ſelben Tag hatte ſchon der alte Ben Scharki eine Audienz gehabt, in welcher er nichts Geringeres verlangte, als die Intervention eines Konſuls, weil Arbeiter anderer Magazine

seiner Frau nicht mit gebührendem Respekt begegnet waren. Auf den bündigen Bescheid hin, daß Konsuln andere Dinge zu tun hätten, und daß die Frau durch unziemliches Unherstreichen jene Beleidigung selbst herausgefordert habe, legte Ben Scharki den Magazinschlüssel hin, als wäre es ein Ministerportefeuille, das er zur Verfügung stellte. Freilich hatte er ihn eine Stunde später mit einer demütigen Entschuldigung wieder an sich genommen, aber begreiflicherweise hatte der Magazinherr für diesen Tag genug „Eheliches". Das mußte Abaria büßen. Der Europäer entließ ihn mit dem wohlgemeinten Ratschlage, seinem Sohne eine dritte Frau zu suchen, und sprach die Hoffnung aus, daß alle Beteiligten in möglichst kurzer Zeit einander vernichtet haben würden. Damit ging er in sein Kontor zurück.

Abaria der Alte entfernte sich seufzend. Gegen solche Stimmungen des Magazinherrn war nicht anzukämpfen. Es blieb also nichts als Selbstverteidigung nach jener Seite hin, wo die Gefahr am nächsten stand. Und die direkteste und drohendste schwebte über dem Kuskussu.

Diesen Abend, als Habiba wie selbstverständlich ihren Platz im Kreise der Familie einnehmen wollte,

empfand ſie ſchmerzlich berührt den üblen Willkomm. Die Schwiegermutter verhielt ſich kalt und ſchweigſam, die Großmutter keifte ein bißchen, die beiden ſchwarzen Sklavinnen kicherten ohne Grund und ſahen frech verhöhnend die verſchüchterte junge Frau an, und der Alte, bereits geſättigt und abſeits von den Weibern ſitzend, ließ aus ſeiner Ecke hervor eine Predigt über Frauenpflichten vernehmen, dazwiſchen die eigene Armut und die Teuerung der Lebensmittel beklagend. Selbſt die Kinder, ſoweit ihr Alter ſie anwies, die Frauenmahlzeit zu teilen, hatten die gereizte Stimmung übernommen und ließen Habiba keine Minute im Zweifel über die Gefühle, die ſie beherrſchten. Mit bittern Klagen über ihr unverdientes Los und unter heißen Tränen zog das arme Grillchen der ehelichen Behauſung zu. Und am andern Morgen, da der Gatte unter Betonung der moraliſchen Feſtigkeit wieder mit drei Unzen herausrückte, da wandte Habiba ſich ſchweigend zum Gehen. Ihr blieb kein Weg mehr als der letzte, den eine arabiſche Frau unter allen Umſtänden einſchlägt: Rückkehr zu den eigenen Eltern und Anrufung ihrer Hülfe.

* * *

Damit war Uld Abarias Los beſiegelt. Buchaima el Aruſi war nicht der Mann, eine ſo ſchöne Queſtion unaufgehoben am Wege liegen zu laſſen. Man hat nicht umſonſt einen Konſul zum „Freund“. Buchaima el Aruſi erſchien lodernden Zornes voll im Kontor ſeines Gebieters und erhob Klage gegen den „Freund“ des deutſchen Kaufmanns, der die vorgeſchriebenen Pflichten gegen ſein angetrautes Weib Habiba Bent Iſa* verletzte. Der Konſul hörte ihn freundlich an und ſprach mit ſanftem Lächeln: „Mein lieber Elaruſi! Beleidigungen, die unſern „Freunden“ perſönlich zugefügt werden, ahnden wir unbedingt. Familienverhältniſſe dagegen gehen uns nichts an. Wenn Uld Abaria dir den Kopf eingeſchlagen hätte, ſo würde ich bei dem Europäer, ſeinem Herrn, auf Beſtrafung dringen. Deiner Tochter kann ich nicht helfen. Komm wieder, wenn die Sachen günſtiger für uns ſtehen!“ Und Elaruſi ging ſinnenden Auges und dachte über die „Freundſchaft“ der Europäer nach.

Etwas ernüchtert ſah er ſeine Queſtion nunmehr von einer andern Seite an; ſie verſprach noch immer einen ganz hübſchen Ausgang. Stattlich und ernſt, in den ſchleppenden Haik gehüllt, von Freunden be-

*) Bent Iſa = Tochter der Iſa.

gleitet, zog Clarusi am andern Morgen auf den Magazinhof des Deutschen, diesem den Fall vorzutragen. Er sprach wenig, seine Freunde lösten sich wechselseitig in der Erzählung ab, Clarusi unterstützte da und dort durch einen Seufzer, eine wirksame Geste. Der Kaufmann stampfte mit dem Fuße: „Hat man seine Zeit nur für dieses Narrenvolk?“ Er schickte nach Uld Abaria, der im wohlbekannten Kaffeehause in süßer Ahnungslosigkeit schwelgte.

Als er erschien, entlud sich ob seinem Haupte ein Donnerschlag, kurz aber kräftig. „Hast du gehört, wessen dieser Mann dich anklagt? Ich habe die Komödie jetzt satt. Wenn du das Weib geheiratet hast, so hast du es auch zu erhalten. Sonst sollst du mich kennen lernen!“

Uld Abaria erhob die Arme in sanfter Beschwörung gegen den Erboften. „Höre, Herr —“

„Ich will nichts hören! Du hast verstanden, was ich gesagt habe!“

„Herr, o höre —!“

Der Kaufmann war verschwunden.

Uld Abaria wandte sich mit weinerlicher Miene an die umstehenden Arbeiter, die wonnestrahlend der Szene folgten. „Ich weiß nicht, was dieser Mann

will. M'zooda arbeitet und bekommt einen Grisch im Tag. Habiba arbeitet nicht, ich brauchte ihr gar nichts zu geben. Favor meni, hat sie die drei Unzen —"

Elarusi fuhr dazwischen: „Hast du nicht gehört, was dieser Europäer gesagt hat? Wer ein Weib heiratet, muß es auch erhalten!"

„Aber ich bitte dich! M'zooda arbeitet und bekommt —"

Armer Uld Abaria! Er war in tiefster Seele überzeugt von der unumstößlichen Logik seines Handelns. Er war so überzeugt, daß er jedes einzelnen Zuschauers Urteil anrief. Gab es denn etwas Einfacheres? „M'zooda arbeitet und bekommt sechs Unzen. Habiba arbeitet nicht und braucht gar nichts zu bekommen." Er war so überzeugt, daß er nach stundenlanger Debatte mit Elarusi, dem die wunderschöne Klarheit dieser Beweisführung ewig nicht einleuchtete, voll Vertrauen auf sein gutes Recht den Vorschlag tat: „Laß uns zum Kadi (Richter) gehen und Schrah (Koransgesetz) machen!"

Und sie gingen zum Kadi und machten Schrah. Es ist das Bequemste und Sicherste was man tun kann, wenn man in einen hoffnungslosen Rechtsstreit verwickelt ist. Schrah ist das heilige Gesetz des Koran.

Menſchliche Geſetzgebung will reſpektiert ſein — die göttliche zu umgehen, findet ſich immer ein Weg.

Der Kadi ſaß in ſeinem ebenerdigen Häuschen am Sokko und hielt das heilige Buch auf den Knieen. Elaruſi war mit ſeinen Freunden erſchienen, Uld Abaria hatte eine kleine Schar mehr neugieriger als teilnehmender Bekannter mitgebracht, die ſeine Zeugen bildeten. Der Kadi las die Stellen des Koran vor, die ſich auf das Ehegeſetz bezogen. Er las das klaſſiſche Schriftarabiſch fließend; er las die verſchnörkelten Phraſen des Koran, die eingeflochtenen Gebete und Sinnſprüche mit all dem Pathos, das ein beliebter und ſeiner oratoriſchen Gabe voll bewußter Moſcheeredner ſich ſchuldig iſt. In andächtigem Staunen lauſchten die Parteien, redlich bemüht, den Sinn der vielen Worte zu erhaſchen, mit einem Seufzer der Reſignation den einen Satz aufgebend, um dem nächſten heranrollenden zu folgen, Hunden gleich, vor deren Augen man ein Dutzend Haſen ſchnell nacheinander laufen ließe. Es war eine harte Stunde, beſonders für Uld Abarias langſames Gehirn. Aber das Eine ward am Schluſſe doch allen Zuhörern ziemlich klar: Die materielle Gleichſtellung aller Frauen eines Mannes und die Pflicht des letztern, dieſe Gleichſtellung

zu reſpektieren, ſolange keine der Frauen ſich ihrerſeits einer Geſetzübertretung ſchuldig gemacht hatte. Elarufi warf dem Gegner einen Blick des Triumphes zu. Dieſer hielt das Auge feſt auf den Kadi gerichtet mit einem Ausdruck zuverſichtlicher Spannung, als erwarte er noch ein anderes. Es kam aber nichts, das dieſem Gebote zuwiderlief oder Spielraum zu irgendwelcher Deutung gelaſſen hätte.

Der Kadi ſchloß das Buch und entließ die Parteien mit einer freundlichen Ermahnung, dem Propheten-Wort Gehorſam und Achtung zu erweiſen. Das war alles, was der Kadi tun konnte, der nur des Geſetzes verkündender Mund iſt. Die ausübende Macht liegt in den Händen des Kaid allein. Nicht zum Vorteil der Gerechtigkeit! Der Mund des Kadi iſt unbeſtechlich, die Hand des Kaid iſt es nicht.

Die Parteien verneigten ſich ſtumm und gingen. Zwanzig Schritte vor dem Hauſe der Gerechtigkeit blieb Elarufi ſtehen: „Du haſt verſtanden, was der Kadi geſagt hat?“

Und Abaria warf einen hülfloſen Blick um ſich. „Der Prophet iſt groß, und der Kadi iſt weiſe,“ ſprach er ſeufzend, „aber — M'zooda arbeitet und bekommt einen Griſch täglich —“

Elarusi machte einen Schritt auf ihn zu, mit geballten Fänsten. „Du willst dem Schrah nicht gehorchen?“ schrie er außer sich. „Du willst meine Tochter nicht erhalten?“

„Nein — nein — nein!“ schrie nun auch Uld Abaria, aufs äußerste gereizt. „Sie arbeitet nicht, sie soll auch nicht essen!“

Da trommelten des andern Fäuste auf seinem Rücken, daß es tönte wie Hufschlag flüchtiger Rosse.

Fünf Minuten später hatten die Jongleure des Sokko keine Zuschauer mehr. Im dichten Kreise standen Mazagans friedliche Bürger um das kämpfende Paar. Bis der Mann mit der hohen Mütze erschien. Da stoben sie auseinander.

Elarusi ließ von dem halbtoten Abaria ab, um sich vor dem Kaidsoldaten zu rechtfertigen. Noch stand der Kreis seiner Zeugen um ihn: er, Buchaima el Arusi, Freund des italienischen Konsuls, war in friedlicher Absicht gegangen, die Gebote des Schrah anerkennend und ihrer treuen Erfüllung beflissen. Der Mann, der hier am Boden lag, hatte sich offen dem Schrah widersetzt. Der Kaidsoldat half dem Manne aufstehen und führte ihn ins Gefängnis.

Armer Uld Abaria!

Aus dem Gefängnis hatte ein Wort des Europäers ihn erlöst. Aber sein Mut war gebrochen, seine schöne Festigkeit dahin. Ulb Abaria kehrte zurück unter das sanfte Regiment M'zoodas, unter das sanftere Habibas und rebellierte nicht mehr. M'zooda verdient und Habiba gibt aus. Ulb Abaria trinkt eine beschränkte Zahl Kaffeegläschen im Tage, und wenn auf dem Sokko ein junges Füllen feilgeboten wird mit kurzer Mähne und magerem Schwänzchen, so schiebt Ulb Abaria seufzend seinen Turban von einem Ohr aufs andere, tut einen hoffnungslosen Blick in seine rote Ledertasche und spricht: „Das wäre ein prächtiges Geschäft für einen Mann — der nur eine Frau hat!“

Geſchichte der ſchönen Chadaiſa und ihrer drei Männer.

Sieben Reitſtunden von Mazagan entfernt liegt die Kabyla der Uled Fordj. Die Kabyla iſt reich, und eine ganze Reihe ſtattlicher Douars (Zeltdörfer) liegt da in die fruchtbaren Mulden zwiſchen den grünen Hügelketten gebettet. Die ſanftgerundeten Köpfe dieſer Hügel ſind da und dort ſogar von feſten, gemauerten Häuſern gekrönt, die von Agaven- oder Kaktushecken und breiten Gräben umgeben ſind. Wohlſtand wohnt in dieſen Häuſern, das beweiſt der geordnete Zuſtand dieſer Schutzanlagen. An den ſonnigen Abhängen der Hügel breiten Feigenpflanzungen und Johannisbrotbäume ihre lockenden Schatten aus. Auf dem Talboden weiden Stuten und Schafherden. Und der Reiſende, der dieſe Gefilde durchzieht, muß ſich ſagen, daß der Kaid Boali, der von jener weitſchauenden Kasbah aus das Land beherrſcht, den „Söhnen des Fordj“ kein allzuſtrenger Vater ſein müſſe.

Eines jener hügelkrönenden Häuser, das mit blendend weißer Zinne gar freundlich aus einem Hain von Granatbäumen hervorlugte, gehörte einem reichen alten Manne, namens Si Omar. Si Omar besaß weites Land, viele Feigenbäume und stattliche Herden. Si Omar besaß ferner, das wußte jedes Kind in den Uled Fordj, eine runde Summe klingender Duroſtücke, die er in einer Niſche in ſeinem Schlafgemach vermauert hielt. Dieſer Schatz ſtammte ſchon von ſeinem Großvater her, der die Niſche darüber hatte verſchließen laſſen, und niemand hatte ſeither die Gruft des träumenden Reichtums geſprengt. Denn Felder und Herden warfen ſo viel ab, als Si Omar mit ſeinem ganzen großen Haushalte nur verzehren mochte, und die Zeiten der Not, denen der Schatz in ſeiner Niſche entgegenſchlummerte, waren für die Uled Fordj noch nicht gekommen. Daß man aber Geld beſſer und vorteilhafter anlegen kann, als in einem verſteckten Mauerloche, das kam dem Landaraber zu jener Zeit noch nicht in den Sinn.

Si Omar beſaß aber noch einen zweiten Schatz, das war ſein wunderbar ſchönes junges Weib Chadaiſa. Auch den Wert dieſes Beſitztums konnte jedes Kind in den Uled Fordj taxieren. Denn die Landaraberin

Phot. Rud. Hedrich.

Landschaft aus den Aled Fordj.

lebt nicht, wie ihre ſtädtiſche Schweſter, in der Abgeſchloſſenheit des Frauengemaches verborgen. Die Sorge um Vieh und Felder, die Feigenernten führten das junge Weib oft hinaus auf die blumigen Wieſenweglein, die ihre Ländereien durchkreuzten. Und obgleich dann die ſchöne Chadaiſa ſehr züchtig den untern Teil ihres Geſichtes mit einem Streifen weißer Mouſſeline verhüllte, ſo reizte in um ſo rätſelhafterer Schönheit der obere Teil, der feine Anſatz der Naſe, die ſtrahlenden Augen, die edle Stirn und das weiche Gelock unter dem buntſeidenen Kopftuche — ſo zeigte ſich um ſo verführeriſcher der wohlgerundete Körper in dem leichten Gewande, mit dem der Wind ſpielte. Übrigens ſind alle Kinder einer Kabyla unter einander mehr oder weniger verwandt, und dem Vetter, Oheim oder Schwager darf ſich das mohammedaniſche Weib ſo unverhüllt zeigen, als das eigene Schamgefühl es erlaubt; und das iſt bei dieſen Naturkindern nicht groß. Der Fremde aber, der Chadaiſas Schönheit nur vom Hörenſagen kennen durfte, fand einen Abglanz davon in ihrem Söhnlein Lulida, eine getreue Kopie des herrlichen Originales, wenn man von der Hautfarbe abſah, die bei Lulida tief goldig und ſonnverbrannt war, bei Chadaiſa aber ſo zart wie die

Blüten der weißen Iris, die im Frühling die Hügel bedecken.

Si Omar war also ein beneidenswerter Mann; und wenn der Kaid Boali nicht ein „Druisch" gewesen wäre, das heißt: ein harmloser, gemütlicher und etwas furchtsamer Mensch, so hätte es ihn wohl jucken mögen, etwas von all dem Segen, der sich da auf dem Haupte eines abgelebten Greises gesammelt hatte, an sich zu reißen. Aber Si Omar ließ es an reichen, freiwilligen Geschenken in Gestalt von Hammeln und Rindern nicht fehlen, gab auch regelmäßig den Zehnten seiner Ernten und zahlte ohne Murren die immerhin beträchtliche Summe an barem Gelde, die der Kaid als jährliche Steuer beanspruchte. Si Omar stand also mit seiner Regierung auf bestem Fuße und hatte nicht nötig, mit irgend einem Europäer in ein Protektionsverhältnis zu treten. Freilich war Kaid Boali auch einer jener seltenen Gouverneure, die ihre Untertanen gern gedeihen ließen, wie ein braves Stück Vieh, das man melkt, aber nicht schlachtet.

Es geschah daher erst, als Si Omar starb und den vierzehnjährigen Lulida als Herrn seiner Besitzungen zurückließ, daß der Kaid auf den Gedanken verfiel, für sich zu nehmen, was sonst einem andern

als willkommene Beute zufallen mußte. Denn Kaid Boali ſagte ſich mit Recht, daß Chadaiſa viel zu jung und zu ſchön ſei, um ſich für ewig in Witwengewande zu hüllen und einem greiſen und nichts weniger als liebenswürdigen Gatten nachzutrauern. Mit der Herrſchaft über ihre Perſon aber fiel dem glücklichen Erwählten nach mauriſchem Geſetze zugleich auch die Herrſchaft über das ganze lebende und tote Beſitztum der Witwe — inkluſive den unmündigen Knaben Lulida — zu. Es gibt freilich auch in marokkaniſchen Landen Geſetze, welche die Erbfolge regeln und das Recht der Minderjährigen vertreten — aber dieſe Geſetze laſſen der Willkür und Gewalt jeden beliebigen Spielraum. Lulida hatte einen Vormund, aber dieſer befand ſich ſeit den Revolutionsjahren auf der Flucht in den ſüdlichen Provinzen und galt für verſchollen. Darum dachte Kaid Boali, der ein vorſichtiger Mann war, daß die Verwaltung all der Ländereien und Viehherden Si Omars, den Schatz in der Mauer nicht zu vergeſſen, in ſeinen eigenen Händen am ſicherſten aufgehoben ſein würde, und daraus wird ihm wohl niemand einen Vorwurf machen.

Ein rückſichtsloſer Gouverneur hätte den Knaben Lulida unter die Soldaten geſteckt und von Weib,

Haus und Geld ohne weitere Zeremonie Beſitz ergriffen. Aber Kaid Boali war eben ein Druiſch. Kaid Boali überlegte jede Sache dreimal, um ſie ſchließlich am verkehrten Ende anzufaſſen. Überdies war es Kaid Boali nicht allein um den goldenen Ring der Reichtümer Si Omars zu tun; er wollte das Juwel, das er umſchloß, die ſchöne Witwe Chadaiſa mit erobern. Und Kaid Boali ſagte ſich, daß man die Blüte des wilden Mohnes mit zarter Hand anfaſſen muß, wenn man ſie nicht blätterlos nach Hauſe tragen will.

Kaid Boali wartete alſo freundlichſt, bis Si Omar begraben und die Klageweiber aus dem Hauſe waren. Nichts zwang den gefühlvollen Gouverneur zu dieſer Rückſicht: denn das arabiſche Weib darf ſich wieder vermählen an dem Tage, da ihr erſter Gatte die Augen ſchließt, und tut es oft genug, um Gut und Kinder der Vormundſchaft eines habſüchtigen Regenten zu entziehen. Kaid Boali aber, der Chadaiſas Vertrauen gewinnen wollte, wartete eine volle Woche, bis alles im alten Geleiſe war. Dann ſandte er eine vertraute Sklavin zu Chadaiſa, der Schönen, mit einer Botſchaft. Um genau zu ſein, es war keine eigentliche Botſchaft, keine klar geformte Werbung oder Frage. Das wäre nicht arabiſch geweſen. Die

Alte redete nur sehr viel vom Kaid Boali, von seinem großen Hause, seinen zwanzig Sklaven, seinem lockigen Barte, seinen Rinderherden und Kamelstuten, seinem hohen Wuchse, seinem goldbeschlagenen Dolchgriffe und sonstigen Vorzügen. Und als sie sicher war, daß das junge Weib der langen Rede kurzen Sinn begriffen hatte, trank sie in Frieden ihr neuntes Gläschen grünen Tees, das die geduldige Wirtin ihr mit nun etwas bebenden Fingern eingoß, und „salamte" zur Tür hinaus. Chadaisa blieb zurück, nagte ihre blaß gewordene Lippe und sann.

Die junge Frau war keinen Augenblick im Zweifel, daß das Begehren des Gouverneurs mehr ihren Reichtümern als ihrer Person galt. Sie mußte sich immerhin gestehen, daß Kaid Boali artig zu Werke ging; daß unter zehn Gouverneuren neune ihr Hab und Gut einfach genommen und sie samt dem Knaben auf die Straße geworfen hätten; und daß unter zehn Witwen neune das Los, das ihr geboten wurde, als ein unerhörtes Glück fassen und festhalten würden. Aber in Chadaisas Erwägungen sprach ein Faktor mit, den der Kaid nicht zählte: das war ihre tiefe und leidenschaftliche Liebe zu dem Knaben Lulida, dem Stolze und Troste ihrer freudlosen Ehe. Cha-

daisas Sinnen gipfelte in dem einen Gedanken, dem Sohne das Erbe seiner Väter unverkürzt übermitteln zu können, besonders aber den geheimnisvollen Schatz, um den die Überlieferung dreier Generationen einen wahren Mythenkreis gezogen hatte, der, flüsternd von Frauenmund zu Frauenmund weiter gegeben, den versteckten Reichtum wohl zehnmal so groß erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit sein mochte. Ganz mit Recht nahm aber Chadaisa an, daß der Kaid Boali sich nicht mit der stummen Anbetung der verschlossenen Nische begnügen würde, und darum stand in ihrem Herzen von der ersten Minute an der Entschluß fest, dem Eroberungslustigen die Tür zu ihrem Schlafgemache wenigstens nicht freiwillig zu öffnen.

Anderseits konnte Chadaisa sich nicht verhehlen, daß sie den Heiratsantrag des Kaid nicht ohne Gefahr abweisen konnte. Wenn die Habsucht eines Menschen, sei er noch so gutmütig, einmal auf ein bestimmtes und erreichbar scheinendes Ziel gerichtet ist, so wird jedes Hindernis sie spornen. Wenn sie den Machthaber erzürnte, schutzlos und alleinstehend wie sie war, so verlor sie vielleicht den Schatz erst recht und den Knaben obendrein. Alleinstehend und schutzlos — das war es, was Chadaisa sich in ernster Überlegung

vorhielt. Denn obgleich die ganze Kabyla ihr näher oder entfernter verwandt war, ſo hätte doch keiner für ſie gegen den Kaid Partei ergriffen, es ſei denn — daß ein eigenes und ſehr gewichtiges Intereſſe ihn dazu beſtimmte.

Die junge Witwe ſaß und ſann. Das Dilemma war groß. Sie brauchte einen Mann, der ſie vor dem Kaid ſchützte: das ſtand feſt. Aber ſie wollte keinen Mann, der über ihr Hab und Gut disponieren konnte: das ſtand auch feſt. Die beiden Forderungen liefen nebeneinander her, wie zwei parallele Linien, die ſich nie begegnen können. Aber Frauen ſind noch über ganz andere Dinge weg gehüpft, als über die Regeln der Geometrie, und nach und nach reifte in Chadaifas ſchönem Köpfchen ein Kriegsplan, wie er eines arabiſchen Sinnes würdig iſt. Wenn ein Araber eine Mauer baut, ſo fängt er gewöhnlich ohne Richtſchnur und Winkelmaß an. Sieht er im Verlauf der Arbeit, daß er zuviel nach rechts herauskommt, ſo ſchwenkt er gemütlich mit ſeiner Mauer nach links ein, und gerät er in der Folge zu weit in dieſer Richtung, ſo kehrt er ohne Bedenken auf die erſte Spur zurück. Wenn er dann ſchließlich mit dem Ende der Mauer da anlangt, wo er anzulangen vor hatte,

Phot. Rud. Hedrich.

Araberdorf (Douar).

ſo iſt alles gut, und der Araber wird die Mauer ganz ernſthaft eine gerade nennen. Arabiſche Moral und Logik aber ſtehen ganz auf dem Niveau arabiſcher Baukunſt.

Alſo: Chadaiſa ſchmiedete einen Kriegsplan gegen die Geſetze der Parallele. Einen Mann mußte ſie haben, der die Pflichten des Ehegatten ausübte, ohne in ſeine Rechte zu treten. Sollte das nicht zu erreichen ſein?

Chadaiſa wartete, bis die Nacht geſunken war, dann huſchte ſie lautlos aus dem Hauſe und den Hügel hinunter, wie ein ſchimmerndes Geſpenſtlein im Mondlicht dahingleitend — und tauchte eine Viertelſtunde ſpäter im roten Kreiſe des Feuerſcheines auf, der aus der Chaima (Zelt aus Ziegenhaaren) Bel Kadors auf eine ſtille Wieſe und ſchlafende Schafherden fiel. In dem Familienkreiſe, der da friedlich um das Feuer träumte, entſtand eine kleine Panik — aber Chadaiſa faßte Bel Kadors Hand, zog ihn hinaus in die Nacht, kauerte mit ihm in dem tiefen Schatten einer Kaktushecke nieder und flüſterte zwei Stunden lang, heiſer vor Angſt und Erregung, auf ihn ein, bis der Erſtaunte ihren Plan begriffen und angenommen hatte.

Bel Kador war ein wohlhabender, unverheirateter Mann in den Dreißigen, ein Schwesterſohn des verſtorbenen Si Omar und Schützling eines einflußreichen, langanſäſſigen Kaufmanns in Mazagan. Auf die letztere Eigenſchaft hatte Chadaiſa ihre Hoffnung gebaut. Die Protektion einer Macht, welche die Unantaſtbarkeit ihrer Schützlinge gelegentlich mit Nachdruck demonſtrieren konnte, gab Bel Kador, einem ſchüchternen Gouverneur wie Kaid Boali gegenüber, alle Vorteile in die Hand. So zum Beiſpiel zahlte Bel Kador auch keine Steuern an den Kaid, obgleich die Protektion ihn dieſer Pflicht durchaus nicht enthob; und Kaid Boali, der in ſeiner zehnjährigen Regierungszeit Erfahrungen über den Umgang mit Protegierten geſammelt hatte, hatte noch nie gegen ihn aufgemuckt. Bel Kador war alſo der Mann, den Chadaiſa auserwählt hatte, Lulidas Eigentum mit ſeinem Namen zu ſchützen.

Am andern Morgen wurde Kaid Boali durch die Nachricht überraſcht, daß ſein eigener Taleb (Schreiber) gerufen worden war, um einen Ehevertrag zwiſchen Chadaiſa und Bel Kador aufzuſetzen; der Kadi (Richter), dem dies Amt von Rechts wegen zufiel, befand ſich eben auf einer Wallfahrt und hatte den Taleb als

Stellvertreter eingesetzt. Als Chadaifas Hauptzeuge bei dem Trauakt fungierte ein älterer Verwandter Si Omars, und dieser war es auch, der das Hochzeitsmahl und die übliche, siebentägige Feier für das junge Paar ausrüstete — natürlich auf Chadaifas Kosten. Der Kaid war einigermaßen verblüfft und ziemlich wütend über diese nicht mißzuverstehende Antwort auf seinen gutgemeinten Heiratsantrag, aber Vorsicht, die erste und unbestreitbarste Tugend des Kaid, hatte ihn gelehrt, seine Gefühle Protegierten gegenüber zu beherrschen. Der Taleb freilich versicherte seinen Gebieter, daß keine Veranlassung für solchen Zwang vorläge; er war ein statutenkundiger Mann und wußte, daß sich diese sehr respektierte europäische Protektion weder auf die Person, noch auf das persönliche Besitztum des Schützlings erstreckte, sondern einzig und allein auf Geld oder Vieh des Europäers, das dieser dem Manne zu Geschäftszwecken anvertraut haben mochte. Der Taleb ermunterte den Kaid, dem frechen Räuber Bel Kador seine Beute ohne weiteres abzunehmen — kein Europäer der Welt könne ihn daran verhindern. Aber Kaid Boali, der Druisch, hatte, wie gesagt, seine Erfahrungen. Diese hatten ihn gelehrt, daß immer gerade

die Summe Geldes oder das Stück Vieh, das man einem Protegierten abnahm, ſich hinterher als Eigentum des Europäers entpuppte und daß dieſer letztere bei ſeinen Entſchädigungsforderungen Wert und Nutzen des geraubten Gegenſtandes immer ſehr hoch anzuſchlagen wußte. Kaid Boali, der Druſch, fand es geratener, mit Protegierten nicht anzubändeln, ſondern lieber ruhig ſeine fernern Chancen abzuwarten. Einen Augenblick hatte der Geprellte daran gedacht, ſeinen Rachedurſt an dem Knaben Lulida zu kühlen, denn die Protektion ſchützt nicht einmal die eigenen Kinder, geſchweige denn die Stiefkinder eines Mannes — aber Lulida war eines Morgens, noch während der Feſttage, aus der Uled Fordj verſchwunden. Bel Kador hatte den Knaben zu ſeinem Protektor in Mazagan geſandt, wo er als Hausdiener angeſtellt und ſo wenigſtens vorläufig der Machtſphäre des Kaid entrückt war.

Wenn der Wind aus dem Tale die Klänge der hochzeitlichen Reita (Blasinſtrument), den Hall der Flintenſchüſſe und die Jubelſchreie von Frauen- und Kinderſtimmen zur fernen Kasbah hinauftrug, ſo biß Kaid Boali ſich voll Wut und Neid in die geballte Fauſt. Aber es war nicht allein Eiferſucht um den

Beſitz des ſchönen Weibes, die ihn ſo raſend machte; es war der Gedanke, daß Bel Kador in wenigen Tagen als Gebieter über die Schwelle eines Gemaches treten ſollte, wo ein paar Hammerſchläge gegen die Wand ein wahres Seſam für ihn eröffnen würden. War Chadaifas Verluſt wie eine ſchwere Wolke, die den Himmel ſeines friedlichen Gemütes verdüſterte, ſo bewirkte der Verluſt des Goldes eine komplete Sonnenfinſternis, die alle ſchwarzen und giftigen Gedanken aus ihren Winkeln hervorlockte wie Kröten und Nachteulen.

In dieſer wenig erbaulichen Stimmung erreichte den Kaid ein Gerücht, das mit den Feſtklängen aus dem Tale heraufgeflattert kam und die temporäre Gemütsnacht des Geſoppten ſamt all ihren böſen Gedanken verſcheuchte. In marokkaniſchen Landen gibt es keine Geheimniſſe. Obgleich alle Zeugen unverbrüchliches Stillſchweigen gelobt hatten, ſo pfiffen es doch ſchon vor Beendigung der Hochzeitsfeier die Spatzen von den Zeltſtangen der Ulad Fordj, daß die Ehe Bel Kadors mit Chadaifa eine Scheinehe ſein würde. Gleich nach dem Ehevertrage, der nach Geſetz und Sitte gebucht und beſiegelt war, hatte der Taleb noch ein zweites Dokument ausſtellen müſſen,

das nicht gebucht wurde und das Chadaiſa, als es von Bel Kador und den Zeugen unterſchrieben war, ſchnell in ihrem Gewande verbarg. Dieſes Dokument annullierte den Ehevertrag und enthielt Bel Kadors feierlichen Verzicht auf alle Rechte über Perſon und Gut ſeiner neuangetrauten Hälfte. Dem Strohmann aber war ſeine Rolle in dieſer Traukomödie von Chadaiſa an Ort und Stelle mit baren fünfzig Duros vergütet worden.

Als Kaid Boali dieſe Geſchichte hörte, nannte er Bel Kador zuerſt einen großen Eſel. Dann beſann er ſich eines Beſſern und dachte, daß er für fünfzig bare Duros wohl auch einen Eid geleiſtet haben würde, den man hinterher immer brechen konnte. Kaid Boali rieb ſich die Hände und war wieder ganz der Alte, vergnügt und harmlos und wohlwollend. Er ließ zwar den Taleb für die Ausſtellung eines falſchen Dokumentes weidlich durchprügeln, nahm ihn aber darauf wieder in Gnaden an, denn der Taleb war immerhin ein wertvolles Stück Inventar. Er freute ſich, der gute Kaid Boali. Denn wenn dieſe Verwicklung der Dinge ihm auch nicht unmittelbar dienlich war, ſo konnte ſie es mittelbar und in hohem Grade ſein. Kaid Boali war etwas weniger naiv als die

ſchöne Witwe und ſchätzte Bel Kador ſamt ſeinem Verzichtdokument auf den richtigen Wert.

Chadaiſa hatte alſo einen nominellen Gatten, der in ſeiner Eigenſchaft als Protegierter unantaſtbar war ſamt all dem Hab und Gut, welches mit ſeiner neuen Gattenwürde auf ihn übertragen worden war. Und Bel Kador hatte für die Mühe, zwei Dokumente zu unterſchreiben und ſieben koſtenloſe Schmauſetage über ſich ergehen zu laſſen, bare fünfzig Duros und ein neues Feſtgewand. Chadaiſa dachte, Bel Kador könne zufrieden ſein. Er war es auch, aber nicht in dem Sinne, wie Chadaiſa dachte.

Denn Bel Kador war, wie Kaid Boali ganz richtig annahm, viel zu ſehr Araber, um den Verzicht, den er in dem zweiten Dokumente niedergelegt und beſchworen hatte, nur eine Sekunde lang ernſt zu nehmen. Er war aber auch viel zu ſehr Mann, um glauben zu können, daß es Chadaiſa mit dem Wortlaute dieſes Dokumentes gar ſo verzweifelt ernſt nehmen würde. Vielmehr war er, da er wohlgebaut und ſeiner körperlichen Vorzüge wohl bewußt war, in vollſter Siegesgewißheit des Tages gewärtig, an welchem Chadaiſa freiwillig und freudig das bindende Dokument zerreißen, und ihren Scheingatten in Wahr-

heit als Gebieter anerkennen würde. Hatte er aber erſt das Weib erobert, ſo ſtand der Eroberung des Goldes kein Hindernis mehr im Wege.

Alſo übernahm Bel Kador ſeine Rolle zunächſt mit gutem Humor und kehrte am letzten Abend der Hochzeitsfeier allein in ſeine Chaima zurück, als ob dies das natürlichſte Ding von der Welt wäre. Eine Woche lang verhielt er ſich ſtill, in etwas ängſtlicher Spannung abwartend, wie Kaid Boali ſich zu dem glücklichen Nebenbuhler zu ſtellen gedenke. Der Kaid aber, ſeinerſeits mit dem Stande der Dinge ganz zufrieden, regte ſich nicht, ſondern ſah mit heimlichem Behagen dem Momente entgegen, wo Bel Kador ſeinen Eid brechen, Chadaifa Lärm ſchlagen und die ganze Verſchwörung ans Tageslicht und vor den Richter kommen würde.

Bel Kador war ſeines Sieges ſo ſicher, daß er ſich im ſtillen ſchon nach einer vorteilbringenden Verwendung des Schatzes umſah, den er demnächſt aus ſeinem Verſtecke zu holen gedachte. Er fand dieſe auch bald in Geſtalt eines kleinen Ladens auf dem Sokko von Mazagan, der ihm zum Kauf angeboten wurde und ihm die Ausſicht auf ein ſorgloſeres und weniger mühevolles Daſein zu eröffnen ſchien,

als es das des Landmanns und Viehzüchters ist. Bald war er in seine Idee so verrannt, daß er sich aufmachte, Chadaisa ins Haus fiel, und dort, brutal wie eben ein Bauer, seine Autorität geltend zu machen suchte. Aber nicht alle arabischen Frauen sind zur Unterwürfigkeit geboren, und die schöne Witwe besaß einige tüchtige Negersklaven, die sie gut bezahlte und die ihr ergeben waren. Alles, was Bel Kador von diesem Besuche mit nach Hause trug, war ein etwas derangiertes Äußeres und über seine schön gebogene Nase ein paar zierliche Kratzerchen, die von den reizenden, hennagefärbten Fingernägeln der tapfern Chadaisa herrührten.

Bel Kador verklagte Chadaisas Sklaven bei dem Gouverneur. Aber Kaid Boali, dessen Herz hüpfte, erklärte feierlich, daß Si Omars Witwe jedes Recht habe, sich gegen Eindringlinge so gut als möglich zu wahren.

Die Auftritte in dem Hause auf dem Hügel wiederholten sich, freilich mit gebührenden Variationen. War Bel Kador heute roh, so war er morgen zart, demütig, flehend. Stieß er heute mit Füßen nach dem Weibe, das sich so tapfer zu wehren wußte, gab er ihr die niedrigsten Namen und forderte er mit der

unverfrorenſten Kundgebung ſeiner Habſucht ſeine Rechte über ihr Gut — ſo nahte er wenige Tage ſpäter als verliebter Freier, ſcheinbar einzig und allein um die Reize der ſchönen Frau bemüht. Chadaiſa aber wußte nur zu gut, daß ſie mit ihrer Perſon auch ihr Vermögen weg gab, nnd wahrte ihren Willen durch all die verſchiedenen Angriffe, wie eine zweite Penelope ihres Telemachs Erbe heilig haltend. Manchmal brachte Bel Kador ſeine ganze Verwandtſchaft mit, welche die Rolle der praſſenden Freier übernahm und Chadaiſa mit Bitten nnd Vorſtellungen beſtürmte. Ein Weib, das ſich verſagte — einem Manne wie Bel Kador beharrlich verſagte, war nach mauriſchen Begriffen ſolch ein Unding, daß faſt jedermann die arme Heldin für bezaubert hielt und, heimlich oder offen, allerlei fromme Beſchwörungen an ihr verſuchte. Chadaiſa, die gar keinen Wunſch nach Entzauberung hegte, entzog ſich gewandt dem Einfluſſe gewiſſer Koranſprüche, auf feinen Papierröllchen verzeichnet, die freundliche Hände ihr in den Teetopf praktizierten, und demjenigen all der Amulette und Salomonsſiegel aus ſchwarzen Tuchläppchen, die ihr unverſehens an die Kleider geheftet wurden. Ihr Wille wuchs an den beſtändigen Hemmungen und Reibungen, jenem ge-

heimnisvollen Geſetze der Reaktion folgend, das ſich in allen lebenskräftigen Naturen beſtätigt. Immerhin fand die Schöne die fortgeſetzte Anſpannung ihrer geiſtigen und körperlichen Kräfte auf die Dauer ermüdend. Und es geſchah eines Tages, daß die kleine Pforte des granatenumblühten Hauſes ſich vor dem lärmenden Bel Kador nur weit genug öffnete, um den Beſcheid hinauszulaſſen, daß Chadaiſa verſchwunden ſei, niemand wiſſe, wohin. Nachbarn hatten ſie früh im roten Morgenlichte durch das Tal reiten ſehen, wie ſie die ſchimmernd beſchuhten Füßchen auf dem Halſe des Eſelchens tanzen ließ, um es zu ſchnellerer Gangart anzutreiben. Zwei Sklaven waren zu Fuß, laufenden Schrittes, gefolgt. Die Richtung des Rittes ließ Mazagan als Ziel vermuten.

Bel Kador kehrte ſinnend nach ſeiner Chaima zurück. In dieſem Verſchwinden der entſchloſſenen kleinen Frau lag etwas Ungeheuerliches, eine ſtille Kriegserklärung, die dem Araber zu denken gab. Wenn Chadaiſa nichts weiter im Schilde führte, als einen Beſuch bei ihrem Kinde, ſo war die Plötzlichkeit und Heimlichkeit der Abreiſe doch verdächtig. Die kluge Frau hatte unwiderleglich bewieſen, daß ſie zu handeln wußte, und eine ſelbſtändig handelnde Dame kann

europäiſche Gehirne in Aufruhr bringen, geſchweige denn die Faſſungsgabe eines Arabers. Bel Kador überlegte zwei, drei Tage lang, wartete in einer Art hilfloſer Erbitterung über dieſen unverſtändlichen Schachzug auf Chadaiſas Rückkehr. Am vierten Tage endlich überwog die Habſucht alle Bedenken — er begab ſich noch einmal nach dem Hauſe Si Omars, pochte heftig und anhaltend und fand ſchließlich Einlaß.

Dem Kaid Boali ging es nicht beſſer. Der hatte mit ſeines Geiſtes Auge bereits die Gatten vor dem Schrah*) die Echtheit ihrer Dokumente beſtreiten ſehen; hatte mit ſeines Geiſtes Ohr bereits den Richterſpruch des Kadi vernommen und war in tiefer Menſchenkenntnis überzeugt, daß weder Chadaiſa noch Bel Kador ſich einem unwillkommenen Beſcheide fügen würden. Dann wäre der Moment des Einſchreitens für die weltliche Macht gekommen geweſen. Das Weitere hatte Kaid Boali ſich ſehr ſchön gedacht — und mußte nun mit Schmerzen ſehen, wie ein feiner, wohldurchdachter Plan an einer Frauenlaune ſcheiterte. Das Wort „Emanzipierte" zählte leider nicht zu dem

*) Schrah = Schiedsſpruch des Koran, der von dem Kadi verleſen wird. Im Falle, wo die Parteien ſich demſelben nicht unterwerfen, fällt ſeine Vollſtreckung dem Kaid zu.

Redeſchatze Kaid Boalis, ſonſt hätte er es ohne Zweifel den Metaphern eingereiht, die er an Chadaiſas Namen hängte. Auch Kaid Boali ließ einige Tage tatenlos, aber um ſo redereicher, vergehen. Dann entſann er ſich ſeiner Herrſcherpflicht, die ihm gebot, das Gut der Witwen und Waiſen zu ſchützen, und machte ſich mit zwei Soldaten auf den Weg, um nach dem verlaſſenen Hauſe der ſchönen Chadaiſa „zu ſehen".

Als er in den ſäulenumſtellten Patio trat, wurde er von Bel Kador empfangen, der ihn mit etwas bösartigem Lächeln begrüßte: „Willkommen, o Kaid, in meinem Hauſe."

Der Kaid maß den Frechen von oben bis unten mit einem langen Blicke, würdigte ihn aber keiner Antwort, ſondern ſchritt geradewegs auf eine hohe, buntbemalte Türe zu, deren ungeheure Riegel übereinander geſchoben und in ihren maſſiven Eiſenringen von ſchweren europäiſchen Vorhängeſchlöſſern feſtgehalten wurden. Ein ſchwarzer Sklave kauerte vor der Türe am Boden und ſah mit erregtem, aber entſchloſſenem Geſichtsausdrucke zu den beiden Männern empor. „Öffne hier!" befahl der Kaid kurz.

Es zeigte ſich, daß auch Bel Kador dieſen Befehl ſchon gegeben hatte und dabei auf unerwarteten

Widerstand von Seiten des Sklaven gestoßen war. Der Mann war von Chadaisa angehalten, die Türe bis zum Äußersten zu verteidigen, und wenn diese Grenze für den Heldenmut eines Negers auch ziemlich eng gezogen ist, so hatte er doch bis zu dem Augenblicke Bel Kadors Drohungen widerstanden. Das Erscheinen des Kaid gab ihm neuen Mut; er überlegte blitzschnell, daß jeder der beiden Männer ein Interesse daran haben mußte, daß die Türe vor dem andern verschlossen bliebe, daß also einer unter allen Umständen seine Tapferkeit lohnen würde. Also stemmte der Brave seinen breiten Rücken fester gegen das massive Holz und verweigerte die Auslieferung des Schlüssels dem Kaid, wie er sie Bel Kador verweigert hatte.

Der Kaid überlegte. Gewalt wäre hier am Platze gewesen. Aber Kaid Boali war nicht der Mann, der sich einem Protegierten gegenüber eine Blöße gab. Es kostete Bel Kador ein Wort an seinen europäischen Protektor, so erklärte dieser Chadaisas Geld für sein Eigentum, ihm von Bel Kador zur Deckung einer Schuld verpfändet, zählte nach, fand die Summe nicht richtig, bezichtigte den Kaid des Raubes daran — und stellte noch obendrein eine artige Schreinerrechnung für die gesprengte Tür. Auch Europäer sind mit

Dokumenten zur Hand, wenns ſein muß. Der Kaid kochte innerlich, konnte aber ſeiner Wut gegen Bel Kador für den Augenblick nicht Luft machen und mußte ſich begnügen, dem Sklaven einen Fußtritt zu verſetzen.

Aber auch Bel Kador würgte an verhaltenem Grimme, ſeinerſeits wieder durch die Gegenwart des Gouverneurs daran gehindert, den hartnäckigen Sklaven zu Boden zu ſchlagen und die Türe mit Gewalt zu ſprengen. Man tut dergleichen nicht gern vor Zeugen, am wenigſten vor intereſſierten. In ſeiner Ratloſigkeit verabreichte auch Bel Kador dem Sklaven einen Fußtritt zur vorläufigen Erleichterung ſeines Gemütes — dann ſtanden beide Männer und nagten an ihren Bärten.

„Öffne!“ ſagte der Kaid nach einer Weile von neuem.

„Öffne!“ rief Bel Kador.

Da war es eine andere Tür, die in ihren Angeln kreiſchte. Der Kaid und Bel Kador fuhren herum. In der Mitte des Patio ſtand Chadaiſa, tief verhüllt in den weißen Haik*, wie eine ſittſame Frau, die eben von der Reiſe kommt. Nur ihre Augen blitzten und

*) Nahtloſes Obergewand.

funkelten aus dem feinen Gewebe heraus, mit einem neuen, triumphierenden Schein, mit einem Lachen tief auf ihrem Grunde. Chadaifa ſchritt ruhig auf die belagerte Tür zu, der Sklave ſprang auf, die wuchtigen Riegel rollten zurück; Chadaifa ſchlüpfte aus ihren goldgeſtickten Babuſchen und ſetzte ihr ſchönes, feintätowiertes Füßchen auf die Schwelle des Gemaches, wie ein Sieger ſeinen Fuß auf erobertes Land. Und in dieſem Augenblicke hatte der Schatz wieder ſeinen legalen Hüter — die geheiligte Satzung des Islam, die Unantaſtbarkeit des Frauengemaches, das, bewohnt, von keinem Fremden betreten werden darf. Chadaifa warf ſich auf ihre Matratze und lachte leiſe vor ſich hin.

Denn vor ihren beiden Bewerbern ſtand nun ein dritter Mann, hochgewachſen und hell, mit einem ruhigen, ſtolzen Geſichte. Der hielt lächelnd die Hand auf und ſprach höflich, aber mit feſter Betonung: „Willkommen, o Kaid, in meinem Hauſe!“ Dann rief er den Sklaven, die nun den Patio füllten, einen Befehl zu und lud die beiden Männer ein, mit ihm Tee zu trinken.

Der Kaid und Bel Kador ſtanden ſtarr. Der Fremde nannte ſeinen Namen, Manſchur el Arundi aus Mazagan, ſtellte ſich als Chadaifas rechtmäßiger

Gemahl vor und legitimierte ſich durch ein Dokument, das zwar weder der Kaid noch Bel Kador leſen konnten, das Manſchur aber der Prüfung des Taleb unterzubreiten verſprach. Die beiden Geprellten ſanken ziemlich vernichtet auf die Kiſſen, die Manſchurs

Phot. A. Lennox.

Chaima.

Sklaven ihnen bereitet hatten, tranken in Haſt die drei Gläschen Tee, die der Anſtand zu nehmen fordert, und machten, daß ſie aus dem Hauſe kamen.

Am andern Morgen ſandte der Kaid nach Manſchur, ließ ſeine Dokumente prüfen, ſchaffte ſogar die Zeugen zur Stelle, die den Ehekontrakt mit unterzeichnet hatten, und fand, zu ſeinem Ärger, daß alles

in beſter Ordnung war. Der Kontrakt war von dem Kadi von Mazagan ausgeſtellt, die Zeugen waren wohlangeſehene, bekannte Männer, Manſchur allem Anſcheine nach Chadaifas Gemahl nach Recht und Brauch. Obendrein ſtand auch Manſchur in der Protektion eines einflußreichen Europäers, und, was das Schlimmſte war, er beſaß aus Chadaifas Händen das Schriftſtück, welches ihre Ehe mit Bel Kador ungültig machte, und konnte alſo mit Fug und Recht dem Nebenbuhler als einem Meineidigen und Betrüger entgegentreten.

Es darf immerhin nicht geglaubt werden, daß Recht, Protektion und alle Dokumente der Welt dem guten Manſchur einem andern Gouverneur gegenüber nur im geringſten genützt hätten. Es gibt wenige Araber, die einem Impulſe widerſtehen, und noch weniger Gouverneure, bei denen der Rachedurſt nicht den Sieg über die Feigheit davon getragen hätte. Nur der gegenwärtige Tag hat Recht in dem Leben eines Arabers, Reklamationen aber gehen einen weiten Weg auf ſchwachen Füßen. Bis eine Angelegenheit zwiſchen Protektion und Regierung zum Austrag kam, konnte ein Jahr vergehen — und was iſt ein Jahr im Leben eines mauriſchen Beamten? Der morgige Tag

kann Wechſel, Ungnade, Kerker und Tod für ihn bedeuten — und wo das Unvorhergeſehene, Ungeheuerliche herrſcht, wird der Menſch ſorglos und lebt der Stunde. Ein leidenſchaftlicher Gouverneur, gereizt wie Kaid Boali, hätte ſeine Rache befriedigt und die Zukunft „Allah überlaſſen".

Kaid Boali räſonnierte nicht ſo, und das war natürlich, da er überhaupt räſonnierte. Die Angelegenheit der ſchönen Witwe wurde zu kompliziert für ſein friedliches Gehirn. Er wußte überhaupt nicht mehr genau, wer in der ganzen Geſchichte Recht, wer Unrecht hatte, nur das Eine ſtand für ihn feſt: daß mit zwei Protegierten noch weniger gut Kirſchen zu eſſen ſei, als mit einem. Ganz in der Tiefe ſeiner harmloſen Seele ſchlummerte noch die leiſe Hoffnung, daß in gegebener Zeit die beiden Nebenbuhler ſelbſt für eine Löſung des Konflikts ſorgen würden.

So geſchah es auch. Denn Bel Kador, impulſiver und weniger gutmütig als der Kaid, ergab ſich nicht ſo ohne weiteres. Er erhob ein gewaltiges Geſchrei, hetzte ſeine ganze Verwandtſchaft gegen den Fremden, den Eindringling, auf und erregte wirklich eine gewiſſe Feindſeligkeit gegen ihn, ſoweit eben der träge Sinn des Arabers einer Parteinahme fähig iſt. Man bereitete

Manſchur eine Reihe kleiner Chikanen, und als der ſtille Mann nicht darauf reagierte, vergriff man ſich an ſeinen Sklaven oder reizte ſie durch böſe Worte, bis der gewünſchte Lärm und Zwiſt reſultierte. Dann ging man zum Kaid klagen. Aber Kaid Boali, der nicht mehr recht wußte, welcher der beiden Parteien nunmehr mit größerem Vorteil zu dienen ſei, ſchickte Kläger und Beklagte bis auf weiteres „zu ihren Müttern".

Bel Kador verſuchte hierauf ſein Heil bei ſeinem Protektor, recht nach Art des Arabers, der ſeine ſchmutzige Familienwäſche immer am liebſten von einem Europäer gewaſchen haben will. Der Europäer iſt zwar gröber als der Kadi, aber der Kadi verlangt Geld für die Schlichtung eines Zwiſtes, der Europäer nicht. Bel Kador trug alſo ſeinem Protektor den verwickelten Fall vor und verlangte, daß Chadaifa wegen ihrer Doppelehe zur Rechenſchaft gezogen würde. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Bel Kador eines gewiſſen, ihn kompromittierenden Dokumentes keine Erwähnung tat.

Der Europäer ſah den aufgeregten Mann mit einem ganz eigenen, verdächtig ernſthaften Geſichte von oben bis unten an und fragte: „Erlaubt das

Geſetz des Koran euch nicht, zwei oder mehrere Frauen zu halten?"

„Gewiß, o Herr," antwortete Bel Kador, erſtaunt nach dem Zuſammenhange dieſer Frage mit ſeiner Angelegenheit ſuchend.

„Nun alſo!" Der Europäer beſchämte jeden Kadi an feierlicher Gemeſſenheit der Rede. „Nun alſo: warum ſoll ſich nicht einmal zur Abwechslung ein Weib zwei oder mehrere Männer halten?"

„Oho!" ſchrie Bel Kador aufſpringend.

Jetzt platzte der Europäer mit einem ſo herzlichen, rückhaltloſen Gelächter heraus, daß der Araber, zu tiefſt in ſeiner Würde gekränkt, ihm den Rücken wandte und aus dem Hauſe ſtolzierte.

* * *

Bel Kador kam in ziemlich gedrückter Stimmung nach der Uled Fordj zurück. Der Kaid wollte ihm nicht helfen und ſein Protektor wollte ihm nicht helfen, und er fragte ſich, wozu ſolche Dinge wie Gouverneure und Protektion dann überhaupt in der Welt ſeien. Bel Kador hatte ſich mittlerweile in die treuherzige Überzeugung hineingeredet, er ſei Manſchur gegenüber im vollſten Rechte — und machte hierin keine Ausnahme von allen Streitenden der ganzen Welt.

Ein paar Wochen lang lebte Bel Kador ein leidiges Leben. Von ſeiner Chaima im Tale ſah er nach dem weißen Hauſe in den Granatbüſchen hinüber, das er im Geiſte ſchon hundertmal und mit Worten wenigſtens einmal das ſeine genannt; ſah auf den Feldern, die ſich den Hügel herabzogen, Manſchurs hohe Geſtalt hinter dem Pfluge wandeln; ſah ihn von der hochangemauerten Ziſterne aus die Bewäſſerung der Hennapflanzungen überſehen; ſah ihn zwiſchen Schaf- und Rinderherden dahingehen als einer, der über Tod und Leben entſcheidet; und ſah im Traume, was er mit ſeinem leiblichen Auge nicht ſehen konnte, das Bitterſte von allem: die erbrochene Niſche und unzählige weißſchimmernde Silberſtücke, die leiſe klangen, wenn Manſchurs Hand drinnen wühlte. Und Bel Kador rief alle Feuer des Himmels auf Manſchur und ſeine Ahnen bis zur Zeit Adams herab.

Es geſchah aber mit der Zeit, daß Bel Kadors Flüche milder klangen und endlich ganz verſtummten — verſtummten vor einem Geflüſter, einem Kichern und Ziſcheln, das plötzlich in allen Chaimas der Uled Fordj aufzuckte, wie winzige Flämmchen, die an tauſend Orten zugleich ausbrachen, um ſich zur brauſenden Lohe zu vereinigen. Und ſo ward es endlich zur laut-

geſprochenen Beſchuldigung, die mit Hohnlachen von allen Seiten aufgenommen und weiter gegeben wurde, daß auch Manſchur nur nominell, nicht in Wahrheit Chadaifas Gatte ſei. Noch immer ſtand das ſtolze Weib unbeſiegt auf der Schwelle ihres Gemaches und hütete den Schatz für den Sohn, den ſie liebte.

Bel Kador ſchüttelte zuerſt ungläubig den Kopf zu dieſem Gerüchte. Dieſer jungfräuliche Widerſtand war eine neue und unfaßbare Erſcheinung für arabiſche Begriffe, dieſes Weib, das zwei Männer nasführte und in Banden hielt, eine Ghul (Vampyr), ein Dämon, ein unirdiſches Weſen! Die Tatſache aber lehrte zunächſt, daß das Gerücht wahr ſprach und daß Manſchur wirklich nichts anderes war als eine Art Oberſklave der ſchönen Witwe, und beſtimmt, fremden Eindringlingen gegenüber die Rolle des Gatten und Verteidigers zu ſpielen. Und bald darauf erfuhr Bel Kador auch — und zwar zu ſeinem Schaden — daß Chadaifa keine männerbeſiegende Ghul ſei, ſondern, von etwas überflüſſiger Energie abgeſehen, ein Weib mit einem lebendigen Herzen.

Manſchur war von Haus aus ein armer Mann, ein einfacher Magazinarbeiter mit kärglichem Taglohn geweſen, und Chadaifa, deren Wahl von den Erkun-

digungen und Erfahrungen des Knaben Lulida geleitet war, hatte keinen Fehlgriff getan, als ſie dem ſtillen, wohlgelittenen Manne ihr Schickſal anvertraut hatte. Auch Manſchur war ein Druiſch. Er war das Gegenteil von einem Streber, und das Angebot der Witwe bedeutete für ihn eine unerwartet günſtige Veränderung ſeiner Stellung, die er ohne Bedenken, aber auch ohne weitere Hintergedanken annahm. Manſchur gehörte zu jenen Menſchen, denen ein ſorgloſes, nicht allzuſauer verdientes Brot genügt. Das aß er gern in Frieden, hätte mit jedermann geteilt und ſchien mit ſeinem ſanften Lächeln nur immer zu danken, wenn man ihm überhaupt nicht alles wegnahm. Und doch lag in dieſem Manne verſteckt eine wunderbare Gewalt des Willens, ein Demantgrund von Feſtigkeit und Männlichkeit; das konnte der erproben, der ihm eine Arbeit anvertraute, eine Schwierigkeit zu beſeitigen gab. Dann ſchwand das Lächeln der Unterwürfigkeit von Manſchurs Geſicht — um erſt wieder zu erſcheinen, wenn er ſeine Aufgabe ſiegreich gelöſt hatte und für dieſen Sieg die ganze Welt um Entſchuldigung zu bitten ſchien.

So hatte Lulida den Mann beſchrieben und ſo lernte Chadaiſa ihn kennen, als er ſtill, aber feſt die

die Zügel ihres Hausweſens ergriff und ordnend waltete, wo das Fehlen einer männlichen Hand bereits Nachteil gewirkt hatte. Seine Autorität gegen die Sklaven betätigte er in einer ſanften Weiſe, die ihm in kurzer Zeit alle ergeben und zu Freunden machte. Gegen Chadaiſa ſelbſt zeigte er ſich freilich nicht unterwürfig — dafür war er ein Mann und ſie ein Weib! Aber er war gut und freundlich gegen ſie, wie er gegen jedermann gut und freundlich war, und machte nie Miene, einen Eid zu brechen, den er, wie Bel Kador ſeinerzeit, in der Stunde der Vermählung vor Zeugen dokumentiert und in Chadaiſas Hände niedergelegt hatte.

Als Chadaiſa in der Noalla (Strohhütte) ihres Verwandten in Mazagan, der die Unterhandlungen mit Manſchur vermittelt hatte, zum erſtenmale dem ſcheuen, beſcheiden blickenden Manne gegenüberſtand, hatte ſie in ihm, eben um dieſer Beſcheidenheit willen, nur ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne geſehen und im ſtillen die Wahl dieſes „Druiſch“ eine beſſere genannt, als die erſte war. Arme Chadaiſa! Sie mußte erfahren, daß es keine abſolutere Macht gibt als die paſſive, die Widerſtand ausſchließt.

Manſchurs Sanftmut und Güte wirkten zuerſt als angenehme Abwechslung auf das Weib, das bisher

nur Si Omars Keifen oder Bel Kadors Brutalitäten gewohnt war. Seine Arbeitſamkeit, Tüchtigkeit und jene ſtille Energie, die allen Willen ſcheinbar ohne eigenen Willen beugt, füllten Chadaiſas Herz mit einem wohltuenden Gefühl von Vertrauen, mit jener Freude des Unterordnens, welche geſetzte Menſchen leidenſchaftlichen Naturen einflößen. Manſchurs Zurückhaltung endlich bewirkte, was unvermeidlich war, daß Chadaiſas Zuneigung ſich zur Liebe vertiefte.

Wenn man den ſchönen Legenden des Oſtens glauben darf, ſo iſt auch das arabiſche Weib fähig, eine Herzenswahl zu treffen und daran feſtzuhalten. Wie Lalla Dunja einſt, die Männerſcheue, ſo begehrte jetzt Chadaiſa, was ſie verſchworen hatte, und barg ihre Liebe in der Tiefe ihres Herzens wie die zarte Aſiſe, die an ungeſprochener Leidenſchaft ſtarb.

Es war aber nicht Stolz, der dieſer ländlichen Aſiſe das Liebesgeſtändnis, das dem Naturkinde ſo beredt aus den Augen und ſo leicht über die Lippen zu ſpringen pflegt, erſchwerte. Es war der Gedanke an den Schatz, an die freie Herrſchaft über Geld und Ländereien, die ſie mit ihrer Perſon preisgab — es war der Gedanke an ihren Liebling Lulida. Und die arme junge Witwe kämpfte einen ſchweren Kampf.

Mit jener demütigen Liebe der arabiſchen Mutter, die in dem heranwachſenden Sohne den Herrn und Gebieter ſieht, dem ſie Rechenſchaft ſchuldet, der ſie ſchlagen kann, hielt ſie feſt mit der Treue und Ergebenheit einer Hündin an der einmal erfaßten Pflicht. Vor dem Bilde des ſchönen Kindes, dem ihr ganzes freudeloſes Leben bisher gehört hatte, vor einer kleinen liebevollen Botſchaft von ihm, die ein wandernder Kameltreiber von Mazagan heraufbrachte, wich jeder Gedanke an Manſchur aus ihrer Seele. Und ſo lange hielt ſie ihn mit feſtem Entſchluſſe daraus fern, bis Manſchurs hohe Geſtalt wieder vor ihr einherging, achtlos, ganz Arbeit und Ernſt und Pflichterfüllung. Dann lief ſie wohl in ihr Gemach, warf ſich auf ihre Matratze und biß ſchluchzend ihre kleinen, geballten Fäuſte wie ein zorniges Kind. Die Sklaven des Haushaltes hatten Grund, ſich über die Launen ihrer Herrin zu beklagen. Hundertmal war Chadaiſa daran, das Dokument, deſſen Wortlaut Manſchur gar ſo getreulich befolgte, zu zerreißen, und hundertmal ſiegte wieder das mütterliche Pflichtgefühl und erſtickte alle jungen Lebenswünſche.

So ſtanden die Dinge, da Bel Kadors läppiſche Hand zum Werkzeug auserſehen ward, das Glück der törichten Chadaiſa zu beſiegeln. Denn Bel Kador

wußte nicht ſo bald, daß Manſchur nicht mehr Rechte auf den Titel eines Gatten beſaß als er, ſo erwachte auch ſeine Kampfluſt aufs neue. Und diesmal ging er gleich an die rechte Quelle, nämlich zum Kadi der Uled Fordj, der mittlerweile von ſeiner Wallfahrt zurückgekehrt war, klagte Chadaiſa der Doppelehe und Manſchur des Betruges an und ſchrie laut um Gerechtigkeit.

Der Kadi wußte natürlich von der verwickelten Geſchichte genau ſo viel, wie die ganze übrige Uled Fordj, das heißt: dreimal ſo viel als wahr, und nicht die Hälfte von dem, was zu wiſſen notwendig war. Der arme Verteidiger des Rechts wühlte eine Zeit lang ratlos in all dem Wuſt von Gerüchten und Übertreibungen, der um die intereſſante Epiſode wucherte, faßte dann mit kühner Hand das Nächſtliegende beim Schopf und fragte Bel Kador geradezu, ob er denn nicht auch ein Betrüger und Chadaiſa unter denſelben Bedingungen angetraut ſei wie Manſchur. Bel Kador ſchrie und tobte, verſchwor ſich ſeiner Ehrlichkeit — und der Kadi ſandte nach Manſchur.

Manſchur erſchien, lächelnd wie immer, hörte die Klage, richtete einen langen Blick auf den Kläger und zog aus ſeiner roten Ledertaſche langſam ein gefaltetes

Papier. Der Kadi ſah es an und donnerte Bel Kador ein Wort zu, das nicht im Koran ſteht und in der Hofſprache nicht gebraucht wird. Das Papier enthielt Bel Kadors Verzicht auf alle Gatteurechte an Chadaiſa und ihr Gut.

Bel Kador, der über anſehnliche Stimmmittel verfügte, überdonnerte den Kadi mit einem Eid: Das Dokument ſei gefälſcht! Der Kadi ſah das Papier von allen Seiten an. Da man aber einem arabiſchen Dokumente ſeine Herkunft nicht anſieht, am allerwenigſten dann, wenn eine Frau es einige Wochen lang unter ihrem Gewande getragen hat, ſo machte die Unterſuchung den Kadi nicht klüger. Er ſandte nach dem Taleb, der Bel Kador ſeinerzeit getraut und das beſtrittene Dokument ausgeſtellt hatte.

Das hatte Bel Kador vorausgeſehen und dem Taleb im Vorhinein eine runde Summe zugeſteckt, die folgende eigentümliche Wirkung auf ſeine Gehirntätigkeit hatte: Der Taleb erinnerte ſich ſehr gut, den Ehekontrakt zwiſchen Chadaiſa und Bel Kador aufgeſetzt zu haben, aber Entſtehen und Exiſtenz des zweiten Dokumentes war aus ſeinem Gedächtnis verſchwunden. Deshalb war Bel Kador frohen Mutes, als der Taleb vor dem Kadi erſchien, um das fragliche

Schriftstück in Augenschein zu nehmen. Aber seine Zuversicht war verfrüht. Der Taleb erkannte freilich den kompromittierenden Schein nicht wieder, aber es war ihm jetzt zum Überfluß auch noch entfallen, ob er Bel Kador und Chadaisa überhaupt je getraut habe. Bel Kador schäumte und der Kadi war so klug wie vorher.

Des Talebs plötzliche komplete Gedächtnisfinsternis hatte ihren Grund in einer kleinen Unterredung mit dem Kaid Boali, die kurz vor der Gerichtssitzung stattgefunden hatte. Der Kaid hatte seinen Schreiber gefragt, wieviel Bel Kador ihm für die Verleugnung des Verzichtsdokumentes geboten habe, und der Taleb hatte der Wahrheit gemäß geantwortet: „Fünfundzwanzig Duros, o Sidi!"

„Gut," hatte Kaid Boali erwidert, „und ich gebe dir die doppelte Summe — in Stockhieben, wenn der Kadi die Frau dem Bel Kador zuspricht."

Der Taleb hatte entsetzt die Hände erhoben. „Soll Manschur sie denn haben, o Sidi, der freude Bettler?"

„Keiner soll sie haben, du Sohn einer Hündin," hatte der Kaid gebrüllt, und der Taleb hatte verstanden, daß er es hier mit einer Angelegenheit zu tun habe, in welche nicht Licht, sondern Dunkel gebracht werden sollte. Und sein Gedächtnis ward

finſter wie das Innere einer verſiegelten Flaſche aus dem Zauberſchatze Salomonis.

Die Gerichtsverhandlung verwickelte ſich zur Intrigue, ſteigerte ſich zum Drama. Bel Kador brachte die Zeugen, welche ſeiner Eheſchließung mit Chadaiſa beigewohnt hatten; Manſchur brachte die ſeinen. Bel Kador trieb die Leute auf, welche das Verzichtdokument Manſchurs mit unterzeichnet hatten; Manſchur erwies ſeinem Gegner den gleichen Liebesdienſt. Jeder der beiden Streitenden ſchwur, daß die Zeugen des andern falſch und beſtochen ſeien; jeder verteidigte ſich aufs leidenſchaftlichſte gegen dieſe Anſchuldigung. Die Zeugen ſtimmten in Anklage und Verteidigung ein wie ein Chorus, klein an Zahl, aber gewaltig an Stimme und Gebärden. Der Kadi warf Kläger, Beklagte und Zeugen aus dem Hauſe, und der Streit wurde draußen mit mehr als Worten weitergeführt. Die ganze Uled Fordj nahm daran teil, und das Feld des Kadi, das die Arena darſtellte, kam übel dabei weg. Da ſann der Kadi, wie er ſich die böſe Angelegenheit vom Halſe ſchaffen könnte und ſandte beide Parteien zum Schwur nach Muley Abdullah*).

*) Eine Moſchee zwei Stunden von Mazagan, das größte Heiligtum im weſtlichen Marokko.

Phot. Rud. Hedrich.

Tif.

Ein Eid ist unter gewöhnlichen Umständen für den Araber nichts Aufregendes. Er schwört zwanzigmal im Tage und wenn unter diesen zwanzig Eiden nicht mehr als fünfzehn Meineide sind, so hat Allah sich nicht übermäßig zu beklagen. So viel hat auch der Araber schon herausgefunden, daß Allah die Zeugenschaft leicht nimmt und keinen Blitzstrahl an den vergeudet, der seinen Namen mit einer Lüge besudelt. Aber mit Muley Abdullah ist's ein ander Ding und nicht zu spassen. Das ist ein Heiliger, so finster und furchtbar wie der Ort seiner Verehrung, die bleiche Moschee, die über den Ruinen einer karthagischen Ansiedelung — Tit — tront, wie eine weiße Ghul über einem Leichenfeld. Ihr Minaret überblickt ein wüstes, steiniges Land, einen wilden Klippenstrand, eine See, die kein Boot befährt. Keine Ansiedelung schmiegt sich um das Heiligtum als die Zelte heimatloser Flüchtlinge, die sich zwischen den Trümmern der alten Herrlichkeit eingenistet haben, wie Wanderschwalben an Tempelsimsen, und die aus den Türmen, deren Gemäuer einst Römer- oder Karthagerhände so tadellos gefügt haben, die wohlbehauenen Steine reißen, um ihr Brot darauf zu backen. Kein Hälmchen Korn, keine Frucht, kein Gras gibt der

liebloſe Boden, den ein Fluch des Heiligen zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammt hat. Wenn je ein Ort, ſo weckt Tit oder Muley Abdullah durch die bloße Gewalt ſeiner melancholiſchen Stimmung ſchlummernde Sagen, und es iſt kein Wunder, daß eine davon lebendig fortlebt im ganzen weſtlichen Marokko: es iſt der feſte Glaube, daß jeder, der in Muley Abdullah falſch ſchwört, im Verlauf desſelbigen Jahres ſterben müſſe.

Bel Kador und Manſchur zuckten beide zuſammen, als der Kadi ſie mit ihrem Schwur an den unheimlichen Heiligen empfahl. In Manſchurs ruhiges Geſicht trat ein ſchmerzlicher Ausdruck, als aber Bel Kador heftig und entſchloſſen rief: „Ich werde ſchwören!“ wandte er ſich mit einer ſtolzen Bewegung herum und fragte kalt: „Wann?“ Der Kadi beſtimmte hierauf den Tag, an welchem die Rivalen ſich nach Muley Abdullah begeben und dort vor dem Vorbeter der Moſchee ihren Eid ablegen ſollten. Bel Kador hatte noch die Geiſtesgegenwart, zu fragen, was denn unter den hundert Behauptungen, Anſchuldigungen und Widerlegungen eigentlich beſchworen werden ſollte — und der Kadi gab jedem der beiden Männer ein Papier, auf welches er die Formel des Eides notiert hatte: „Ich ſchwöre, und möge Gott mich verdammen, daß

ich der rechtmäßige Gatte Chadaifas, der Witwe Si Ouars bin, vor dem Geſetze des Koran.“ Und dann ſandte er mit einem Seufzer der Erleichterung ſeine Peiniger von dannen mit dem Beſcheid, nicht wiederzukehren ohne die ſchriftliche Beſtätigung des Vorbeters der Moſchee, daß der Eid ordnungsgemäß geleiſtet worden ſei.

Der gute Kadi fragte ſich nicht, was geſchehen würde, wenn beide Männer ihr Gattenrecht auf Chadaifa beſchwören. Er war nur zu froh, der Sache für eine Weile ledig zu ſein, und obendrein ganz überzeugt, daß nur einer Chadaifas Gatte ſein konnte und daß nur dieſer eine ſchwören würde. Allah! Man riskiert ſein Leben nicht um zehn Weiber wie Chadaifa, und hätte jede von ihnen zehn vermauerte Schätze — wo es noch kein Jahr her war, daß Buchaima Beuſchakron aus Mazagan, der falſch geſchworen hatte, auf dem Rückwege von Muley Abdullah ſelbſt vom Maultiere gefallen und tot liegen geblieben war. Man hätte es vorher nie geglaubt, daß ein vornehmer Mann wie Buchaima Beuſchakron falſch ſchwören würde — aber da hatte man dann den unwiderleglichen Beweis! Der Kadi ſchloß ſein Aktenbuch, hing ſich das Tintenfaß an den Gürtel

und wandelte heimwärts. Die Angelegenheit Chadaifas, der Witwe Si Omars, war geordnet.

„Die Angelegenheit ist geordnet," sagte seelenvergnügt auch ein anderer, und das war der gute Kaid Boali. Er, aufgeklärter als der Kadi, zweifelte keinen Augenblick, daß beide Männer nach Muley Abdullah gehen würden und schwören — und dann lag der fernere Weg offen: dann hatte man zwei rechtmäßige Gatten, dann war Chadaifa der Doppelehe überwiesen, dann wanderte sie samt ihren beiden Männern ins Gefängnis und all ihr Besitz in die Tasche des Kaid. So mußten die Dinge einander folgen, wie die Perlen des Rosenkranzes, wie die Tropfen des Regens. Und Kaid Boali pries Allah, der den Guten und Geduldigen am Ende belohnt und den Verräter in eigener Falle vernichtet — fragte aber doch zu mehrerer Sicherheit fünfmal im Tage seinen Taleb: „Sagst du mir nicht, o Sklave des Herrn, daß die Protektion den Muchallat*) der marokkanischen Jurisdiktion nicht entzieht?" Und der Taleb antwortete geduldig jedesmal: „Du sagst es, o Sidi! Wenn das Verbrechen erwiesen ist, sind die Eheschänder dein."

*) Muchallat, d. h. Halbprotegierter, eine Art Agent, der für die Europäer Ankäufe im Innern vermittelt.

Es ist wahrscheinlich, daß die Rechnung des Kaid am Ende gestimmt haben würde, wenn nicht Chadaisa zum Schluß noch einen ganz unerwarteten Faktor angesetzt hätte. Und eine Rechnung, wo ein Weib mitzählt, stimmt nie.

Die schöne Witwe hatte erbleichend den Richterspruch des Kadi angehört, den ihr Manschur mit etwas stockender Stimme berichtete. Dann war sie schweigend in ihr Gemach gegangen, hatte sich in eine Ecke gekauert, den Kopf gegen die hochgezogenen Knie gestützt und also sinnend und seufzend bis tief in die Nacht hinein gesessen. Die Zeit vor Manschurs Abreise wandelte sie schweren Schrittes mit glanzlosen Augen umher, verschmähte ihr Mahl und schlug ihre Sklaven. Und als an dem bestimmten Tage Manschur im Morgengrauen sein Maultier zäumte, da trat Chadaisa aus dem noch schlummerstillen Hause zu ihm, ihr helles Gewand über den nachtfeuchten Boden schleppend, ihr Haar wirr und ihr Blick trübe wie von Tränen. Sie legte die Hand auf den Zügel des Maultieres und sagte rasch und leise: „Schwöre nicht!“ Dann lief sie weg.

Manschur stand eine Weile sinnend, dann band er sein Maultier an den Klopfring der Türe und

folgte Chadaiſa ins Haus. Er öffnete leiſe die Türe ihres Gemaches und guckte hinein. Da ſaß ſie an der Erde und weinte. „Chadaiſa“ ſagte der Mann, „wenn ich nicht ſchwöre, ſo bekommt dich Bel Kador.“

Sie ſchaute auf und rang die Hände. „Und wenn du ſchwörſt, ſtirbſt du,“ ſagte ſie, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

„Nur wenn ich falſch ſchwöre, Chadaiſa, meine Roſe,“ ſagte Manſchur, indem er lächelnd die Türe hinter ſich ſchloß.

Dadurch ward es dunkel in dem Gemache und Manſchur konnte Chadaiſas Geſicht nicht mehr ſehen. Er vernahm aber deutlich ein ſcharfes, kurzes Geräuſch, wie von jäh mit entſchloſſener Hand zerriſſenem Papier.

„Chadaiſa, meine Roſe,“ ſagte der Mann noch einmal.

Sie erwiderte nur ein einziges Wort, von Schluchzen halb erſtickt:

„Sidi — Herr!“

* * *

Als die Sonne aufging, ritt Bel Kador durch das Tal, mit nachdenklichem Blick den langen Schatten seines Maultieres vor sich an der grünen Erde betrachtend. Ihm war ungemütlich zu Sinn. Die Geschichte von Buchaima Beuschakron und andere Beispiele rascher Justiz von seiten des fürchterlichen Heiligen gingen ihm im Kopfe herum. Bel Kador hätte doch gern gewußt, von welcher Seite der selige Muley Abdullah die Angelegenheit mit der Witwe Si Omars anschaute. War es nicht möglich, daß dieser Ritt durch das schöne, grüne, lächelnde Gelände Bel Kadors letzter Ritt war? Und der arme Sünder warf einen wehmütigen Abschiedsblick über die friedlichen Chaimas an den Hügelabhängen der Uled Fordj, über denen der erste zartblaue Rauch des erwachenden Tages stand.

Wie nun Bel Kadors Blick nach dem Hause Si Omars hinüberschweifte, bemerkte er erstaunt, daß sich da noch nichts regte. Er hielt sein Maultier an und wartete eine Weile, ob nicht Manschur aus dem Dickicht des Granatgebüsches auftauchen und den Wiesenpfad über den Hügel herabkommen würde. Und als Bel Kador eine Viertelstunde lang vergeblich gewartet hatte, da riß er mit einem zornigen Rufe sein Maul-

tier herum und galoppierte den Hügel hinan, um nach dem Säumigen zu ſehen. Wer einmal in ſeiner Jugend Einbrüche in nachbarliche Äpfelgärten oder ähnliche Miſſetaten verübt hat, der wird wiſſen, was das Vorhandenſein eines Gefährten für die Beruhigung des Gewiſſens zu bedeuten hat. Man tut zu zweit, was man allein nie wagen würde. Geteilte Strafe iſt halbe Strafe — was freilich kein ehrenvolles Zeugnis für die menſchliche Natur, aber leider doch Tatſache iſt. Bel Kadors wankender Mut hielt ſich nur noch an Manſchurs Beiſpiel von Unerſchrockenheit aufrecht, vielleicht auch an der boshaften Freude, die der Gedanke bot, daß das eigene Verderben zugleich das des Gegners beſiegeln würde. Nun aber erſchien Manſchurs Zaudern dem Harrenden als eine Beſtätigung der eigenen Furcht, und ſein plötzlich ganz wild pochendes Herz war nur noch eines Entſchluſſes fähig: nichts zu riskieren, was Manſchur nicht riskieren würde.

Bel Kador ſprengte in den Hof und begrüßte Manſchur, der eben aus dem Hauſe trat, mit Vorwürfen über die Verſäumnis. Manſchur antwortete nicht, lächelte nur ſtill vor ſich hin, während er bedächtig Bügel und Gebiß ſeines Reittieres unterſuchte.

Bel Kador, dem das Geſchäft zu lange dauerte, wurde endlich grob und beſchuldigte Manſchur geradezu der Unentſchloſſenheit und Furcht. Jetzt blickte Manſchur auf mit einem ſtrahlenden Antlitz.

Phot. A. Lennox.

Wandſchrank in Fezzer Holzmalerei.

„Furcht?“ ſagte er, ſeine ſchönen, hellen Augen mit einem ſiegreichen Ausdruck der Zuverſicht auf den plötzlich verſtummten Gegner richtend; „warum ſollte ich mich fürchten? Ich werde nicht falſch ſchwören.“

Es lag ein ganz leichter Nachdruck auf dem Wörtchen „ich“, und Manſchurs Lächeln ergänzte, was der kurze Satz an Deutlichkeit fehlen ließ. Bel Kador verſtand, und ſein Geſicht zog ſich in die Länge.

Jetzt war er es, der mit äußerſter Bedachtſamkeit ſeinen Turban abnahm und mit einer Sorgfalt, die einen Vezier beſchämt hätte, wieder aufrollte. Bel Kador hatte keine Eile mehr. Manſchur wartete geduldig, bis die Toilette beendet war, und ſchwang ſich erſt in den Sattel, als Bel Kador nach einem ſichtlich ſchweren innern Kampfe mit einem Seufzer der Ergebung ſein „Yallah!“ (vorwärts) rief.

Sie ritten ſchweigend und in kleiner Entfernung von einander, Manſchur voran, Bel Kador hinten. Als aber nach einer halben Stunde Manſchur zufällig zurückblickte, da ſah er ſich allein auf der weiten ausgetretenen Kamelſpur, die in marokkaniſchen Landen den ſtolzen Namen „Straße“ führt. Bel Kador hatte ſich gedrückt.

Manſchur wandte lachend ſein Maultier und ritt heim. —

Chadaiſa dachte weder an den Schatz, noch an Lulida, als ſie Manſchur, jetzt unentreißbar ihr eigen, wieder in die Arme ſchloß. Und es mag gleich hier hinzugefügt werden, daß ſie dieſe holde weibliche Inkonſequenz nie zu bereuen gehabt hat. Manſchur blieb ein guter, liebevoller Gatte und teilte ſich friedfertigen Gemütes mit Lulida in die Herrſchaft über Haus und Land. Und

was mehr ist, sein anspruchsloser, etwas konservativer Geist kam vor dem vermauerten Schatze nie aus seinem schönen Gleichgewicht. Das Geld lag gut, wo es lag — „bis man es brauchen würde.“ Und der Tag ist für Manschur, den Fleißigen, noch nicht gekommen.

Kaid Boali aber, der Druisch, hielt seinem Taleb folgende Rede:

„Es geht, o Sklave des Herrn, dem Guten immer schlimm in der Welt. Wäre ich ein Harami*) gewesen, wie der Kaid der Uled Seid, so hätte ich Chadaifa und ihr Geld einfach genommen. Wehe mir, daß ich kein Harami bin! Aber es ist immer vom Übel, wenn man mit Weibern zu viel Umstände macht — und die nächste Witwe in der Uled Fordj, die etwas Geld hat, werde ich nicht erst fragen, ob sie mich haben will!“

„Amen, o Sidi!“ erwiderte der Taleb.

---

*) d. i. ein Ruchloser, Schelm, Gegenteil von Druisch.

Elofirs Erbe.

I.

Vor zehn Jahren ließ ſich in Mazagan ein junger däniſcher Kaufmann, namens Svendſen, nieder, Teilhaber einer großen Firma in Mogador, von guter Familie, liebenswürdigem Weſen und mit warmen Empfehlungen ausgeſtattet. Außerordentliche Tüchtigkeit und Arbeitsluſt, eine ſpielende Beherrſchung des Arabiſchen und der vier europäiſchen Verkehrsſprachen, Energie und Humor, Ehrlichkeit mit Verſchlagenheit gepaart, bildeten eine ſo glückliche Vereinigung von Eigenſchaften, daß dem Beſitzer derſelben, trotz ſeiner Jugend, ſchon nach kurzer Zeit ein Platz unter den erſten Kaufleuten des Städtchens ſicher war. Wenn nun trotz all dieſer günſtigen Anlagen und trotz jeder nötigen äußern Unterſtützung derſelben die Geſchäfte Svendſens im erſten Jahre ein kaum befriedigendes Reſultat ergaben, ſo lag das allein an dem Umſtand, daß die Regierung der Stadt dem Ankömmling ein

äußerſt dürftiges und ungünſtig gelegenes, kleines Magazin hatte vermieten können, das ihm nicht erlaubte, ſeine Mittel zu entfalten. Vergebens bemühte Svendſen ſich um ein anderes. Die großen Magazine am äußern und innern Sokko, die mit ihren impoſanten Karrees und ihren gewaltigen Toren und Höfen den Landbewohner mit ſeinen fruchtbeladenen Kamelen anzogen und blendeten, waren ſämtlich vermietet, ein einziges ausgenommen. Mit geſchloſſenen Türen, auf deren Schwellen hohes Gras wuchs, und mit verfallenen Mauern ragte es trübſelig wie eine wüſte Inſel aus dem Meer des bunten Getriebes hervor. Draußen vor der Stadt aber ſtand eine Reihe unausgebauter Magazine mit vermauerten Toren, ſinnbildliche Denkmäler mauriſcher Staatsweisheit. Irgend ein ſtumpfſinniges Geſetz verbietet Europäern das Bauen auf marokkaniſchem Boden und dieſe unter der Regierung eines aufgeklärteren Gouverneurs begonnenen Bauten waren auf Sultansbefehl vermauert und der Benutzung entzogen worden, während der allzunachſichtige Gouverneur ſo wie die Werkleute im Gefängnis für ihre europafreundliche Geſinnung büßten. Wenn aber Charles Dickens, der Feinſinnige, wahr ſpricht, daß Gebäude ſo gut wie Menſchen eine Phyſio-

gnomie haben, dann ähneln auch dieſe Faſſaden mit ihren breiten, ſchuttgefüllten Toren verwitterten Antlitzen, die mit gewaltſam geſchloſſenem Munde hämiſch zu lächeln ſcheinen. Und ſie wiſſen warum. Denn ſieh! in einer ſchönen hellen Nacht ſtiegen kluge Europäer mit Leitern in die dachloſen Mauerkarrees, legten kleine Gerſten- und Kartoffelfelder darin an, und die fleißigen Menſchen ſäeten und ernteten gar manches Jahr. Prophetiſchen Geiſtes könnte man ganz Marokko dieſen vermauerten Magazinen vergleichen. Wer kommt und ſäet Kultur hinter den Wällen mittelalterlicher Vorurteile?

Natürlich wandte ſich Svendſens Aufmerkſamkeit zuerſt dem verlaſſenen Magazine auf dem Sokko zu, das durch ſeine Größe ſowie durch ſeine überaus günſtige Lage jedem auffallen mußte. Er umſchritt es von allen Seiten. Er ſah einen gewaltigen Komplex mit drei Toren nach verſchiedenen Straßen, er ſah die aufragenden Dächer dreier Kaufmagazine, er konnte zwei geräumige Höfe annehmen, und ſein ganzes Verlangen richtete ſich auf dieſen trefflich zweckmäßigen Bau. Die Miete durfte wohl hoch ſein; aber hier ließen ſich Geſchäfte machen. Svendſen zog Erkundigungen ein. Das Magazin hatte einem reichen Araber,

namens Elofir, gehört und ſtand ſeit deſſen Tode, alſo ſeit fünf Jahren, unvermietet da. Der Gouverneur der Stadt, Sidi Ben Handuſchi, der Vormund der Söhne Elofirs, werde weitere Auskünfte darüber geben.

Svendſen ging zum Kaid, der ihn freundlich empfing und ſein Bedauern ausſprach, das Magazin nicht vermieten zu können. Es ſei Eigentum der Regierung.

Das war kein entmutigender Beſcheid. Die marokkaniſche Regierung hatte ſich in mehr als einem Vertrage verpflichtet, für genügende Unterkunft europäiſcher Anſiedler Sorge zu tragen. Sie konnte ſogar für materielle Schäden, die aus einer Vernachläßigung dieſes Vertragspunktes entſtanden waren, verantwortlich gemacht werden, und dieſer Fall lag hier vor. Svendſens Exiſtenz hing an einem geräumigen Magazin. Ein diesbezüglicher Brief an den Großvezier, durch die däniſche Geſandſchaft in Tanger vermittelt, mußte Erfolg haben.

Aber die Antwort des Veziers lautete verblüffend: „Das fragliche Magazin iſt Eigentum der Söhne Elofirs und der Kaid von Mazagan als Vormund berechtigt, es zu vermieten. Die Regierung kann über Privateigentum nicht verfügen.“

Svendſen ging mit dieſer Antwort zum Gouverneur, der nicht die leiſeſte Verlegenheit ob des offenkundigen Dementi verriet. „Täjer,“*) ſagte er mit jener zuvorkommenden arabiſchen Höflichkeit, die ſchon mehr als einen tobenden Europäer entwaffnet und beſchämt hatte: „Es gibt Dinge, die der Miniſter in Tanger nicht wiſſen kann. Das Magazin darf nicht vermietet werden, es ſei denn, du zeigſt mir einen ſchriftlichen Befehl des Sultans. Entſchuldige mich, Täjer. Ich habe meine Pflichten und kann nicht anders handeln.“

Svendſen machte einen vorſichtigen Verſuch, ob ſich das für einen Araber ſo merkwürdig ſolide Pflichtgefühl des zeremoniöſen Gouverneurs nicht durch die Ausſicht auf eine kleine Entſchädigung ſeiner Mühe erſchüttern laſſe. Zu ſeiner Verwunderung aber hielt es ſtand.

Ein ſchriftlicher Befehl des Sultans! Svendſen zweifelte keinen Augenblick, daß ein ſolcher durch Vermittlung der Geſandtſchaft leicht zu erhalten ſei, aber wenig Vertrauen ließ ſich in ſchriftliche Eingaben ſetzen, die aus den nichtigſten Anläſſen über die Geſandtſchaftsbureaus hernieder zu regnen pflegen. Eine

*) Kaufmann, die übliche Anredeformel für Europäer.

mündliche, eingehende Auseinanderſetzung mit dem Miniſter mochte die Angelegenheit gründlicher beleuchten, und Svendſens Hoffnung richtete ſich nunmehr auf den in Ausſicht ſtehenden Beſuch des däniſchen Geſandten in Marrakeſch, bei welcher Gelegenheit die Exzellenz einen kurzen Aufenthalt in Mazagan nehmen ſollte, ehe ſie die fünftägige Landreiſe nach der Hauptſtadt antrat.

Bis dahin vergingen aber noch faſt zwei Monate, zwei Monate voll täglichen Verdruſſes für Svendſen, der Zeit und Geld nicht nach ſeinem Sinne ausnutzen konnte. Endlich erſchien der Tag, an dem das ſtolze weiße Kriegsſchiff draußen in der blauen Bucht ſchaukelte. Auf der Düne harrte ein ſtattliches Zeltlager und ein kleines Heer von Gefolgleuten, das vom Sultan zu Empfang und Begleitung des Miniſters hergeſandt war. Über der weißen Stadt flatterten die Farben aller Nationen, und die Konſuln aller Länder paradierten in altertümlichen Fracks oder Uniformen, die nur den ſeltenen Ereigniſſen ſolcher Miniſterbeſuche ihre Exiſtenzberechtigung verdanken.

Der däniſche Konſul, ein beſchränkter kleiner Spanier, der außer ſeiner Mutterſprache nur über ein ſehr dürftiges Engliſch verfügte, begab ſich zur

Begrüßung der Exzellenz an Bord der Fregatte, und Svendsen schloß sich ihm an. Er wußte, daß die zur Vorstellung an den Sultanshof reisenden Gesandten unterwegs die Klagen ihrer Landesangehörigen in Empfang zu nehmen und ihre neue Tätigkeit oft durch eine energische Erledigung alter „Questionen" einzuleiten pflegten, und er hatte eine kluge kleine Rede präpariert, die er bei erster Gelegenheit vom Stapel lassen wollte. Aber er erlebte eine Enttäuschung! Der Minister, der einen mehr feudalen als poetischen Namen führte und in Erscheinung und Wesen den unangenehmen Typus halbgebildeten Junkertums repräsentierte, gab seinen Landsleuten nur eine ganz kurze Audienz, die er durch müßiges Geplauder über Sport und Jagd ausfüllte und endlich durch eine unhöflich über die Besucher weg an den Steward gerichtete Frage nach dem Menu des Lunch beendigte.

Keineswegs eingeschüchtert, machte Svendsen am nächsten Tage wieder seine Aufwartung, diesmal in den Zelten, wo der Minister die Besuche der Konsuln der andern Nationen entgegennahm. Zwar sollte er auch hier, so hartnäckig er sich festsetzte, keine Gelegenheit finden, sein Anliegen vorzutragen, aber wenigstens gelangte

er zu der tröſtlichen Überzeugung, daß der Geſandte nicht aus Arroganz alle geſchäftlichen Themata ſo vorſichtig umging, ſondern aus vollſtändiger Unkenntnis und Intereſſeloſigkeit gegenüber marokkaniſchen Zuſtänden. Sobald Svendſen darüber im klaren war, empfahl er ſich und ſuchte vor den Zelten den Sekretär der Geſandtſchaft auf, dem er ſeine Sache förmlich ins Gewiſſen brannte und von dem er auch ein Verſprechen rechtzeitiger Intervention bei der ſportliebenden Exzellenz empfing. Ferner verfaßte er auf den Rat desſelben Sekretärs eine ſchriftliche Eingabe, die er mit dem nächſten Kurier der Geſandtſchaft nach Marrakeſch nachſandte.

Nun verging abermals ein Monat voll Ungeduld und Sorge. Nach Ablauf dieſer Zeit kam die Miſſion von Marrakeſch zurück. Der Sitte entſprechend, ritten der däniſche Konſul, Svendſen und die zwei oder drei in Mazagan anſäßigen Dänen dem Zuge entgegen und trafen drei Stunden vor der Stadt eine kleine Vorhut mit dem Sekretär an der Spitze. Dieſer ließ ſofort einen Teppich unter einer nahen Gruppe von Feigenbäumen ausbreiten, einer Maultierſchuari*) ein paar Flaſchen deutſchen Sektes entnehmen und

*) Schuari = Packtaſche.

bewirtete die kleine Gesellschaft, nicht anders, als ob man just zu einem harmlosen Picknick ausgeritten sei. Der Sekretär schilderte aufgeräumt den Aufenthalt in der Hauptstadt mit all seinen wunderlichen Erfahrungen, die gute Küche und das märchenhafte Haus des Veziers, die naive Grandezza der maurischen Großen, die peinlich steife Audienz beim Sultan, und verweilte unter großer Heiterkeit seiner Zuhörer auf einem kleinen Zuge, der dies kindliche Volk charakterisiere: das unschuldige Vergnügen, welches der bereits ergrauende Großvezier an einer großen Spieldose geäußert habe, die der Minister jenem zum Geschenk gemacht hatte; und so weit sei des Veziers Gefallen daran gegangen, daß sogar bei geschäftlichen Unterredungen das Instrument beständig habe in Aktion sein müssen. Svendsen lachte nicht über diesen „kindlichen" Zeitvertreib; er wußte, daß der Vezier Bu Hamet diese Diplomatie mit Musikbegleitung nicht aus Naivetät eingeführt haben würde. Sein finsteres Gesicht hellte sich erst auf, als der Sekretär ihn einer durchaus befriedigenden Erledigung seiner Angelegenheit versicherte.

Nach einer Stunde kam der Minister mit dem Rest des Gefolges und nun gings in scharfem Trabe

nach Mazagan zurück, wo der Minister die Herren kurz verabschiedete und Svendsen speziell mit der Bemerkung entließ, es werde demnächst ein Brief des Sultans an den Kaid gelangen, der die Magazinfrage zur Entscheidung bringen würde. Svendsen konnte eine kleine Geste der Verzweiflung nicht zurückhalten; er kannte diese Sultansbriefe und hoffte nichts mehr.

Etwa drei Monate vor diesen Ereignissen waren zwei vornehme Araber aus dem Osten mit einer Beschwerde an den Gouverneur von Mazagan gekommen; von diesem zurückgewiesen, hatten sie die kostspielige und mühevolle Reise nach der Hauptstadt unternommen und nach wochenlangem Harren und manchem Opfer in Form der üblichen Geschenke endlich eine Audienz beim Großvezier und infolge derselben einen versiegelten Brief an den Gouverneur erhalten. Svendsen war wegen einer Differenz mit einem Zollbeamten eben beim Kaid, als die beiden Araber mit dem Briefe anlangten. Sidi Ben Handuschi nahm das geheiligte Schreiben mit ehrfürchtiger Miene, küßte das Siegel, öffnete das Blatt, wendete es rechts, wendete es links und überreichte es schweigend den Überbringern. Das Blatt war leer. Die beiden Männer wandten sich stumm ab und verließen die Stadt.

War nun auch nicht anzunehmen, daß dem Geſchäftsträger einer europäiſchen Macht ein ſolcher Schimpf geboten werden könnte, ſo wußte Svendſen doch aus Erfahrung, daß der ihn betreffende Brief in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken eine ſehr unbeſtimmte Mahnung enthalten würde, die den Kaid den Chriſten gegenüber zu nichts verpflichtete.

Nach einer Woche Harrens kam der verſprochene Brief aus Marrakeſch. Svendſen hatte ſich nicht getäuſcht. Er enthielt einfach eine Aufforderung, die Angelegenheit des Dänen in Erwägung zu ziehen, und Svendſen wurde mit einer Vertröſtung auf eine mögliche baldige Vakanz abgefertigt.

Der junge Kaufmann überlegte: Es war klar, daß der Kaid ihn von Anfang an belogen hatte; es war klar, daß er das Magazin nicht vermieten wollte. Aber unbegreiflich erſchien es ihm, daß ein Mann ſich Einkünfte entgehen laſſen ſollte, die ſich in Anbetracht der Größe und günſtigen Lage des fraglichen Objektes auf 300—400 Duros jährlich belaufen mochten. Lag hier ein Geheimnis vor?

Svendſen überlegte weiter: Was für wichtige Motive können einen Araber veranlaſſen, freiwillig auf eine bedeutende Jahreseinnahme zu verzichten?

Nur ein einziges: eine ſehr begründete Furcht. Hier handelte es ſich ohne Zweifel um irgend eine Schurkerei, und Ben Handuſchis Ruf begründete dieſe Annahme. Der Däne hatte fertig überlegt; er ging zum Kadi.

Dieſer Kadi, Ben Buſchaib Elfaſſy, war bekannt wegen ſeines unbeſtechlichen Gerechtigkeitsſinnes, dem eine kleine demokratiſche Färbung nicht abgeſprochen werden konnte. Denn wenn es einen Angriff auf die Behörden galt, da glänzte des alten Mannes Scharfſinn, Beleſenheit und Beredtheit wie ein geſchliffenes Schwert. Das Volk betete ihn an, der Gouverneur haßte ihn. Es war eine alte Feindſchaft zwiſchen den beiden, ſo herzlich, ſo echt, ſo raſtlos tätig und wachſam, wie ſie nur je zwiſchen einem Prinzipienreiter und einem Prinzipienverächter beſtanden haben mochte.

Bei alledem aber war der Kadi auch gerade kein Freund der Europäer, und er hörte Svendſens Begrüßungsfanfare auf ſeine Weisheit mit gelaſſenſter Miene an.

„Ihr habt mir," erklärte nun Svendſen ohne weitere Umſchweife, „ein ſo ſchlechtes Magazin vermietet, daß ich keine Geſchäfte machen kann. Ich hätte

letzten Frühling für zehntausend Duros Bohnen kaufen können, aber ich hatte nicht Platz für den fünften Teil. Cottongoods sind mir feucht geworden. Ich muß unter allen Umständen ein anderes Magazin haben."

„Hamdullah! Gott sei gelobt!" dachte der Araber. „Je weniger Platz für diese Nazarener — Allah verzeih mir das unreine Wort! — desto besser." Und laut sagte er: „Ich bin dein Freund, Kaufmann, aber ich kann dir nicht helfen. Du weißt selbst, daß in der ganzen Stadt kein Magazin mehr zu haben ist, als das kleine des Juden Lulida hinter deinem."

„Ich will das Magazin Elofir mieten," sagte der Däne mit einem scharfen Blick auf Elfassy. „Der Kaid wird es dir vermieten," antwortete dieser unbefangen. Svendsen sah sofort, daß der Mann ohne Falsch sprach.

„Höre," sagte er langsam und betont, „warum ich zu dir kam, der du gerecht und wahr bist: Ich war beim Kaid und verlangte das Magazin. Er weigerte sich, es zu vermieten, da es Staatseigentum ist."

Jetzt horchte der Araber auf.

„Warum lügt der Kaid?" fuhr Svendsen fort. „Warum ist das Magazin geschlossen? Warum beraubt er seine Mündel einer so ansehnlichen Einnahme?

Weil er die Europäer haßt? Nein, denn er hat mir eins ſeiner eigenen Häuſer als Wohnhaus angewieſen. Weißt du das?"

Sicher kämpfte der arme Kadi in dieſem Momente keinen kleinen Kampf. Zum Vorteil eines Chriſten gegen einen Araber aufzutreten, war keine geringe Zumutung an dieſen Mann, der ſchon mit dem Worte „Chriſt" ſeine Lippen zu beflecken fürchtete, an den Vorbeter und Koranleſer in der Moſchee, an den gläubigſten und wirklich in ſeinem Sinne frömmſten Diener des Propheteuwortes. Aber die Ausſicht, den Gouverneur wieder einmal bloßſtellen und demütigen zu können, ihm beim Hofe eine wohlverdiente Suppe einzubrocken und vielleicht wirklich ein Verbrechen aufzudecken oder zu vereiteln, war allzuverlockend für den Kadi Salomon. Er bat Svendſen, ihm vierzehn Tage Zeit zu Nachforſchungen zu laſſen und verabſchiedete ihn mit den Worten: „Du wirſt das Magazin erhalten."

Der Däne ſeinerſeits benutzte die beſtimmte Friſt gleichfalls zu Erkundigungen über die Familie des verſtorbenen Elofir. Er erfuhr, daß der ältere der beiden Söhne ſeit Jahren in einem Gefängnis zu Marrakeſch ſchmachtete, während der jüngere in Ma-

zagan ein ſcheues, ſtilles Leben führte. Etwas Beſtimmtes über ihr Verhältnis zum Gouverneur, ſowie über die rätſelhafte Einkerkerung des älteſten Bruders, den man für einen portugieſiſchen Protegierten gehalten hatte, hätte Svendſen nur durch eine perſönliche Unterredung mit den Leuten erfahren können, doch mußte er eine ſolche im Intereſſe der Sache ſelbſt vermeiden, da der Kadi jedes Vorgreifen von ſeiner Seite übel genommen hätte. Aus demſelben Grunde mußten auffällige Fragen unterlaſſen werden, und ſo war Svendſen nicht um vieles weiſer, als er ſich nach Ablauf der zweiten Woche beim Kadi einfand.

Auch der Kadi, der natürlich mit der gleichen Vorſicht operieren mußte, ſchien nicht viel mehr Erfolg gehabt zu haben, denn er erſuchte Svendſen, in weitern vierzehn Tagen wiederzukommen, er hoffe, ihm dann den Schlüſſel des Magazins übergeben zu können. Aber aus den vierzehn Tagen wurden vier Wochen, und von da an begann der Kadi die Schlüſſelübergabe erſt von einem Markttag auf den andern, dann Tag um Tag hinauszuſchieben, ſo daß ein Europäer, der arabiſche Diplomatie nicht kannte, wohl mit Recht alle Geduld verloren hätte. Aber Svendſen wußte, daß der Kadi ein heimliches und gefährliches Spiel

gegenüber dem Gouverneur ſpielte, und beherrſchte mannhaft ſeine ſteigende Unruhe. Vielleicht auch mochte der korrekte Mohammedaner ſeinen chriſtenfeindlichen Standesgenoſſen eine harmloſe kleine Komödie vorführen, als habe er nur widerſtrebend und von der zähen Dringlichkeit des Europäers langſam beſiegt, zu der Löſung der Angelegenheit beigetragen.

Eines Tages, faſt zwei Monate nach ſeiner erſten Unterredung mit dem Kadi, wurde Svendſen durch einen ungewöhnlichen Lärm, der vom Sokko herüber in ſein abgelegenes Magazin drang, von ſeiner Arbeit aufgeſchreckt. Da ſich natürlich keiner der im Magazin beſchäftigten Araber abhalten ließ, nach dem Sokko zu rennen, um an der Aufregung gebührend teilzunehmen, ſchloß Svendſen ſeinen Hof über den verlaſſenen Wollſäcken und wandte ſich zu einem ohnehin notwendigen Gange nach der Stadt. Da er dabei den Sokko zu kreuzen hatte, konnte er ſeine eigene Neugierde nach der Urſache des Lärmes ohne beſondern Zeitverluſt befriedigen. Das Bild, das ſich ſeinen Augen bot, als er die ſtillen Seitengaſſen verließ, war freilich ein ſo wenig feſſelndes, daß er mit raſchen Schritten an der tobenden Menſchengruppe in der Mitte des Marktplatzes vorbei und dem Stadttor

zueilte. Er hatte nur flüchtig die grauſe Viſion zweier blutüberſtrömter Geſichter erfaßt, die über die Menge emporragten, geſchwungener Stöcke, ſauſender Riemen, fliegender Steine — und er brauchte weiter keinen Kommentar zu der Szene. Er wußte, daß es ſich hier um eine öffentliche Beſtrafung von Dokumentsfälſchern handelte, und die entſtellten Geſichter waren die zweier Adulen, denen die Regiſtrierung von Grundſtücken und Grundbeſitz oblag. Zwei weiße, feine, weichliche Menſchen waren es, die der gräßlichen und entwürdigenden Prozedur hier unterzogen wurden und die dann vielleicht ihr verwöhntes Leben in einem ſchmutzigen Gefängnis der Mogador-Inſeln beſchließen mußten. Von Mitleid und Ekel geſchüttelt, beſchleunigte Svendſen ſeine Schritte, bis die ſtilleren Gäßchen der Stadt ihn aufnahmen.

Auch die Stadt war von einer merkwürdigen gedämpften Aufregung erfüllt. Auf eine gleichgültige Frage erhielt er den verblüffenden Beſcheid, der Kaid Sidi Ben Handuſchi ſei in vergangener Nacht heimlich von Sultansſoldaten abgeholt und nach Marrakeſch geführt worden. Freilich wurde dieſer Tatſache ſolch tolles Beiwerk von fabelhaften Einzelheiten beigefügt, daß Svendſen die ganze Geſchichte für ein leeres

Gerede hielt und unbekümmert weiter seinen Geschäften nachging.

Dagegen erkundigte er sich nach dem Grunde der Adulenmißhandlung und konnte so viel erfahren, daß es sich um die Fälschung einer Besitzurkunde gehandelt habe, die auf ein Grundstück des verstorbenen Elofir laute und sich in ihrer ersten und ursprünglichen Form in den Händen der Erben befinde. Das fragliche Grundstück selbst sei aber bei dem Tode des ersten Eigentümers in Besitz des Gouverneurs von Mazagan übergegangen. Man erinnerte sich, daß es damals Unruhen gegeben habe, daß ein Sohn Elofirs eingekerkert, daß infolgedessen ein portugiesisches Kriegsschiff erwartet worden sei, bis nach kurzer Zeit die Sache in Schlaf und Vergessenheit versank. Nun habe aus irgend einem unbekannten Grunde der Kadi Elfassy den alten Unrat wieder aufgerührt, habe dem Kaid das Dokument der Elofirsöhne vorgelegt, worauf derselbe eine auf seinen Namen lautende und von den gegenwärtigen Adulen verfaßte Urkunde präsentierte und die andere als Fälschung erklärte. Da sich keinerlei Beweise für die Richtigkeit der einen oder der andern Schrift erbringen ließen, schlug der Kadi endlich den letzten Ausweg in allen ähnlichen Fällen

ein: er führte die Adulen zum Schwur nach Muley Abdullah, und da hatten ſie denn nicht mehr zu leugnen gewagt, daß ſie vor fünf Jahren das Dokument auf Befehl des Gouverneurs und zu ſeinen Gunſten gefälſcht hatten.

Svendſen hatte all dieſen Berichten förmlich atemlos gelauſcht. Er kannte dieſe Stätte wohl, faſt die heiligſte im Lande, und ſo finſter wie der Glaube, der ſie geweiht. Er war eines Tages an dem Strande in ſüdlicher Richtung dahingeritten, dem fernen Turme zu, der an hellen Tagen von Mazagan aus, fein wie eine Nadel, am Horizonte ſichtbar iſt. Er hatte das grüne und blühende Land verlaſſen, das die Stadt in engem Kreiſe umgibt; einſam und ſtill war es um ihn. Zu ſeiner Rechten ſtürzten meerzernagte Klippen ſteil ab in die Brandung, die mit weißen Armen über die Felshörner empor nach dem Reiter zu langen ſchien; zu ſeiner Linken dehnte ſich eine ſteinigte Ebene, deren braune Eintönigkeit durch einen zart violetten Schimmer zu einer weichern Melancholie geſtimmt wurde. Manchmal verflachte ſich der Strand, und des Reiters Weg führte über die goldgelbe Düne; dann erſchien das Meer blauer und ſtiller, bunte Muſcheln ſchimmerten im Sand und

Krabben ſpielten zu ſeinen Füßen. Aber außer Meeresrauſchen und Mövenſchrei kein Laut und kein Leben. Er ritt mehr als eine Stunde durch die vollkommenſte der Einſamkeiten.

Da, als der Pfad aufs neue die Klippenhöhe hinanſtrebte, tauchte ſie plötzlich vor ſeinen Blicken auf, weißſchimmernd wie ein Schloß ſeliger Dſchinne, die Rieſenmoſchee mit dem ferhin ſichtbaren Turme. Wie eine Wolke ſchwebte ſie über einem Hain ſammtgrüner Feigenbäume inmitten der braunen Öde. Mauerreſte, Turm an Turm und ſeltſam geſtaltete Trümmer ſtiegen empor, und wie Svendſen näher kam, lagen vor ihm die Ruinen einer Stadt von bedeutender Ausdehnung, aber in eins verſchwimmend mit dem rötlichen Land ringsum.

Der Anblick verwildert und unfreundlich ausſehender Geſtalten, die allenthalben aus den Ruinen hervorkrochen, ließ den Dänen ſeine Vorliebe für gelegentliche Altertumsforſchung unterdrücken. Er wußte aus Erfahrung, daß Araber, die in der Nähe eines Heiligen wohnen, ſich ſelbſt für heilig halten und dem Chriſten noch heute ſo fanatiſch begegnen, wie es ihre Ahnen vor tauſend Jahren unter den Fahnen der erſten Chalifen getan. Aber auch nur von ferne ge-

ſehen, erfaßte ihn das Pathos dieſer mächtigen Ruinen. Sieben Feſtungstürme, ſowie eine teilweiſe noch hochragende Mauer von anſehnlicher Stärke traten am faßlichſten vor ſein Geſicht; er wagte nicht, lange genug zu verweilen, um aus dem Chaos goldbrauner Trümmer, die ſo verheißungsvoll phantaſtiſch unter dem zarten Himmel glänzten, das Bild der Stadt zu rekonſtruieren. Svendſen fürchtete für gewöhnlich die Araber nicht, aber der Eindruck dieſer Rieſenleiche, die ſo weltfern und vergeſſen da ſchlummerte, und der triumphierenden Moſchee über ihr, legte ſeine Energie in Feſſeln

Nach Mazagan zurückgekehrt, erfuhr er auf ſeine Fragen nur, daß die Stadt Tit genannt und ihre Gründung oberflächlicherweiſe den Portugieſen zugeſchrieben wurde. Man fand juſt nichts Beſonderes an ihr; Städteruinen ſind in marokkaniſchen Landen nichts Seltenes. Einigen Europäern war es aufgefallen, daß in keinem der bekannten hiſtoriſchen und kulturhiſtoriſchen Werke über Marokko der Stadt Erwähnung geſchieht, und ſie nahmen daher ohne weiteres an, daß man es hier mit römiſchen oder karthagiſchen Ruinen zu tun habe. Aber Europäer in Marokko haben anderes zu tun, als archäologiſche Forſchungen zu treiben.

Für die Araber dagegen hat der Ort, den sie Muley Abdullah nennen, lebendige Bedeutung: ein Asyl für Flüchtige, ein Wallfahrtsort für Kranke. Nur läßt sich leider aus den verworrenen Mythen von dem großen Heiligen Muley Abdullah, der an

Phot. Rud. Hedrich.

Seht dort, ein Christ!

dieser Stelle eine sagenhafte Schlacht gewonnen und die Moschee gegründet habe, der aller Vögel Sultan gewesen sei und einem frevelu Jäger zur Strafe das Land in eine Steinwüste verwandelt habe, kein historisches Faktum feststellen. Seine hervorragendste Bedeutung aber erhält der Ort durch die unver-

gängliche Wahrheitsliebe des Heiligen, der einen Meineid auf seinem Terrain, so wurde Svendsen erzählt, mit unmittelbarem Tode oder mit schmälichem Untergange ganzer Familien straft. Deshalb werden in verwickelten Rechtsfällen die Parteien nach Muley Abdullah zum Schwur geführt — und wahrlich: schwarz verhangene Gemächer, Totenkopf und Kruzifix, oder Mondscheinversammlungen der heiligen Feme konnten kaum tiefer wirken, als der Ernst dieser toten Herrlichkeit. Svendsen wunderte sich kaum, daß sogar gebildete Araber wie diese Adulen, die sonst der Religion keinen besondern Einfluß auf ihr Tun und Lassen einräumen, dem Aberglaube erlegen waren, da dieser von solch einem Eindruck unterstützt wurde.

Svendsen hatte nun einen deutlichen Beweis, daß der Kadi tätig genug die Angelegenheit der Elofirsöhne — die eins war mit Svendsens Magazinfrage — verfolgte. Die Verhaftung des Gouverneurs bestätigte sich bald. Wenige Tage später erhielt er auch eine Aufforderung, sich zu dem Richter zu begeben, der ihm in Gegenwart von zwei Zeugen, zwei Adulen und dem jüngern der Elofirsöhne den Schlüssel übergab und den Mietsvertrag abschloß.

Hierbei ſah Svendſen zum erſtenmal den rechtmäßigen Beſitzer des Magazines, Hadſch Brahim Eloſir: einen großen, ſchlanken Mann von etwa dreißig Jahren mit blaſſem, früh altem Geſichte und finſterem Ausdruck. Vornehm in eine dunkelblaue Dſchilabia gehüllt, ſaß er ſchweigend und ſcheinbar teilnahmslos in einer Ecke. Er ſchien verſchüchtert, und vielleicht machte dieſe unerwartete Reviſion einer längſt verloren gegebenen Sache ihn mit Recht mißtrauiſch. Der Kadi dagegen ſtrahlte von Genugtuung und Zuverſicht und verſicherte ſeinen Schützling wiederholt und ſehr vernehmbar, wie um den anweſenden Zeugen zu imponieren, nicht nur einer vollſtändigen Zurückerſtattung ſeines Eigentums, ſondern auch einer Vergütung des Schadens, den er durch die faſt fünfjährige Brachlegung des wertvollen Beſitztums erlitten.

Svendſen ſchloß daraus, daß es ſich bei der Affäre nicht allein um das Magazin und das kleine Grundſtück mit den verräteriſchen Dokumenten handeln müſſe, ſondern vielleicht um das ganze Erbe Eloſirs. Und ſo war es. Während er ſich mit Hadſch Brahim nach dem Magazin begab, während langſam die angelroſtigen Türen geöffnet und durch das in den Höfen

mannshoch wuchernde Unkraut ein Weg gebahnt wurde, erzählte, durch Svendsens sympathisches Wesen ermuntert, der Sohn Elofirs seine Geschichte.

II.

Als der alte Elofir starb, hinterließ er ein Barvermögen von 80,000 Duros, zwei Häuser in Mazagan, einige Landhäuser, Gärten und Äcker vor der Stadt, das vielbesprochene Magazin, welches damals in Betrieb und bis oben auf mit Weizen und Cottongoods gefüllt war, und endlich einen großen Fondac (Karavanserei) in dem zwei Stunden entfernten Asimur. Elofir war portugiesischer Semsar, ein Vollschutzgenosse, in Schutz und Recht gleich einem portugiesischen Untertanen, gewesen, und seine beiden Söhne bei Lebzeiten des Vaters selbstverständlich dieser Protektion teilhaftig. Ebenso selbstverständlich ging diese bei dem Tode Elofirs auf seinen ältesten Sohn Hadsch Abdullah über, nur daß diesem Übereinkommen noch die schriftliche Bestätigung des Ministers in Tanger fehlte, die aber jeden Augenblick eintreffen konnte. Diesen Zeitpunkt benutzte der Kaid Ben Handuschi, um sich plötzlich, laut eines mündlichen Übereinkommens mit dem Verstorbenen, zum Vormunde der erwachsenen

jungen Männer und ihres Hab und Gutes zu erklären. Flugs legte er auch Beschlag auf das Letztere, der erstaunten und entrüsteten Familie nur ihr Wohnhaus und einen kleinen Teil des reichen Viehstandes und Grundbesitzes überlassend. Freilich war das genug, um bescheiden damit zu leben, und mancher andere Gouverneur würde nicht so viel Zartgefühl gezeigt haben, aber begreiflicherweise waren die Brüder mit dieser neuen Ordnung der Dinge nicht einverstanden.

Der ältere Sohn Hadsch Abdullah wandte sich um Recht und Hülfe an seinen Konsul, der ihn, mit einem Geleitschreiben versehen, nach Marrakesch sandte, um vor dem Großvezier und Vetter des Sultans, dem gefürchteten Bu Hamet, Klage gegen den Gouverneur von Mazagan zu führen. Aber Bu Hamet war ein Kundiger und die portugiesische Politik verursachte ihm keine Gänsehaut: er steckte den Überbringer des Briefes einfach ins Gefängnis. Der portugiesische Konsul tobte und drohte mit einem Kriegsschiff. Eine Zeitlang ging Brief auf Brief an die Gesandtschaft in Tanger. Jahr um Jahr wurde das Kriegsschiff erwartet. Elosirs Sohn blieb im Gefängnis.

Natürlich war der junge Hadsch Brahim aufs äußerste eingeschüchtert und tat keinen weitern Schritt

zur Rückeroberung seines Eigentumes, obgleich er vollgültige Besitzurkunden in Händen hatte. Es kostete den Gouverneur ja nichts, diese für gefälscht zu erklären und den Besitzer einzusperren. Auch als der Kadi endlich, sehr zur Überraschung der Familie, sich der Sache annahm, gelang es ihm erst nach wochenlangen vorsichtigen Unterhandlungen, die Mißtrauischen zu Erwähnung und Herausgabe der Dokumente zu bewegen, deren eines in den Händen des klugen und energischen Mannes zur Waffe wurde, die den Gouverneur besiegte.

Nach diesem Berichte war es Svendsen klar, warum der Gouverneur sich so ablehnend verhalten hatte, als er das Magazin zu mieten verlangte. Der Mieter eines Magazins wird naturgemäß der „Freund" und, so weit als tunlich, Protektor des Besitzers, und wenn Hadsch Brahim, als Mündel des Kaid, auch nicht dänischer Semsar werden konnte, so war doch anzunehmen, daß Svendsen es verstehen würde, dem Räuber seinen unrechtmäßigen Besitz ziemlich sauer zu machen. Vielleicht war auch über die Einkerkerung Hadsch Abdullahs noch nicht das letzte Wort gesprochen, und da Svendsen einer Nation angehörte, die zu jener Zeit, infolge einiger unter einem frühern Minister

glücklich gelöster Reklamationen, ein ganz anderes Prestige genoß als Portugal, so mochte der Kaid keine Luft verspürt haben, hier anzubändeln.

Svendsen sprach dem Araber sein Bedauern aus, ihm nach dem Gesetz nicht volle Protektion verleihen zu können, solange er Mündel des Gouverneurs und obendrein in eine Question verwickelt sei. Aber Hadsch Brahim beruhigte ihn über diesen Punkt: jetzt, wo der Kadi selbst vor dem Sultan sein Recht vertrat, konnte eine europäische Protektion der Sache nur schaden; und überdies, der Kaid war in Marrakesch und aller Wahrscheinlichkeit nach dem Schicksal seines Standes verfallen; bald würde vielleicht der Verleihung der Protektion nichts mehr im Wege stehn.

So war Svendsen glücklich im Besitze seines Magazins, das bald gereinigt und geweißt dem Araber schon von weitem einladend entgegenleuchtete. Bald auch füllten sich die hohen Räume, in den Höfen lagerten Kamele, die Wollpresse donnerte, die Maisfichte brauste, Häute trockneten in der Sonne, schnatternde Weiber lasen Bohnen, und in dem kleinen, vergitterten Bureau saß der glückliche Gebieter aller dieser für Auge, Ohr und Nase gleich erquickenden

Dinge und freute ſich des zunehmenden Lebens. Um ſeinem Geſchäfte auch nicht die flüchtigſte Stunde entziehen zu müſſen, ließ Svendſen ſich die eine der beiden geräumigen Muſterkammern als Wohnzimmer einrichten und wohnte und herrſchte nun wie ein kleiner König auf ſeinem eigenſten Beſitz.

Ungefähr ſechs Monate lang ſtörte nichts ſeinen Frieden. Über den Gouverneur, der noch immer in Marrakeſch weilte, drang von Zeit zu Zeit ein unbeſtimmtes Gerücht zu ihm, das der gläubige Pöbel triumphierend von Mund zu Mund trug: der Kaid hatte zwanzig-, vierzig-, hunderttauſend Duros bezahlen müſſen; der Kaid war mit der Folter bedroht worden, wenn er nicht alles herausgäbe, was er beſäße; der Kaid hatte Boten an ſeinen Sohn, den Chalifa (Stellvertreter) geſandt, um neue Fonds aufzutreiben; nein, im Gegenteil! der Kaid habe ſich ſtandhaft geweigert, zu bezahlen, wiſſend, daß ihm Folter und Gefängnis doch nicht erſpart bleiben würde — kurz: der Kaid war fertig, und das beſte, was er noch erwarten konnte, war die bekannte vergiftete Taſſe Tee beim Empfang des Sultans!

Sechs Monate lang wiegte ſich das Volk von Mazagan, das für ſeinen Regenten nicht gerade kind-

liche Gefühle hegte, mit dieſen ſüßen Hoffnungen; ſechs Monate lang freute ſich Elofirs Sohn auf den Moment, wo die verbürgte Nachricht vom Tode ſeines Feindes ihn zum däniſchen Semſar, zum unantaſtbaren Untertanen einer europäiſchen Macht befördern würde; und ſechs Monate lang glaubte auch Svendſen nichts anderes, als daß die ganze Geſchichte abgetan und geordnet ſei, dank der Energie und der Rechtsliebe des Kadi, der hier nicht zum erſtenmal die unterdrückte Unſchuld ſiegreich verteidigt hatte.

Man denke ſich die allſeitige und durchaus gelungene Überraſchung, als eines Tages ein ganz anders lautender Bericht von unanfechtbarer Seite bekannt gegeben wurde: der Kaid würde zurückkommen! Man ſah einander an. War es möglich? Und eine Panik ergriff das Volk, als ob der ſchwarze Tod ſeine Senſe darüber ſchwänge.

Und dieſe Panik war keine unbegründete. Nichts ſchützt dieſes rechtloſe Volk vor der Willkürherrſchaft ſeiner Gouverneure, vor dieſem Ausſaugungsſyſtem von oben herab, das ſeit Jahrhunderten jede Blüte des Wohlſtandes erſtickt. Denn ſelbſt der Koran, der einzige Kodex des Arabers, der immerhin menſchliche Satzungen enthält, liefert der Deutung dieſer Muſter-

behörden noch genügende Vorwände zur Ausübung ihrer ruchloſeſten Gewaltakte, von denen die verwüſteten Provinzen des Innern beredtes Zeugnis ablegen.

Die Einführung der Protektion, der ſolch große Bedeutung zugeſchrieben wird, hat an dieſen traurigen Verhältniſſen nur wenig zu ändern vermocht, und wird es nicht, ſolange Vertreter europäiſcher Mächte den Räuberfürſten in Marrakeſch als „ſcheriffianiſche Majeſtät" anreden und ehren; ſolange Jahre vergehen müſſen, bis es den Bemühungen der Geſandten gelingt, für die häufig vorkommenden Schädigungen der Europäer und ihrer unter vollem Schutze ſtehenden Semſare Genugtuung zu erlangen; und ſolange überhaupt die Protektion nur zum Zweck der Schadloshaltung europäiſcher Intereſſen, und nicht von dem Machtwort reiner Humanität diktiert, verliehen wird. Der ſteuerzahlende Muchallat oder Halbprotegierte, dem der Europäer Geld, Vieh und Waren anvertraut, genießt nur den Schutz, der aus dem Reſpekt vor dem Beſitztum des Europäers entſpringt, und kann eingeſteckt werden, ſobald der Schutzherr auf amtlichem Wege benachrichtigt iſt, ſein Eigentum zurückzuziehen. Ein wackerer Engländer, der die Zurücknahme ſeines Gutes verweigerte, in der Hoffnung,

den Mann dadurch zu retten, fand keine Unterstützung bei seiner Landesvertretung. Der Araber wurde ausgeliefert.

Daß trotzdem der Einfluß der Europäer in den Küstengebieten manche Besserung bewirkt hat und daß vor allem das Vertrauen des hülflosen Volkes in diesen Einfluß ein grenzenloses ist, liegt wahrscheinlich an einem kleinen Zuge echt maurischer Politik, der dieser Sache fast einen humoristischen Anstrich gibt. So lau nämlich Reklamationen eines Europäers für diesen selbst oder seinen Schutzbefohlenen erledigt werden, so ist doch anzunehmen, daß der Sultan diese Äußerungen der Unzufriedenheit „einer befreundeten Macht" als willkommenen Vorwand benutze, um die schuldigen Kaids einer ausgiebigen Plünderung zu unterziehn. Kaids, die diese Erfahrung hinter sich haben, hüten sich sehr, dem Geschäftsfreunde eines Europäers in den Weg zu treten und respektieren blindlings, wer immer mit dem letztern in einer noch so vorübergehenden Verbindung steht. Dieser Umstand hat schon manchen Unschuldigen der wahnsinnigen Jurisdiktion des Moghreb entrissen. Eine dem Europäer ausgestellte Hypothek auf das Landgut des Gefährdeten, ein Schuldschein, von gerichtlichen Zeugen

unterfertigt, ſelbſt ein einfacher Beſuch in der Kabyla des Mannes genügt in dieſem Falle um den Gouverneur einzuſchüchtern und den Araber, ſofern er ſich nichts wirklich Geſetzwidriges zu ſchulden kommen läßt, auf Jahre hinaus, wenn nicht für immer, ſicher zu ſtellen.

Svendſen, deſſen perſönlicher Einfluß manchen der umwohnenden Landgouverneure in gebührenden Schranken hielt, ſah ſich bei der Nachricht von der Rückkehr des Kaid Handuſchi unverzüglich von einer Schar Schutzſuchender umgeben. Es iſt nicht ſchwer für die Araber, zu wiſſen, wann das Verhängnis über ihrem Haupte ſchwebt: einige Jahre, in Ruhe der Gründung eines kleinen Wohlſtandes gewidmet, ſind nur der Reifezeit der Frucht, oder der Maſtzeit des Opfertieres vergleichbar — und der Aderlaß von oben iſt das Signal zur Ernte. In der ganzen Umgebung von Mazagan erwartete kein Mann von noch ſo reinem Gewiſſen ohne Zittern die Ankunft des geplünderten Gouverneures.

Svendſen verſprach ſein Möglichſtes zu tun, aber ſein Vertrauen war ſchwach. Kaid Handuſchi war kein unwiſſender Landgouverneur, ſondern aller Verträge kundig, vorſichtig in der Übernahme einer Ver-

antwortung, und ſtumpf gegen das Anſehen der Europäer. Dennoch war Svendſen entſchloſſen, keine Maßregel unverſucht zu laſſen, um ſeine „Freunde“ vor Beraubung und Einkerkerung zu ſchützen.

Einer der erſten, die zu Svendſen kamen, war natürlich Hadſch Brahim Eloſir. Ihn hatte die Nachricht von der Rückkehr des Kaids wie ein Keulenſchlag getroffen. Die alte Fehde hatte durch das Vorgefallene neue Nahrung erhalten, und Hadſch Brahim gab ſich volle Rechenſchaft darüber: ſo wahr der Gouverneur die Chriſten haßte wie den Tod; ſo wahr er zahlreiche Leute ins Gefängnis ſtecken ließ, von denen er nur vermuten konnte, daß ſie die europäiſche Protektion ſuchten; ſo wahr er die Söhne reicher Muchallatte ſchon vom zehnten Jahr an zu den Soldaten ſchreiben ließ, damit ſie, herangewachſen, die Protektion nicht übernehmen könnten, ſo wahr würde er ihn und alle die Seinen dem ſichern Verderben überliefern, wenn er hörte, daß er mit Svendſen in Verbindung ſtand. Dem jungen Mann rannen die Tränen übers Geſicht. Furchtſam und energielos wie alle Araber, ſah er ſich dem Tode verfallen und klagte ſo bitterlich und unmännlich, daß Svendſen bei allem Mitleid ein verächtliches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Wahrlich," dachte er, „dies Volk verdient sein Schicksal! Stumpfsinnig dulden sie es, daß ihre greisen Väter und kleinen Kinder in Gefangenschaft hinweggeführt werden, und, geht's um ihr eigenes Haupt, so haben sie nur Klagen und ein feiges Unterkriechen unter fremden Schutz. Ist diese Karikatur einer Nation es wert, daß wir uns die Hände an ihnen beschmutzen, um sie aus dem Sumpf zu ziehen?"

Aber trotz dieses pathetischen Monologes zerbrach sich der gutherzige Nordländer doch Tag und Nacht den Kopf, wie dem Sohne Elofirs zu helfen sei. Jetzt war die Ernennung zum Semsar der einzige Ausweg, und Svendsen begab sich zum Kadi, um mit ihm die Angelegenheit, die solch bedrohliche Färbung angenommen hatte, zu besprechen.

Der Kadi sagte nicht mehr: „Der Mann steht unter des Sultans Schutz und unter meinem!" Er war klein geworden, und Svendsen konnte erraten, was der Mohammedaner zu stolz war, auszusprechen: daß auch seine letzte Hoffnung sich an die Erlangung der europäischen Vollprotektion klammerte, nachdem sein glücklich begonnener Feldzug an irgend einem noch unbekannten Schachzuge des gewandten Gegners gescheitert war.

Um aber dieſe koſtbare Protektion zu erlangen, mußte der Klient mindeſtens aus der vorgeblichen Vormundſchaft dieſes Gouverneurs entlaſſen ſein, und Svendſen ſprach ſein Bedenken aus, daß die Miniſter in Tanger über dieſen Punkt nicht leicht befriedigt werden könnten. „Die Vormundſchaft!“ rief der Kadi eifrig, „die iſt erlogen, gefälſcht, wie alle Anſprüche dieſes Elenden, deſſen Vater Gott verbrennen möge! Ich habe den alten Elofir gekannt und ich weiß, daß er den Gouverneur haßte wie einen räudigen Hund. Ich will es beſchwören, vor dem Miniſter, wenn du willſt, daß Elofir nie dieſen Vormund für ſeine Söhne erwählt hätte.“

Erleichtert und dankbar blickte Svendſen den Richter an. „Wenn du mir dieſen Dienſt mit gutem Gewiſſen leiſten kannſt“, ſagte er, „ſo ſehe ich nichts, was beſſer ſein könnte. Und ich werde dir immer dankbar ſein.“

Der Araber verſprach, ſein Möglichſtes zu tun, und Svendſen kannte den Mann genügend, um zu wiſſen, daß er ein zuverläſſiger Kämpe der Wahrheit ſei. Er reichte ihm die Hand, und über den alten Raſſenhaß baute Menſchenliebe und Gerechtigkeitsſinn eine Brücke zwiſchen dem blonden Germanenkinde und dem braunen Sohne des Moghreb.

Einige Tage ſpäter reiſte der Kadi wirklich nach Tanger, aber als er nach ſechswöchentlichem Aufenthalte daſelbſt nach Mazagan zurückkehrte, ſtand auf ſeiner gefurchten Stirn der Mißerfolg zu leſen. Freilich hatte der Miniſter das Zeugnis des Ehrenmannes als unbedingt echt aufgenommen und ſofort alle Schritte getan, das Schutzverhältnis des Eloſirſohnes durchzuſetzen. Aber auf die Anmeldung bei dem Sultan erfolgte als Antwort eine beſtimmte und unbedingte Weigerung, begründet durch folgende einfache Logik: „Eloſirs Söhne ſtehen unter Vormundſchaft, und es iſt bekannt, daß unmündige Perſonen, ob alt oder jung, keinen ſelbſtändigen Schritt unternehmen, alſo auch nicht in Geſchäftsverbindung mit Europäern treten können. Was die Vormundſchaft ſelbſt anbetrifft, ſo hat der Kaid von Mazagan vor einem Kadi in Marrakeſch die Rechtlichkeit ſeiner Anſprüche durch Zeugen erhärtet und muß ſolange anerkannt werden, als kein rechtsgültiges Dokument vorliegt, welches der Dauer der Vormundſchaft mit einem beſtimmten Tage ein Ziel ſetzt.“ Auf dieſe Erklärung hin konnte auch der Miniſter keine weitern Schritte unternehmen, es ſei denn, er hätte einen Gewaltſtreich riskiert und den Semſarſchein einfach

Phot. A. Lennox.

Interieur eines vornehmen Araberhauses.

ohne Bestätigung ausgeliefert, oder dem Kaid von Mazagan amtlich mitgeteilt, daß die fragliche Person unter dänischem Schutze stehe. Aber diese eigenmächtige Lösung der Dinge vertrug sich vielleicht nicht mit den Obliegenheiten des Mannes, der dem Sultan nur entblößten Hauptes und zu Fuß entgegentrat, wenn dieser von der Höhe seines Rosses herab die Begrüßung europäischer Gesandten annahm.

Als der Kaid in Svendsens Kontor in Gegenwart von Elosirs Sohn seinen niederschmetternden Bericht abgestattet hatte, saßen die drei Männer eine Weile in ratlosem, verzweifeltem Schweigen. Von draußen drang der klagende Tonfall eines Märchenerzählers herein, der da auf dem Sokko inmitten eines ewig andächtigen Zuhörerkreises zum hundertsten Male ein uraltes Märchen zum besten gab. Deutlich unterschied Svendsen die Worte:

„Als der König Zinebi die Worte des Beherrschers der Gläubiger gelesen hatte, sprach er bei sich: Dieser Mensch kann ein gefährlicher Betrüger sein. Und er ließ Noureddin binden, seiner Kleider berauben und ins Gefängnis werfen. Noureddin sprach: „Was habe ich dir getan?“ Und Zinebi erwiderte: „Bei dem allmächtigen Gott, der Brief des Chalifen, den

du mir brachteſt, iſt gefälſcht, und Betrüger müſſen beſtraft werden. Denn im Koran ſteht — —."

In dieſem troſtloſen Momente hatte Svendſen aber kein Lächeln für die traurige Übereinſtimmung des Märchens und der Wirklichkeit.

Hadſch Brahim endete zuerſt das peinliche Schweigen, indem er, mit der ſeinem Volke eigenen grauſamen Heftigkeit und Roheit gegen den Erfolgloſen, den armen Kadi mit den bitterſten Vorwürfen überhäufte. Er ſchrie, er heulte, und wenig fehlte, ſo hätte er ſeine Hand gegen den in würdevoller Ruhe beharrenden Richter erhoben. Svendſen ſuchte ihn zu beruhigen, aber er ſelbſt ſtutzte und fühlte ſich das Blut zu Kopfe ſteigen, als er die Ausbrüche des Erregten in dem Worte gipfeln hörte: „Und ohne dich hätte ich die dreißigtauſend Duros angenommen und wäre frei und Semſar!" Er wiederholte dieſen Satz ſo oft und mit ſolch ſteigender Emphaſe, daß Svendſen, endlich ſelbſt aufgeregt, mit der Frage dazwiſchenfuhr: „Was für dreißigtauſend Duros?"

Nun erfuhr er zu ſeiner Beſtürzung, daß der Gouverneur im Anfang der Verhandlungen dem Erben Elofirs die genannte Summe und vollſtändigen Frieden angeboten hatte, was dieſer auch willens war, anzu-

nehmen. Aber der Kadi, leidenschaftlich in seinem Gerechtigkeitssinn, und in dem Antrag des Gouverneurs einen Beweis seiner Schwäche erkennend, hatte auf der Herausgabe der vollen Summe, sowie auf einer Ersatzsumme für wirtschaftliche Verluste bestanden und endlich die Bestrafung der Adulen und die Vorladung des Gouverneurs nach Marrakesch bewerkstelligt. Nach dieser Entscheidung erschien der Vorwurf seines Klienten, die Affäre kompliziert zu haben, nicht ganz ungerechtfertigt.

Svendsen war aufs äußerste bestürzt. „Zu viel Eifer!“ sagte er traurig zu dem Kadi; „hättest du sie Frieden machen lassen! Mit dreißigtausend Duros und der Protektion hätte Hadsch Brahim sich in zehn Jahren ein neues Vermögen erwerben können. Und sein armer Bruder wäre frei!“

„Täjer,“ erwiderte der Araber voll Würde, „das verstehst du nicht. Ich bin nicht da, um eines Mannes Existenz zu gründen, sondern um den Verbrecher zu bestrafen und den Unschuldigen zu rächen. Gerechtigkeit ist die erste Tugend des Richters.“

„Fiat justitia!“ dachte Svendsen wütend. „Hübsches Sprichwort!“ Und laut sagte er: „Was bleibt uns nun zu tun?“

„Mir — nichts mehr!“ erwiderte der Kadi. „Meine Dienſte ſind unwillkommen. So will ich mit der Sache nichts weiter zu tun haben.“ Und er verließ das Kontor, gekränkt, aber voll Würde.

Svendſen überlegte eine Weile, dann entnahm er einem Schubfach einen Geldſack und händigte ihn dem Elofirſohne ein mit der Weiſung, Mazagan mit dem nächſten Dampfer zu verlaſſen und in Tanger oder Caſablanca die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Hadſch Brahim folgte dem Rate in möglichſter Eile, und wenige Tage nach ſeiner Abreiſe traf Kaid Hauduſchi in Mazagan ein.

III.

Der Gouverneur von Mazagan war einſt ein armer Arbeiter im Magazin eines Gibralteſer Kaufmannes geweſen. Er bekam eine halbe Peſete*) Taglohn, dafür ſchaffte er mit jener langſamen, aber unermüdlichen Emſigkeit, die den Araber charakteriſiert, von Tagesanbruch bis zum ſpäten Nachmittag. Mittags kaufte er ſich für drei Unzen (zwölf Cts.) Brot und etwas grünliche, ſcharfranzige Butter und vergönnte ſich zur Verdauung dieſes frugalen Mahles

*) Eine Peſete gilt nach dem heutigen Kurs 60 Pf.

eine halbstündige Sieſta auf leeren Getreideſäcken. Abends verlor er drei weitere Unzen beim Kartenſpiel im Kaffeehauſe, und gab eine vierte für ein Glas jener zweifelhaften Flüſſigkeit aus, die zur Hälfte aus havariertem oder abgefallenem Kaffee, zur Hälfte aus gebrannten Kichererbſen beſteht und ſo viel Recht auf den Namen Kaffee hat, wie die Höhle, in der ſie verabreicht wird, auf den eines Hauſes. Was er von ſeinem Lohne nicht für dieſe geringen leiblichen Bedürfniſſe verbrauchte, bewahrte er ſorgſam in einer kleinen, blechernen Muſterſchachtel in ſeiner roten Ledertaſche auf, um etwa zur Zeit des Hammelfeſtes, wie jeder gute Gläubige, für vier oder fünf Peſeten ein mageres Hämmelchen zu erſtehen, zum Ramadan ein Paar neue, gelbe Pantoffeln und alle Jahre einmal einen groben Haik oder einen bunten Kaftan. Immerhin aber verſtand er es, bei jener natürlichen Kaſtenbildung unter den Arbeitern einen gewiſſen Rang zu behaupten. Schmutzige Arbeiten ſchummelte er geſchickt den verachteten Negern zu, und da ſeine körperlichen Kräfte ihn nicht befähigten, ſchwere Maisſäcke frei auf ſeiner Schulter zu tragen, die Zentnerlaſt nur von dem leicht vorgebeugten Nacken geſtützt, wie dies ein paar mächtige Berber taten, ſo ergab

es ſich von ſelbſt, daß ihm eine mehr intellektuelle Tätigkeit zugewieſen wurde. Er zeigte ſich im Zählen, Meſſen und Wägen ſo klug und verläßlich, daß ihm bald die Aufſicht über die andern Arbeiter zuerkannt wurde und er ſich faſt mit einigem Recht den „Freund" ſeines Herrn nennen konnte, ein Titel, den ſich jeder Araber anmaßt, der nur eines Europäers Gewand einmal geſtreift hat.

Da wurde der brauchbare Junge eines Tages ohne irgend einen plauſibeln Grund von dem damaligen Gouverneur verhaftet. Das war in jener guten alten Zeit, wo auch die Gouverneure der Küſtenſtädte noch vor dem Einfluß der Europäer zitterten, und der Gibralteſer brauchte für die Befreiung ſeines Faktotums keinen Konſul zu bemühen. Er hieb einfach, vor der Gefängnistüre ſtehend, mit ſeinem Spazierſtocke auf die Kaidsſoldaten los, und dieſe, wohl wiſſend, daß ihnen jeder Verſuch einer Verteidigung nachträglich übel bekommen könnte, ließen ihr Opfer ohne weiteres im Stich und flohen. Um den jungen Arbeiter aber ein für allemal vor ähnlichen Verfolgungen ſicherzuſtellen, ſandte er ihn, mit anſehnlichen Geldſummen verſehen, als Wachseinkäufer ins Land, unter dem alleinigen und völlig ausreichenden Schutze, den das anvertraute

Geld und die Verantwortlichkeit der Regierung für dasselbe seinem Träger verlieh.

Auf einer dieser Fahrten kam der braune Commis Voyageur in das Haus des Kaid der Uled Fordj, das, eine weißschimmernde Feste auf einem Hügel gelegen, die weitverstreuten Zeltdörfer der Kabyla beherrschte. Der zeitweilige „Vater" der „Söhne des Fordj", Hadsch Uardudi Elofir, war ein Freund des Gibraltesers und empfing den Agenten mit herzlicher Gastfreundschaft. Im Lauf der Zeit wiederholten sich diese Besuche, und da Ben Handuschi auch für seinen eigenen Vorteil zu sorgen gewußt und bald ein artiges Einkommen hatte, so durfte er es eines Tages wagen, eine der zahlreichen Töchter des alten Hadsch Uardudi zur Frau zu begehren. Es muß mit Bedauern gesagt werden, daß weder die Reize noch die Tugenden der ältlichen Jungfrau — sie war nahe an zwanzig! — das Herz des schmucken, jungen Storeagenten gewonnen hatten, sondern einzig die Aussicht auf ein ansehnliches Heiratsgut, denn der Vater der Söhne des Fordj war so reich als seine Kabyla arm. Mit noch größerem Bedauern aber sei berichtet, daß der arme Ben Handuschi mit dieser Verbindung einen großen Bock geschossen hatte; denn

als er ſeine Schöne und ihre Mitgift nach ſeiner Noalla in Mazagan führen wollte, folgte erſtere zwar freiwillig genug, von der letzteren aber wollte der Schwiegerpapa, trotz vorhergegangener Übereinkunft, nichts mehr wiſſen. Auch Araber können hineingelegt werden, ſo unglaublich dies klingen mag. Ben Handuſchi hatte die Tochter einer Sklavin geheiratet, die nur dank der Gutmütigkeit des alten Hadſch Nardudi eine bevorzugtere Stellung im Hauſe einnahm, aber keinen Anſpruch auf Heiratsgut hatte. Eine Klage hätte dem betrogenen Bräutigam wenig genützt, da vor dem Schrah der Chriſtenfreund immer Unrecht bekommen hätte. So fügte er ſich in ſein Schickſal. Der Gouverneur von Uled Fordj, ſeinem Sinne nach ein Übriges tuend, gab dem jungen Paare ein Maultier und ein paar Ochſen mit auf den Weg; Ben Handuſchi ritt auf dem Maultier, ließ Frau und Ochſen nebenher laufen, und es iſt nicht einmal zu beſchwören, daß er dies nur aus Rache tat. Er hätte es vielleicht auch ſonſt getan.

Sein Ehrgeiz richtete ſich nun auf einen andern Punkt: fleißig weiterarbeitend, ſparend, wohl auch mit Glück betrügend, erwarb er ſo viel, daß er ſich von dem Europäer trennen und eine kleine Admini-

ſtrationsſtelle kaufen konnte. Nach einigen Jahren hatte ihn ſein Glück bis auf eine Stufe ſeiner Karriere gehoben, wo er goldene Ernte mit vollen Händen einheimſen konnte. Er wurde Zollbeamter, und nach einem weitern Jahre Chef der Zollbeamten, Zoll-Amin.

Freilich wird dieſes Amt nur für Jahresfriſt vergeben, aber wenn man in Betracht zieht, daß Sidi Ben Haduſchi während dieſes Jahres vier Fünftel des Zolles getreulich für ſich behielt, ſo wird man zugeben, daß dies eine geſegnete Zeit im Leben des Mannes vorſtellte. Er war darin wohl nicht ſchlechter und nicht beſſer als alle ſeine Berufsgenoſſen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nach Ablauf dieſes Jahres kaufte er die Stelle des Zoll-Amins in Mogador, dann nacheinander in den übrigen Küſtenplätzen, und ſein Vermögen ſtieg ins Unglaubliche. Ein gewiſſenhafter Engländer ſah ſich veranlaßt, dem Sultan einen Wink über das Treiben ſeiner Zollbeamten zukommen zu laſſen, was zur Folge hatte, daß der Sultan jedem Hafenplatze einen Zollkontrolleur zuerteilte. Der Erfolg dieſer Maßregel war glänzend: anſtatt des fünften Teiles erhielt der Sultan von nun an nur noch den ſechſten Teil der Zölle, da bei der Teilung nunmehr auch der Kontrolleur in Rechnung gezogen werden mußte.

Sidi Ben Handuſchi war nun faſt ein alter Mann, aber ſein Ehrgeiz war jung geblieben. Der Gouverneur von Mazagan ſtarb, und der kluge Zoll-Amin opferte faſt die Hälfte ſeines großen Vermögens, um dieſen Poſten zu erwerben. Das war nicht die ſchlechteſte Kapitalanlage. Da Marokko kein Steuergeſetz hat, iſt es in der Hand der einzelnen Kaids, ihren Untertanen ganz willkürliche Abgaben aufzuerlegen, und daß die Übermittlung dieſer Steuern an den Sultan gleich redlich betrieben wird, wie die Auslieferung der Zölle, braucht nicht erſt erwähnt zu werden. Dennoch war Sidi Ben Handuſchi nicht der ſchlechten Gouverneure einer. Der kleine Teil von Dukala, der unter ſeiner Regierung ſtand, zeigte keine verwüſteten Felder, keine verlaſſenen Häuſer, keine brandgeſchwärzten Ruinen; es iſt wahr, der größte Teil dieſer lachenden Maispflanzungen, dieſer ſchattigen Feigengärten und die ſtattlichſten Landhäuſer gehörten nach kurzer Zeit dem Kaid; aber das iſt das Schlimmſte nicht. Sidi Ben Handuſchi war ein Räuber, aber kein Vandale.

Hadſch Uardudi Eloſir, der Gouverneur von Uled Fordj, war mittlerweile geſtorben, und ſein älteſter Sohn und Erbe, Si Huſſein, lebte in Mazagan als

angeſehener Kaufmann. Kaid Handuſchi mochte gehofft haben, an dem Sohne die Hinterliſt des Vaters zu rächen, aber Si Huſſein hatte ſich ſofort nach dem Tode des alten Gouverneurs von Mazagan unter portugieſiſche Protektion geſtellt und hatte ſeinen Seuſarſchein bereits in der Taſche, als ſein liebenswürdiger Halbſchwager die Herrſchaft übernahm. Da blieb denn der Katze nichts übrig, als geduldig das Mauſeloch zu bewachen.

Kaum war Si Huſſein Eloſir geſtorben, als der Gouverneur ſich plötzlich der verjährten Kränkung zu entſinnen ſchien. Er griff ſo unerwartet ſchnell und gewandt zu, ſo genial frech und ſicher, daß die Familie ſich erſt von ihrem Staunen erholte, als der Räuber ſich ſeiner Beute ſchon unentreißbar bemächtigt hatte. Dennoch zeigte er ſich ſchon damals geneigt, mit den Erben Eloſirs eine friedliche Vereinbarung zu treffen, wobei ſie ſich freilich mit den allerbeſcheidenſten Anſprüchen begnügen ſollten, und vielleicht hätte die Sache ſich damals geſchlichtet, wenn nicht der ältere Sohn Eloſirs, auf ſein gutes Recht vertrauend, die Intervention ſeines portugieſiſchen Protektors angerufen hätte. Es iſt niemals bekannt geworden, warum dieſelbe erfolglos blieb. Das letzte, was von der

Angelegenheit in die Öffentlichkeit drang, war die Nachricht von der Einkerkerung Hadſch Abdullahs durch den Vezir, an den er ſich mit ſeinem Konſulsbriefe um Gerechtigkeit und Schutz gewandt hatte.

Es geſchah wohl nicht aus Furcht, daß der Gouverneur dem Kadi abermals einen friedlichen Ausgleich anbot, als dieſer die Geſchichte nach fünfjähriger Vergeſſenheit plötzlich wieder ans Licht brachte. Aber Sidi Ben Haduſchi war ein alter Mann geworden, ſeine Geſundheit war ſchwach und ihn verlangte nach Ruhe. Darum hatte er ſo vorſichtig die Vermietung des Magazins an protektionsfähige und protektionsluſtige Europäer verweigert. Die dreihundert Duros Miete im Jahr verſchmerzte er um den Preis des Friedens gern; ebenſo wäre ihm, als endlich Enthüllungen trotz aller Vorſichtsmaßregeln nicht mehr zu verhindern waren, bei ſeinem fabelhaften Reichtum die angebotene Abſchlagsſumme von dreißigtauſend Duros ein kleines Opfer geweſen. Aber an Ausgleich war nicht mehr zu denken, nachdem der Kadi einmal eingegriffen hatte. Der Mann der Gerechtigkeit beſtand auf der ganzen ungeteilten Barſumme, erweitert und ergänzt durch die beſcheidene Zinsforderung von 18 Proz. (1½ Proz. per Monat), beſtand

auf Rückgabe aller Baulichkeiten und Grundstücke, und berechnete außerdem einen Monatszins von dreißig Duros auf das Magazin, der mit allen Interessen der fünf Jahre wieder ein artiges Sümmchen bildete. Da kochte dem alten Löwen die Galle über und er versprach, die noch ungeschwächte Macht seiner Tatze zu beweisen. Kaltblütig wartete er seines Gegners äußerste Schritte ab.

Als die Aufforderung des Sultans kam, sich in Marrakesch gegen die schriftliche Klage des Kaid zu rechtfertigen, traf sie keinen Unvorbereiteten. Sidi Ben Hauduschi nahm das ganze Elosir-Erbe, mit Zins und Zinseszins berechnet, legte es dem allerhöchsten Richter zu Füßen und stellte, nach einer ausführlichen Darlegung der Umstände von seiner Heirat mit Hadsch Uardudis Tochter an, die Entscheidung „vertrauensvoll" der sonnengleichen Weisheit der heiligen Majestät anheim. Es ist anzunehmen, daß der Salomon auf dem Trone der Sheriffa sich vergeblich über die Rechtsgültigkeit der beiderseitigen Erbschaftsansprüche den Kopf zerbrochen habe, denn er behielt das ganze Vermögen einfach für sich. Nichts anderes hatte der Gouverneur erwartet, und weit entfernt, gegen den erhabenen Rechtsspruch Einwand zu er-

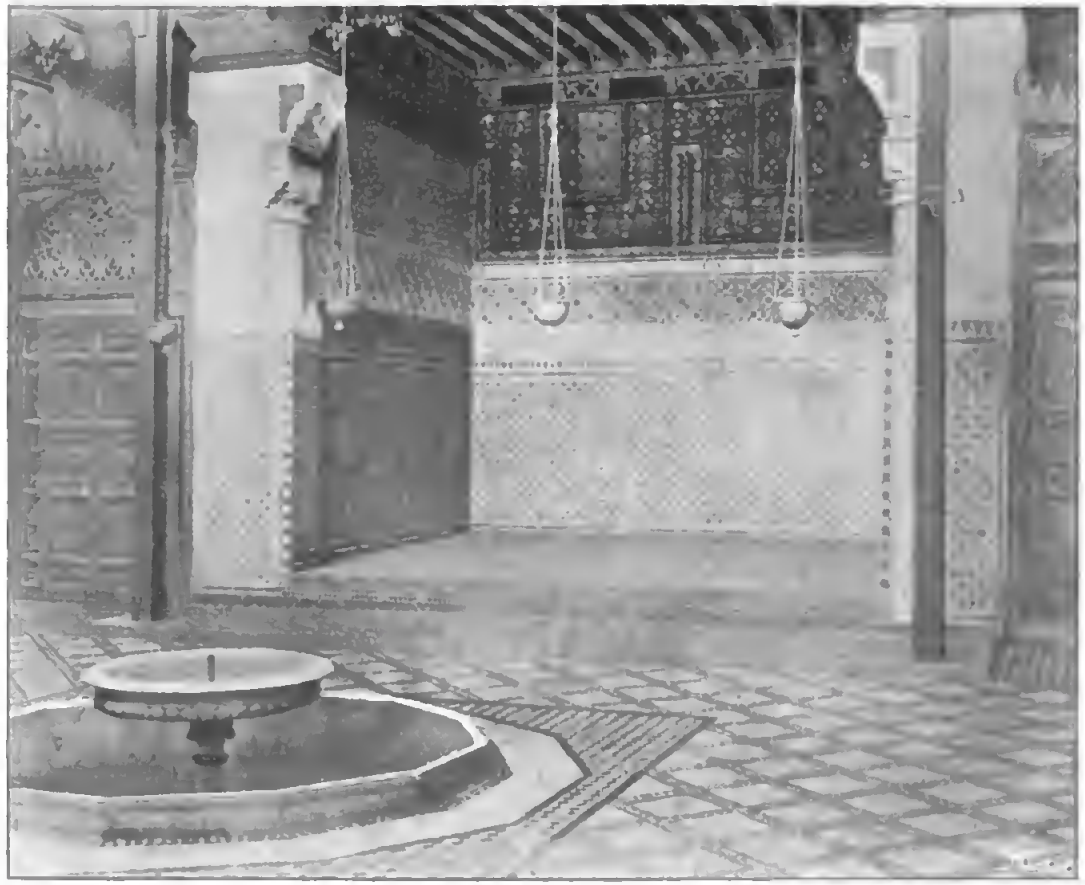
heben, nahm er denſelben mit ſolch vollendet höfiſcher Liebenswürdigkeit als ſelbſtverſtändlich entgegen, daß er ſeine Perſon mit einem Schlage hoch in der allerhöchſten Gnade ſtellte. Er dehnte ſeinen Aufenthalt in Marrakeſch nur ſolange aus, bis er auch jedem Einſchreiten von ſeiten Svendſens durch die Beſtätigung der Vormundſchaft ein Hindernis gezogen, und kehrte nach Mazagan zurück, um ſeine gelungene Rache zu genießen.

Allen, welche die Rückkehr des gefürchteten Mannes mit Zittern und Beben erwartet hatten, bereitete ſeine Ankunft eine angenehme Enttäuſchung. Nicht nur zeigte er keinerlei Eile oder beſondere Härte im Steuerneintreiben, ſondern er bot auch zu allgemeiner Überraſchung einigen Europäern freiwillig eine endliche Regelung verjährter Forderungen an. Manch geduckter Kopf begann ſich nach kurzer Zeit wieder kecker zu erheben. Freilich wurde ihm die Urheberſchaft einiger ausgedehnter Bräude in der Hüttenſtadt zugeſchrieben, deren Wiederherſtellung ihm eine nicht unbedeutende Bauſteuer eintragen mußte, aber das Gerücht blieb geſtaltlos wie der Rauch der Brandnächte und verflüchtigte ſich mit dieſem.

Um ſo größer war die allgemeine Beſtürzung,

als Buchaima Ben Abu, einer von Svendſens „Geſchäftsfreunden“, eines Tages ohne bekannte Urſache auf offenem Markte ergriffen und eingeſteckt wurde. Dieſer Mann hatte von Svendſen etwas über hundert Duros erhalten, Svendſen beſaß einen vollgültigen Schuldſchein über dieſe Summe, und das Geld befand ſich gegenwärtig wahrſcheinlich in den Händen der kleinen Lieferanten auf dem Lande, die den dürftigen Ertrag ihrer Felder dafür nach dem Magazine des Däuen zu bringen hatten.

Niemand hegte den geringſten Zweifel, daß der Gouverneur, der auf Grund beſtehender Verträge für das Geld verantwortlich war, lieber den Mann freilaſſen als hundert Duros aus ſeiner eigenen Taſche bezahlen würde, und ganz frohgemut und zuverſichtlich begab ſich Svendſen mit ſeinem Schuldſcheine zu ihm. Der Fall ſtand auch nicht vereinzelt, und bisher war eine für den Verhafteten ungünſtige Löſung ſolcher Konflikte noch kaum vorgekommen. Es war nicht das erſte Mal, daß Svendſen den Kaid beſuchte, aber immer wieder aufs neue überraſchte den einfachen Mann die Pracht des Ortes, wo dieſer einſtige Magazinarbeiter wie ein Fürſt Audienz gab. Das Haus, nahe dem Stadttor gelegen, war von



Phot. A. Lennox.

Interieur eines vornehmen Araberhauses.

außen geſehen nur ein fenſterloſer, viereckiger Kaſten mit einer unſcheinbaren, wenn auch hübſch gemalten Holztüre und zwei oder drei winzigen Schießſcharten am oberſten Rande des Daches, welche den auf der Frauenterraſſe luſtwandelnden Haremsſchönen den einzigen Ausblick in die belebte Gaſſe gewährten. Wer aber durch die niedrige Pforte getreten war und zwei gleich unanſehnliche Vorräume hinter ſich gelaſſen hatte, der ſtand geblendet in einem weiten viereckigen Hofe mit zwei Säulengalerien, deren obere, leichter und zierlicher gebaut als die untere, mit ihren zarten Bogen die tiefblaue Himmelswölbung zu tragen ſchien, die als einzige Decke über dem luftigen Raume lag. Der Fußboden, die Wände bis in Haupteshöhe, ſowie die Säulen bis an das ſchön gearbeitete Kapitäl waren mit einem unendlich feinen, glänzenden Moſaik von blauen, gelben und weißen, winzigen Glasziegeln bedeckt, während die Bogen und Wände darüber jene elegante Stukkatur in blendendem Weiß zeigten, welche die ſchon ſo bewunderungswürdige Feingliedrigkeit der mauriſchen Bauten in ihrer reizenden Wirkung bis ins Traumzarte ſteigert. Ein weißes Marmorbecken nahm die Mitte des Hofes ein, deſſen Springbrunnen freilich verſtummt war und deſſen

momentane Bestimmung durch ringsum aufgehäufte Messing- und Tongeschirre, angesammelte Speisereste und eine Pfütze schmutzigen Wassers, die es umgab, angedeutet wurde. Die hohen Bogentüren, die an drei Seiten des Hofes in anstoßende Gemächer führten, hatten Meister aus Fez mit kunstreicher, bunter Bemalung geschmückt.

Dem Eingang gegenüber stieß an diesen Patio ein Gemach, das, nur durch eine zweite Säulenreihe gegen denselben abgegrenzt, als Empfangszimmer dienen mochte. Die Decke, in vertieften Kassetten gearbeitet, und in der Mitte durch eine kleine viereckige Kuppel gekrönt, war ein Meisterwerk von Fezzer Künstlerhand, und daß zwischen dem zierlichen Gefüge der buntesten Holzteilchen Schwalben nisteten, tat ihrer Schönheit keinen Abbruch. Die drei Wände des Gemaches waren mit lose hängenden, vielfarbig gestreiften Seidentapeten bekleidet, die gleichfalls nur in Fez, diesem Paris arabischer Industrie, erzeugt werden. Rabater Tepiche bedeckten den Fußboden, leichtere Teppichgewebe oder bunte Haiks die Sitzmatratzen, die an den Wänden hinliefen und deren zweifelhafte Bequemlichkeit durch eine Fülle der buntesten Lederkissen unterstützt ward. Aber wie zum

Hohn all dieſer Herrlichkeit nahm die Mitte des Gemaches höchſt augenfällig ein ganz gewöhnlicher, billiger europäiſcher Teppich ein, der ſeine kohlkopfgroßen Roſen und giftgrünen Blattgewinde protzenhaft gegen die ſtolze Reſerve der mauriſchen Farbenpracht aufſpielte. Zwei große Goldrahmenſpiegel in ähnlichem Geſchmack, zum Glück mit zartgeſtickten mauriſchen Floren verhängt, und eine große europäiſche Stehuhr, die natürlich verdorben war nnd ſtill ſtand, ergänzten die Einrichtung.

Svendſen türmte ſich zunächſt ſo viele Lederkiſſen aufeinander, als er nötig fand, nm einen für europäiſche Begriffe beqnemen Sitz zu geſtalten, und erwartete den Kaid, ſeinen kleinen Vortrag ſich überlegend. Nach einer kleinen Viertelſtunde erſchien der Würdenträger, das durchſichtige, weiße Obergewand über den blaßlila Kaftan geworfen, wie zum Ausgang bereit: damit der Unterredung einen durchaus offiziellen Charakter verleihend. Immerhin aber ſchwebte auf ſeinem Geſicht das huldvollſte Lächeln, als er Svendſens kleines Ultimatum anhörte und ihn endlich mit dem Ausdrnck eifrigſter Zuvorkommenheit unterbrach: „O ich verſtehe, Kaufmann, ich verſtehe! Wieviel, ſagſt du? Hnndert Duros? Verlaß dich drauf,

der Mann ſoll geprügelt werden, bis er den letzten Griſch zurückerſtattet hat."

Svendſen fuhr totenbleich in die Höhe, einen Schrei auf den Lippen, aber als er dem freundlich erſtaunten Lächeln des Gouverneurs begegnete, beherrſchte er ſein Entſetzen, und antwortete mit ziemlicher Faſſung: „Im Gefängnis wirſt du nicht viel aus dem Manne herausprügeln. Laſſe ihn frei, damit er mich bezahlen kann!"

„Entſchuldige mich, Kaufmann," erwiderte der Gouverneur, immer den Ton höflichen Bedauerns feſthaltend, „aber ich kann dir dieſen Dienſt nicht erweiſen. Der Mann iſt auf Befehl des Sultans eingeſteckt. Damit du aber ſiehſt, daß ich dein Freund bin, will ich dir die hundert Duros bezahlen."

Er ſandte einen Sklaven nach dem Gelde und füllte die dadurch entſtehende Pauſe mit freundlichen Erkundigungen nach Svendſens Befinden aus. Der Däne antwortete nicht; er zitterte vor Wut und das Blut ſtieg ihm ſchwarz in die Augen. Einen Moment dachte er daran, dem Gouverneur das Geld vor die Füße zu werfen, aber ein Reſt von Überlegung ſagte ihm, daß er damit nichts gewinnen und ſich in den Augen des kaltblütigen Arabers als kindiſcher Brauſe-

kopf dokumentieren würde. Er nahm schweigend die Summe in Empfang und lieferte den Schuldschein aus. Damit waren seine Geschäftsinteressen von dem unglücklichen Ben Abu gelöst und keine Satzung der Welt gab ihm fernerhin das geringste Recht, sich um das Schicksal des Mannes zu bekümmern. Die traurige Gewißheit, daß der Gouverneur die hundert Duros auf grausame Weise der Familie des Eingekerkerten erpressen würde, machte dem jungen Kaufmann seine Niederlage unbeschreiblich bitter.

In der Stadt erhob sich ein großer Aufruhr. Die Araber begriffen sofort, daß der Kaid gegen den Dänen einen Kampf mit allen Mitteln führe, und zogen sich von Svendsen zurück. Einige sprachen ihm offen ihre Befürchtung aus, mit ihm ferner geschäftliche Beziehungen zu unterhalten, da sich der Haß des Gouverneurs gegen alle richten konnte, wie er sich gegen den einen gerichtet hatte. Das wäre nun hinreichender Grund gewesen, ein Einschreiten der Gesandtschaft zu veranlassen, denn hier lag tatsächlich eine Schädigung der Geschäftsinteressen vor; und schon war Svendsen im Begriff, seine Reklamationen zu verfassen, als er vernahm, daß Buchaima Ben Abu im Gefängnis zu Tode geprügelt worden war. Jetzt hatte Svendsen

nicht mehr das Herz, einen materiellen Schaden in Betracht zu ziehen, mit Tränen in den Augen warf er die Feder hin und schloß sich in sein Zimmer ein.

Einen Monat lang geschah nichts weiter. Die Stadt beruhigte sich, Svendsen atmete auf, die Araber faßten neues Vertrauen. Da wurde, ebenso unvermittelt und unerwartet, Elosirs alter Diener und Hausverwalter R'bad verhaftet, dem in Hadsch Brahims Abwesenheit Haus, Frauen, Vieh und Felder anvertraut waren. Hadsch Brahims Mutter, die Frau seines Bruders, und der immerhin noch bedeutende Hausstand von Sklaven und Sklavinnen führten nach der Flucht ihres natürlichen Beschützers schon ein kümmerliches Leben; die Einkerkerung des Mannes aber, der mit Umsicht und Redlichkeit ihr Geringes verwaltete, die kleinen Ernten ihrer Felder und ihr Vieh mit Vorteil umsetzte, die Webereien der Sklavinnen zu Markte brachte, gab sie dem Elend preis.

Lange und ernstlich überlegte Svendsen, ob sich aus dem Wortlaut der Verträge, aus vorangegangenen Beispielen, aus allen Satzungen gesunder Vernunft und Menschenliebe nicht eine Waffe schmieden ließe, diese fortgesetzten gehässigen Angriffe zu parieren.

Aber er kam zu keinem Resultate. An den klaren Bestimmungen des zwischen Marokko und den Mächten bestehenden Übereinkommens war nicht zu deuteln, noch zu rütteln: die Interessen der Europäer, soweit sie sich in Ziffern definieren ließen, waren bis zu einem gewissen Punkte sichergestellt; für die Wahrung eines rein menschlichen Interesses aber, das der Kaufmann an seinem treuen Diener, an einem vertrauenswürdigen Lieferanten, einem rastlosen Arbeiter oder einfach an dem schuldlosen Opfer eines geldgierigen Machthabers nehmen mochte, gab es kein Gesetz. Im Gegenteil wurde jeder Schritt in dieser Beziehung, von der impulsiven Regung eines warmfühlenden Herzens diktiert, als ein unbefugtes Eingreifen in den Haushalt seiner scheriffischen Majestät dargestellt, dieser gedankenlosen Puppe in den Händen gewissenloser Veziere, die eine wunderliche Laune der europäischen Politik auf eine Stufe mit den gekrönten Häuptern zivilisierter Mächte zu stellen scheint.

Noch einmal unternahm Svendsen mit schwerem Herzen den Gang nach dem Kaidspalast, auf den Erfolg einer persönlichen Unterredung seine letzte schwache Hoffnung setzend. Sidi Ben Handuschi empfing ihn mit unveränderter Freundlichkeit: er bedaure, daß

der Kaufmann ſchon wieder Beſchwerde zu führen habe, und er wolle ſein Möglichſtes tun, um ſich ihm gefällig zu erweiſen. Als aber Svendſen ohne weiteres die Freilaſſung von Elofirs Diener verlangte, machte der Kaid ein ſehr erſtauntes Geſicht.

„Elofirs Diener? R'bad, ſagſt du? Entſchuldige mich, aber ich weiß wirklich nicht, von wem du ſprichſt. Laß ſehen — es ſind heute vier Perſonen eingeſteckt worden — R'bad — nein — —".

Svendſen würgte ſeine Galle hinunter und bemühte ſich geduldig, dem Gedächtnis des alten Kommödianten zu Hülfe zu kommen, aber der Kaid unterbrach ihn mit ſanftem Kopfſchütteln.

„Ich bin ein alter Mann — das viele Sprechen ermüdet mich. Verzeih' mir, Kaufmann, aber ich bin hier im Dienſte des Sultans und mein gerader Weg iſt mir vorgezeichnet: ſteht dieſer R'bad auf der Liſte der Protegierten, ſo laß deinen Konſul einen Brief ſchreiben, und der Mann wird ſofort in Freiheit geſetzt."

„Kaid," ſprach Svendſen, „ich kam zu dir, weil ich die Sache in Frieden ſchlichten will. Glaube mir, in Tanger iſt noch nicht das letzte Wort geſprochen, und es iſt vielleicht auch für dich beſſer, wenn die Sache nicht zum Konſul geht."

„Warum?“ erwiderte der Gouverneur unbefangen. „Schreiben ist mir viel bequemer als Sprechen. Ich habe einen guten Schreiber, der meine Meinung versteht; unnütze Worte bleiben erspart und ich sehe klar, woran ich bin. Noch einmal verzeih mir, Kaufmann, aber laß uns den offiziellen Weg einschlagen.“

Damit war Svendsen zum zweitenmal so gut wie besiegt, denn er wußte nur zu wohl, daß auf dem offiziellen Wege nichts zu erreichen war. Und ebensogut wußte das der Kaid. Nachdem Svendsens schüchterne Hoffnung, die Sache friedlich und privatim durch eine ruhige Auseinandersetzung zum Austrag zu bringen, durch des Gouverneurs glücklich eingetretene Gedächtnisschwäche vereitelt war, blieb dem armen Protektor nichts übrig, als traurig und verzagt die Waffen zu strecken.

IV.

Während dieser ganzen Zeit führte Hadsch Brahim Elofir in Tanger ein ebenso dürftiges Leben wie seine Familie in Mazagan. Das Leben in der halbeuropäischen Stadt ist teuer, und die Einnahmen des Elofirsohnes waren schon vor der Einkerkerung R'bads keine glänzenden zu nennen; von da an ver-

ſiegten ſie ganz. Svendſen half getreulich aus, ſoweit es ſeine Mittel erlaubten. Ihm lag daran, ſeinen Schützling ſolange als möglich in Sicherheit zu halten; eine unberechenbare, überraſchende Schickſalsfügung, ein Miniſterwechſel, der Tod des Kaid Handuſchi, der hoch in Jahren ſtand, oder ſonſt ein Glücksfall konnte alles zum Guten wenden.

Unterdeſſen ſorgte er auch in beſcheidenem Maße für die Familie Hadſch Brahims, und nahm vor allen Dingen, um jeder neuen Bosheit des Kaid vorzubeugen, den einzigen elfjährigen Sohn des Verfolgten, den zarten, dunkeläugigen Knaben Omar zu ſich ins Haus.

Da kam eines Tages ein Sultansbefehl an den Gouverneur von Mazagan, innerhalb eines Monats dreihundert Soldaten nach Marrakeſch zu ſenden. Sultansbriefe, ſofern ſie das allerhöchſte Befinden ſeiner ſcheriffianiſchen Majeſtät betreffen, ſeine Siege, Reiſen, Krankheiten, Vermählungen und andere Familienereigniſſe, werden in allen Städten unter Kanonendonner öffentlich vorgeleſen; die getreuen Bürger ziehen in Feſtgewanden umher, der Kaufmann ſchmückt ſeinen kleinen Laden mit bunten Seidentüchern, von der Feſtung weht die rote Fahne. Diejenigen Briefe aber, die ſich auf die Verſtärkung der

Sultanstruppen beziehen und doch auch einiges Interesse für kindlich gesinnte Untertanen haben mögen, schließt ein kluger Gouverneur sorgfältig ein und sagt nur dem Reis seiner Leibwache ein leises Wörtchen, welches derselbe ebenso leise seinen Untergebenen mitteilt. Und nun beginnt in aller Stille eine Menschenjagd, die von dem besten Erfolge gekrönt sein möchte, wenn die Soldaten der Kaidswache so diskret wären, wie ihr Herr und Gebieter es erwartet. Aber heimlich gleitet eine Warnung unter die, so das Glück oder die Klugheit haben, mit den gefürchteten Rotjacken nähern Umgang zu pflegen, und blitzschnell kreist der Weckruf im Volke. Und ehe eine Woche vergangen ist, sind alle arbeitsfähigen, kräftigen und anständigen Männer wie spurlos verschwunden, nur die wenigen Protegierten erheben sorglos ihr Haupt vor den Augen der Häscher.

Nun rekrutiert sich das kleine Heer aus Abenteurern, Verbrechern und halbwüchsigen Knaben. Auch Kinder von zartem Alter sieht man nicht selten in diesen wunderlichen Truppen, stolz an eine Flinte gelehnt, die fast zweimal so lang ist, als der kleine Krieger, dessen Kopf bis über die Ohren in der roten Soldatenmütze verschwindet. Die glücklich Einge-

fangenen werden mit Ketten gefeſſelt und gefangen gehalten, bis zu dem Tage, wo die beſtimmte Zahl voll iſt und dem führenden Offizier ſamt einer von den Adulen verfaßten Liſte und Perſonalbeſchreibung der einzelnen Soldaten übergeben wird. So umſtändlich bei der Aufnahme dieſes Verzeichniſſes mit Meſſung und Beſchreibung der einzelnen Rekruten verfahren wird, dies hindert nicht, daß für einen Flucht- oder Todesfall während des Marſches der erſte beſte harmlos des Weges kommende Wanderer ergriffen und der kettenbeladenen Muſtertruppe einverleibt wird.

Am Tage der Truppenübergabe wurde in Svendſens Magazin der Knabe Omar vermißt. Man legte dieſem Umſtande zuerſt keine beſondere Beachtung bei, da das Kind ſich gern auf der Straße umhertrieb. Plötzlich aber überkam es Svendſen mit erſchreckender Gewißheit; er ſchloß haſtig ſein Kontor und eilte in der Richtung des Strandes davon. Einige Araber, die den Dänen in der Glut der Mittagsſonne der ſandigen Straße mühſam Schritt um Schritt abringen ſahen und die eine Ahnung von dem Grund dieſes ungewöhnlichen Ganges haben mochten, riefen ihm zu, umzukehren: er hole die Soldaten nicht mehr ein, die bereits das Ende des Strandes erreicht

hatten. „So laufe ich mit bis zum erſten Nachtquartier!“ rief Svendſen trotzig zurück.

Er hatte aber zum Glück nicht nötig, dieſen heroiſchen Entſchluß auszuführen. Als er die ſteile Düne erklommen hatte, ſah er in nicht übermäßiger Ferne vor ſich an dem Strande eine Zeltgruppe und die Reihen der ruhig ſtehenden Soldaten. In einer Viertelſtunde hatte der beflügelte Schritt des Europäers die Stelle erreicht, wo der Kaid in Gegenwart der Adulen dem Befehlshaber der Truppen Mann für Mann an Hand der Liſten vorführte. Der kühle Seewind blähte die Wände des dunkelblau gefütterten, ſchattigen Zeltes, nur durch die zarten Transparentmuſter der roten Ornamente fiel ein mildes Licht auf die maleriſche Gruppe der weißgekleideten Männer; draußen in der Sonne aber ſtanden ergebungsvoll die matten Soldaten mit ihrem vom Mittagsbrand faſt glühenden Fußſchellen, ſeufzend das Ende der langweiligen Prozedur erwartend. Mit zornigen Gefühlen ſah Svendſen zwiſchen einigen roh ausſehenden Beduinen das zarte Figürchen und das feine Köpfchen des kleinen Omar Eloſir. Das Kind glühte unter der Laſt ſeiner Muskete und ein knabenhafter Stolz leuchtete aus ſeinen goldbraunen Augen, der Svendſen das wildeſte Herz-

weh verurſachte. Er ſah im Geiſte dieſen kleinen Körper auf langer Wanderung durch ſandige ſchattenloſe Strecken unter der Laſt der militäriſchen Ausrüſtung ſich beugen und endlich leblos an der Wegſeite liegen, eine Beute der Schakale und Aasvögel. Ohne Zögern, aber zitternd vor Aufregung, trat Svendſen in das Zelt des Gouverneurs.

„Kaid!“ rief er ohne weitere Einleitung in den erſtaunten Kreis, „wie kommt es, daß du meinen Diener zu den Soldaten nimmſt?“

„Deinen Diener?“ fragte der Kaid, nun wirklich ein bißchen aus der Faſſung gebracht.

„Omar, Eloſirs Sohn. Sein Vater hat ihn mir als Diener übergeben, und du weißt wohl, daß er infolgedeſſen unter meinem Schutze ſteht. Ich dulde nicht, daß man ihn fortführt.“

Die Adulen legten ihre Liſten beiſeite und die ganze Geſellſchaft ſah einander lächelnd an, als Svendſen das Kind des vornehmen Mannes als ſeinen Diener reklamierte. Ein höhniſcher Gedanke mochte ſich auch in des Gouverneurs hochgezogenen Augenbrauen und ſeinen ſtahlharten Blicken ausſprechen, denn glutübergoſſen fühlte Svendſen plötzlich ſeine ganze Machtloſigkeit und die Lächerlichkeit ſeiner Lage.

Inſtinktmäßig faltete er ſeine Hände, und, hätte er eine Stunde ſpäter im Spiegel dem Blick verzweifelten Flehens begegnen können, den ſeine Augen jetzt unbewußt auf den Gouverneur richteten, er würde das Glas zerbrochen und ſich ſelbſt geohrfeigt haben. Aber zu ſeinem Erſtaunen verwandelte ſich das Geſicht des Gouverneurs plötzlich, und nachdem dieſer Svendſen eine Minute lang durchdringend angeblickt hatte, ſagte er mit ungewöhnlichem Ernſte:

„Kaufmann, du weißt ſo gut wie ich, daß es kein Geſetz gibt, welches mir verbietet, dieſen Knaben zum Heer zu ſenden. Aber damit du ſiehſt, daß ich dein Freund bin — nimm ihn, es iſt ein Geſchenk, welches ich dir mache. Ich freue mich, dir endlich einmal zu Dienſten ſein zu können.“

Svendſen gab ſich in ſeiner Herzensfreude nicht Rechenſchaft über die Demütigung, die ihm der Kaid durch ſein „favor“ vor Zeugen bereitete; er eilte, das halb enttäuſchte Kind von ſeiner unwürdigen Maskerade zu befreien und nahm es heim, um es nicht mehr von ſeiner Seite zu laſſen.

Nach dieſem Ereignis trat ein verhältnismäßig langer Waffenſtillſtand ein, und ſchon glaubte Svendſen, daß der Funke plötzlich erwachten Mitleids, den

er in des Gouverneurs Augen aufblitzen zu ſehen geglaubt hatte, als dieſer ihm das Kind Omar frei gab, durch einen günſtigen Wind zur wohltätigen Flamme angefacht worden ſei, welche die alte Feindſchaft verzehrt hatte. Der Nordländer bleibt immer Idealiſt, und Svendſen hatte trotz jahrelangen Aufenthaltes in einem Lande, wo die menſchliche Beſtie feſſellos wütet, einen gewiſſen holden Glauben nicht einbüßen mögen. Weit entfernt, die niedrige Befriedigung zu verſtehen, welche der von Natur zur Poſe geneigte Araber darüber empfand, vor Zeugen und einem Chriſten gegenüber ſeine Großmut leuchten zu laſſen, hoffte er von Tag zu Tag auf eine definitiv günſtige Wendung der Angelegenheit, als plötzlich ein neuer Zufall ihn aus allen Himmeln ſeiner Zuverſicht riß, und zwar für immer.

Hadſch Brahim lebte geſchieden von ſeiner Frau Fetnah, die, einſt ein reiches, vielbegehrtes Mädchen und dem vornehmen jungen Manne noch zu Lebzeiten des alten Eloſir vermählt, es nie verſchmerzen konnte, daß auch der größte Teil ihres Heiratsgutes in den Untergang des Familienvermögens mitgeriſſen worden war. Auf den Rat ihrer Verwandten hatte ſie ſich von Hadſch Brahim getrennt, in der Hoffnung, daß

der Gouverneur in der Folge ihr rechtmäßiges Eigentum zurückerstatten würde — und mit dreifach bitterem Hasse dachte sie der unglücklichen Familie, der sie einst angehört hatte, als sie ihre Erwartung nach vielen vergeblichen Bemühungen enttäuscht sah. Sei es nun, daß Fetnah gehört hatte, ihr einstiger Gatte bemühe sich um Protektion, und daß sie ihm einen letzten, bösen Streich spielen wollte, sei es, daß sie hoffte, bei einer etwaigen Rückerstattung des Vermögens sich durch rechtzeitige Meldung ihr Teil zu sichern; sei es auch, daß sie ein Werkzeug in der Hand des Gouverneurs war — kurz, eines Tages lief an den Kadi eine Klage ein, verfaßt von dem vorzüglichsten Taleb der Stadt, worin Fetnah den Elofirsohn anklagte, sie der Mitgift beraubt und ihr eine ganz ungenügende Summe zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes ausgesetzt zu haben.

Der Kadi Elfassy, Verkünder des Schrah, wies diese Klage zurück. Die Ehescheidung war von ihm selbst und aller Ordnung gemäß vollzogen worden. Das Vermögen habe nicht Hadsch Brahim, sondern der Kaid annektiert, und was den Lebensunterhalt beträfe, habe er sich genau nach dem Wortlaut des Koran gerichtet, der vier Unzen für die täglichen Bedürfnisse einer Frau festsetze. Wer konnte sich da beklagen?

Vier Unzen (16 Centimes) mögen zur Zeit des großen Propheten wohl für den Lebensunterhalt einer einzelnen Perſon genügt haben; Fetnah dagegen behauptete mit Recht, daß ſie es unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht unter zwölf Unzen täglich tun könne, und da der Kadi ihre Klage nicht annehmen wollte, ging ſie zum Kaid, der ſchließlich trotz aller Schrahs die oberſte Inſtanz in Gerichtsſachen vorſtellte.

Svendſen wußte nichts von der neuen Gewitterwolke über dem Haupte ſeines Schützlings bis zu dem Augenblick, wo er durch das allgemeine Gerede erfuhr, der Kaid habe an Hadſch Brahim eine Aufforderung erlaſſen, unverzüglich nach Mazagan zurückzukehren, um ſich gegen die von Fetnah erhobene Klage zu rechtfertigen. Der Däne ſchwankte beinahe, als er es vernahm, und alſobald eilte er zum Kadi, um Beſtätigung und Aufklärung dieſes verhängnisvollen Zwiſchenfalles. Er konnte ſich nicht enthalten, dem Kadi die bitterſten Vorwürfe zu machen, daß er der Klägerin ihre zwölf Unzen nicht ohne weiteres bewilligt und ſo wenigſtens den Gouverneur aus dem Spiele gehalten habe, aber der eigenſinnige Schriftgelehrte erwiderte mit der alten Grandezza:

„Kaufmann, das verſtehſt du nicht! Der Koran beſtimmt vier Unzen, und ich habe nicht das Recht, irgend einem Menſchen zuliebe nur eine einzige Zeile des Koran zu verändern.“

Es war gewiß verzeihlich, daß Svendſen einen greulichen Fluch über alle Codex-Juſtiz der alten und neuen Welt ausſtieß, als er dem würdevollen Koranausleger den Rücken wandte. Es war etwas wie ein grimmer Humor in dieſem Schickſal, das tatſächlich mit einem gewiſſen Vorbedacht zuzutreffen ſchien: die unglückliche Familie ſollte an Geſetzesbuchſtaben zugrunde gehen.

Svendſen ſandte ſofort einen Eilboten nach Tanger mit der Weiſung, daß Hadſch Brahim der Aufforderung des Gouverneurs unter keinen Umſtänden Folge leiſten ſolle. Aber der Bote kam zu ſpät. Elofir war bereits unterwegs. Kaid Handuſchi mochte ſeine Vorladung durch Drohungen unterſtützt haben, Drohungen in Bezug auf die Angehörigen des Opfers und von ſolcher Art, daß ſie ſelbſt für einen Araber, dem man wahrlich keine Sentimentalität in Familiengefühlen zuſchreiben darf, von überzeugender Wirkung ſein mußten. Vielleicht auch gab Hadſch Brahim, durch ein knappes und ſorgenvolles Leben

mit fremden Mitteln entmutigt, seine Sache ein für allemal verloren, kurz, er traf wenige Tage nach Abgang des Boten in Mazagan ein, und wurde schon vor der Stadt von Soldaten erwartet, von seinen Begleitern und Tieren getrennt und gefesselt.

Elosir bat die Kaidsoldaten, ihn ein letztesmal, wenn auch eskortiert, nach seinem Hause gehen zu lassen, um seine Mutter und sein Söhnchen zu umarmen, aber der Anführer der Wache widersetzte sich diesem Ansinnen aufs heftigste und trieb den flehenden Mann auf rohe Weise zur Eile an. In dem Momente, wo Elosirs Stimme sich laut klagend über den Lärm der schnell versammelten Menge erhob, passierte die Gruppe Svendsens Magazin. Der Däne vernahm den Schrei, riß den Knaben Omar an sich, spaltete wie der Blitz den Kreis der drängenden Gaffer und legte das Kind in die ausgestreckten Arme des Gefangenen. Hadsch Brahim weinte laut und Svendsen war totenbleich, als er nach einigen Minuten den Knaben wieder an sich nahm, Elosir die Hand drückte und ohne sich umzusehen in sein Magazin zurückkehrte. — — —

Das Ende dieser traurigen Geschichte ist schnell erzählt. Hadsch Brahim verschwand wie sein Bruder

in einem der grauenhaften mauriſchen Gefängniſſe und ſah das Licht der Sonne nie wieder. Svendſen tat noch einige verzweifelte Schritte bei dem Geſandten, aber an dem klaren Wortlaute der Traktate ſcheiterten alle Bemühungen ſeines guten Willens.

Jahre mußten vergehen, ehe der warmherzige Mann über dieſe bitterſte Erfahrung ſeines Lebens hinweg kam; er quälte ſich obendrein mit Selbſtvorwürfen, daß er durch die Beſitznahme des Magazines indirekt dazu beigetragen habe, den Untergang der Familie zu beſchleunigen, und ſeine Reue erſchöpfte ſich in tauſend Zärtlichkeitsbezeugungen gegen das hinterbliebene Kind nie zur Genüge. Jahre brauchte es ferner, bis die Araber wieder Vertrauen zu dem Kaufmann zu faſſen vermochten, deſſen Protektion, wie ſie ſagten, die Leute ins Verderben ſtürzte — Jahre, bis in ſeinem Magazin wieder das rege Leben der erſten Zeit herrſchte. Auch war Svendſen nach dieſer ſchweren Enttäuſchung zurückhaltend und finſter geworden; wenn in der Folge protektionsſuchende Araber an ſeine Türe kamen, ſo gewannen ſie nichts als den befremdenden Ratſchlag, ihre Kaids einfach zu töten. Die Araber lächelten zu ſolchen Worten nur hilflos, wie über einen Witz, den ſie nicht ganz

verſtanden. Für Anarchie ſind dieſe Kinderſeelen kein Boden.

Noch zweimal wurde Svendſen an das traurige Schickſal der Elofirſöhne erinnert: Einmal rief ihm eine bettelhaft gekleidete und dem Anſcheine nach blödſinnige Frau auf der Straße heftige Schimpfreden nach, und auf ſein erſtauntes Aufblicken ward ihm von ſeinem arabiſchen Begleiter der Beſcheid: Elofirs Mutter.

Als der fünfjährige Mietvertrag für das Magazin, den Svendſen ſeinerzeit mit dem Kadi geſchloſſen hatte, abgelaufen war, erhielt er von dem Gouverneur eine formelle Kündigung. Svendſen hätte dieſer gern Folge geleiſtet, aber er mußte dies aufſchieben, bis ihm von der Regierung ein gleich genügendes Magazin überwieſen werden konnte. Aber darauf wartet Svendſen noch.

Geſchichte von Yuſſef Ben Taſchfin und der Königsfrau Chadiuja.

I.

Abdul Uaheb, der König von Granada, ſchritt durch die Gemächer der roten Burg. Und wie ſein Auge ſchauensfroh an dem Zaubergewebe lebendig gewordenen Steines hängen blieb, das da in tauſend wunderſamen Ranken an Wand und Decken blühte, und wie ſein Sinnen der goldenen Linie der Koranſprüche auf dem brennenden Emailgrund folgte, andächtiger ergriffen von der Kunſt deſſen, der ſie hier verewigt, als von der Weisheit deſſen, der ſie gedacht hatte — da gewahrte er und nahm es mit Stirnrunzeln ſchärfer in Augenſchein: in der leuchtenden Füllung des gewundenen Ornamentes ſtand, weiß ausgekratzt, ein ſehr kleiner, feiner Namenszug. Er ſtand gerade unter den Worten des allerhöchſten Propheten: „Führe uns den Pfad derer,

denen du gnädig biſt!“ Und der Name war der Name einer Frau und hieß: Chadiuja *).

Abdul Uahed ſtutzte und ging ſinnend weiter. Im großen Hof blickten die ſteinernen Löwen ſtill und majeſtätiſch herab auf die Fontäne, die zu ihren Füßen plätſcherte. An dem Rand des Marmorbeckens hatte die ſprühende Feuchte einen feinen grünlichen Sammtmantel von Schlammpflänzchen gewoben. Kein Menſch war um die Wege; denn es war Mittag, und alles raſtete in verdunkelten Gemächern. Der König ließ ſich auf der Marmorſimſe nieder, der Kühle des plaudernden Waſſers zu

Phot. A. Lennox.

Stadttor in Marrakeſch.

*) Das j wird franzöſiſch und zwar ſehr weich ausgeſprochen.

genießen. Aber ſchnell erhob er ſich wieder; in den grünen Moosbeſchlag hatte eine Hand Linien gezogen, Lettern eines Namens, und der Name hieß Chadiuja.

Da dachte der König: „Es iſt ein Zauber geworfen worden, um mich zu betören. Iſt Chadiuja ein Weib, das mich liebt, und will ſie mich mit Beſchwörungen fangen?“ Abdul Nahed lächelte für ſich; denn er dachte: „Iſt ſie jung und ſchön, ſo ſoll ihr das Zaubern nicht ſchwer werden!“ Und er ging nach den Frauengemächern und fragte die ſpinnenden Sklavinnen nach ihren Namen. Aber da war nur eine, die Chadiuja hieß, und das war ein altes einäugiges Weib, das den Weizen wuſch, der zur Mühle ſollte. Da wurde es dem König übel zumute, und er dachte grimmig: „Was ſoll mir der Name auf Schritt und Tritt?“

Abends, als er in den Gärten luſtwandelte, ſtockte ſein Fuß; denn vor ihm im weißen Sand ſtand halbverwiſcht, aber leſerlich der Name, mit der Spitze eines Stockes gezeichnet. Darob hatte der König eine böſe Nacht: denn ſobald er die Augen ſchloß, tanzten und flammten weiße Lettern vor ſeinem innern Geſicht. Vereinigten ſie ſich aber und ſtanden ſtill, ſo bildeten ſie den Namen Chadiuja.

In zorniger Laune ſtand der König auf, lange ehe der Morgen graute. Er ſagte ſich: „Ich bin krank, ſonſt läge das Wort nicht auf mir wie die Umarmung einer Ghul. Iſt das der Zauber? Ich will einen Arzt fragen?“ Da er aber das wiſſende Auge eines Dieners fürchtete, und wußte, daß Zauber, die im geheimen geworfen ſind, auch im geheimen gebannt werden müſſen, ſo beſchloß er, ſelbſt den Arzt in ſeinen Gemächern aufzuſuchen. Er fand ihn nicht. Ein ſchlaftrunkener Sklave wies ihm den Weg durch die Höfe, den der Arzt genommen haben ſollte. Im Schatten der Mauern dahinſtreichend und die Mondhelle vermeidend, gelangte der ſuchende Fürſt ungeſehen an die Wohnung ſeines Schreibers Ibn Chaldun. Durch das Perlengewebe des Vorhanges ſchimmerte Licht, und von drinnen klangen Stimmen. Abdul Uahed ſtand einen Augenblick ſtill und lauſchte. Da ereilte ihn auch ſchon die Strafe; denn laut und klingend drang an ſein Ohr ein Name: Chadiuja. Ibn Chaldun war es, der das Wort ausgeſprochen hatte, und die ſchnarrende Stimme des jüdiſchen Arztes wiederholte in fragendem Tone: „Chadinja?“ Da ſtand der König auch ſchon auf der Schwelle, und die Männer verſtummten und erhoben ſich grüßend.

Die flackernde Leuchtſchale am Boden warf einen rötlichen Schein auf des Königs übernächtiges Antlitz. Die Geſichter der beiden Gelehrten aber glühten im Wiederſchein einer tiefen innern Begeiſterung.

Der König fragte raſch und zornig: „Was treibt man hier in der Stille der Nacht, und welche Ghul führt den Namen, der mir da eben entgegenfuhr?“ Ibn Chaldun lächelte unerſchrocken. Sein junges, ſchönes Geſicht flammte auf, wie in der Erinnerung eines Kuſſes, als er erwiderte: „Chadiuja, o Herr, hieß die Amme des Propheten, das Weib, deſſen Weisheit ſein Kinderherz empfänglich gemacht hat für Gottes Gebote. Nie kann eine Ghul Chadiuja heißen; der Name allein würde ſie reinen. Und das Weib, von dem ich ſprach und das meine Seele erfüllt mit der Süßigkeit des Paradieſes, war groß und gut wie jene erſte Chadiuja.“

Da rief der König: „So biſt du es, der wie ein Knabe im Liebeswahnſinn Namen kritzelt in den Sand des Weges und in den Marmor des Gemäuers?“ Ibn Chaldun errötete wie ein Mädchen und bekannte: „Ich bin es.“

Darob mußte der König lachen und ſagte: „Nun weiß ich doch, womit weiſe Männer die Nächte ver-

bringen! Ibn Chadun, deine Chadiuja hat mich um Frieden und Schlaf gebracht, es ist nur billig, daß ich Mitwisser sei deiner süßen Geheimnisse." Er warf sich auf eines der Ruhebetten, welche die Wände des Gemaches entlang liefen. „Erzähle, Ibn Chaldun! Wer ist deine Chadiuja? Wie sieht sie aus? Und wo hast du sie gefunden?"

„Gestatte, o Herr", erwiderte Ibn Chaldun heiter, „daß ich deine Fragen in umgekehrter Reihenfolge beantworte. Wo ich Chadiuja gefunden habe? In einer alten Handschrift in einer Moscheebibliothek zu Fez. — Wie sie aussah?" Er schloß einen Augenblick die Lider. „Ein Berberweib, groß und kraftvoll von Gliedern, grau von Augen und das Haar von der Farbe der glänzenden Kastanienschale. Wer sie war? Das Weib Yussef Ben Taschfins, des glorreichen Ahnherrn der Almoraviden."

Der König sprang auf: „So ist deine Chadiuja eine Tote?"

„Seit zweihundert Jahren, Herr. Sie lebte, als Allahs Gnadenlicht durch seines Propheten Wort noch nicht fünfhundert Jahre lang die Welt durchsonnt hatte."

Enttäuschten Angesichtes sank der König auf sein Lager zurück. Sein Interesse für die Frau mit dem

ſanften Namen war erheblich vermindert. „Preiſe die Schönheit eines Liedes, das verklungen iſt, eines Duftes, der verwehte!“ ſagte er mißmutig zu Ibn Chaldun. „Wer nie genoſſen hat, wird nie verſtehen. Was iſt Preiswertes am Weibe als ihr Leib? Und dieſer Leib modert.“

Der Arzt und der Schreiber tauſchten einen lächelnden Blick. Dann nahm der Jude das Wort: „Herr, du weißt, ich habe immer gelacht zu den müßigen Märchen dieſer Lebensnimmerſatte, die ſechzig oder achzig Jahre auf dieſer Erde genuß- und tatenlos verträumen, in Anwartſchaft einer Ewigkeit, mit der ſie nicht viel anderes beginnen können. Wer in einem Menſchenalter in dieſer Welt noch nicht ſein Können erſchöpft hat, wird es auch in Millionen Jahren in einer andern nicht tun. Deshalb lachte ich des Seelenglaubens. Seit ich aber dieſes Weibes Bild in vollem Leben aus eines alten Chroniſten dürren Worten aufſteigen und eines Mannes Herz zu heiliger Liebe entzünden ſah — zu einer Liebe, an der ſein leibliches Auge nicht teil hat! — ſeitdem glaube ich an eine Art Unſterblichkeit, oder Seele, wenn du willſt!“

„Im Weibe?“ fragte der König ſpöttiſch. Ibn Chaldun antwortete ſtatt des Arztes: „Herr, unſere

Märchen erzählen uns nicht nur von ſchönen Frauen allein. Was iſt Güte, was iſt Klugheit und Reinheit, wenn es nicht Seele iſt? Und dieſe iſt unſterblich — in ihren Wirkungen."

Der König runzelte die Stirne. Philoſophie langweilte ihn, und doppelt, wenn ſie von Frauen handelte, die er auf andere Art beſſer zu würdigen glaubte. Da aber beide Männer ſchwiegen und er empfand, daß ſie ihm das Steuer des Geſpräches überlaſſen wollten, ſchämte er ſich, ſo ſchnell in ſeichtes Gewäſſer abzuſchwenken, und fragte deshalb mit geheucheltem Intereſſe den Arzt: „So gebietet dein Glaube dir nicht, eine Fortdauer der Seele nach dem Tode zu bekennen?" Der Jude antwortete trocken: „Ich habe keinen Glauben." Und da der König ihn verblüfft anſah, zitierte er lächelnd ein Dichterwort: „Allah ſchuf zwei Arten von Menſchen: den einen gab er Glauben, den andern Verſtand." Und halb wehmütig fügte er hinzu: „Die erſteren ſind reicher beſchenkt; aber ich begnüge mich mit dem letztern."

„Ich auch!" bekannte Ibn Chaldun heiter. „Du weißt, Herr, ich gehöre der Sekte der Motaziliten an; griechiſches Geiſtesfeuer hat meine Vernunft geläutert, und wie der Chalif Mamun bekenne auch ich mit Freu-

den, daß jede Menſchenweisheit eine Gottesoffenbarung iſt. Weiter geht mein Glaube nicht."

„Und der Koran?" fragte der König.

„Ich kann ihn in- und auswendig. Ich kann zu jeder Sure die Geſchichte ihrer Entſtehung herſagen, ich kann unter ſechs verſchiedenen Lesarten die einzig richtige nachweiſen, ich kann den Zuſammenhang der ſcheinbar unlogiſcheſten Gedankengänge aufſtellen, ich kann — — ach, was kann ich nicht? Bin ich nicht F'keh? Aber, Herr, wenn ich auch gelernt habe, am kleinen Finger die Spuren göttlicher Eingebung in dem krauſen Wuſt dieſer milden Geſänge aufzuſpüren und herzuſagen — meine redliche Einſicht ſagt doch: Engel, Herr, haben das Buch nicht vom Himmel gebracht!"

Der König ſtützte das Haupt in die Hand und ſchaute die beiden Männer abwechſelnd mit lachenden Blicken an. „Alſo glaubenslos — beide!" ſagte er fein. „Voll kalt berechnender Vernunft! Schüler griechiſcher Weltweisheit! Und ſitzen nachts beiſammen und träumen mit offenen Augen — von der Seele eines Weibes! Wie folgerichtig! Gab Allah wirklich Verſtand allen denen, ſo er Glauben verſagt hat? Oder aber — — Ibn Chaldun, jetzt brenne ich

wirklich vor Begierde, dieſe Chadiuja kennen zu lernen, die zweihundert Jahre nach ihrem Tode noch die freidenkendſten Männer meines Reiches berückt hat! Beſchwöre ihren Geiſt, Glaubensloſer! Laß mich ſie ſehen, wie ſie dir erſchienen iſt und wie du ſie dem Juden da gezeigt haſt, deſſen Wangen noch brannten, als ich hereintrat. Beginne — ich höre!"

Und Ibn Chaldun begann.

II.

Um die Zeit, von der ich ſprach, Herr, trugen die Sanhadſcha aus den ſüdlichen Wüſten die Fahne des Islam in die Lande des Maghreb. Denn nordwärts vom Atlas hatte weltlicher Streit, eitle Prunkſucht und Ländergier die Könige entzweit, in wilder Fehde zogen die Söhne des Idris gegen einander los, in Fez ſchwelgten die Omarsenkel in Wolluſt und Trägheit, das Prophetenwort ruhte und lag fruchtlos in verwilderten Seelen, wie ein verwehtes Weizenkorn auf dem Felſengrat von Hedſcher-el-Naſr. Am Senegal aber blühte es, gehegt in gefeſtigten Heilſtätten, und von dort aus trugen es die Sanhadſcha über den Atlas. Rauh war ihr Gewand, karg ihre Speiſe; aber ihre Hand war Eiſen und

ihr Mund Feuer. Wo ſie hinzogen, da verwehte die Pracht der Städte, wie die Blüten eines Gartens vor dem Samum; aber reinere Sitten wuchſen auf; denn der Pflug, mit dem ſie pflügten, hieß Armut. Sie nannten ſich El Morabitin, das iſt: Krieger des heiligen Krieges, und heilig war ihr Weſen. Keuſch waren ſie und tapfer, und in ihren Herzen brannte die Flamme des Glaubens.

Das waren die Lemtuna, die mächtigſte Kabyle der Sanhadſcha, die Sidſchilmaſſa den Maghraua entriſſen, Tarudant ſchleiften und Aghmat eroberten. Muſa Ben Yakub hieß ihr König, an deſſen Fahnen der Sieg haftete. Groß war er und geachtet unter den Berbern des Sus; die zerſtreuten Stämme der Atlasberge einigte ſeine Hand, und in Aghmat ſtand ſein Königshaus, dem die Scheikhs der ſüdlichen Kabylen Tribut zuſandten, weiße Kamelſtuten und ſtarkhörnige Rinder, Gold, Gewürze und Früchte ihrer Felder. Da er reich ward, vergaß er des heiligen Krieges, ſammelte Schätze in gefeſtigten Gewölben, und ſeine Hand ward läſſig. Darob empörte ſich Tafilelt; darum mußte der König die Pracht ſeines Hauſes verlaſſen und ſüdwärts ziehen, von wannen er vordem gekommen war, da er noch arm war und

nichts beſaß als ein ſiegreiches Schwert. Er ging aber unfreudigen Herzens; denn ſein Sinn war träge geworden in der lachenden Ebene, wo Aghmat, die Königsſtadt lag. Ehe er ging, beſchied er ſeinen Freund und Ratgeber Yuſſef Ben Taſchfin zu ſich und redete zu ihm alſo:

„Ben Taſchfin, ich ziehe gen Tafilelt, und es mag ſein, daß ich lange verweilen muß. Weißt du mir einen Mann, der den Tribut der Glauia, des Demnat, der wilden Schleuhleute in den Gebirgen — der Schleuhleute, die geizig ſind, wie ihre Bärte ſpärlich! — und den der Suſi einzutreiben weiß und der ihn mir treulich bewahren will, bis ich wieder komme?“

Yuſſef Ben Taſchfin erwiderte: „Herr, der Mann ſteht vor dir.“

„Wohl,“ ſagte der König; „aber ich brauche einen Mann, der den Marktfrieden zu wahren weiß in Aghmat und der den Juden von Aghmat-Eilan die Waren beſteuert, die ſie an den Toren ihrer Stadt verkaufen. Und der Mann muß den Kaid des Launat und die Fordjleute zu Freunden haben, und ſeine Kundſchafter müſſen die Kauffahrer der Hiſpanier zu zählen wiſſen, die an den Sandbarren von Saleh und Aſimur ſtranden und deren Reichtümer dieſe Städte verſchlingen.“

„Herr," ſagte Yuſſef Ben Taſchfin wieder, „der Mann ſteht vor dir."

„Und drittens," ſprach der König Muſa, „brauche ich einen Mann, der die Schätze meines Hauſes getreulich verwaltet. Die Kiſten mit den blanken Zechinen, die goldgeſtickten Sättel und die Flinten mit dem Silberbeſchlag; die kupfernen Prunkgefäße und die roten Suſiteppiche mit dem Seidenrand; die Stuten auf meinen Weiden und die Schafherden im Feld; den Ertrag der Palmenpflanzungen und der Olivengärten; die Feigenernte und die Feldfrucht, aus der meines Hauſes Brot gebacken wird... Wer wird über dem allem ſtehen? Wer wird zählen, wägen, verwahren, verkaufen?"

Und abermals antwortete Yuſſef Ben Taſchfin: „Herr, der Mann ſteht vor dir."

Da aber ſchaute ihm König Muſa tief in die Augen und fuhr mit leiſerer Stimme fort: „Und der Schatz, von dem man nicht ſpricht, das Gut, das man birgt vor den Augen der Späher und Neider, die Perle, die man am Herzen trägt und deren Anblick man der Sonne neidet?"

Aber diesmal ſprach Ben Taſchfin nicht: „Der Mann, dieſen Schatz zu hüten, ſteht vor dir." Er ſchwieg und errötete; denn er war jung und wußte

wohl, daß er zu hüten ſich nicht unterfangen durfte, was ſein Blick allein ſchon des höchſten Glanzes beraubt hätte. Darum hatte er auch keinen Rat für ſeinen König, der traurig vor ſich hin ſprach:

„Es kann geſchehen, daß ich ein Jahr in der Ferne zubringe, Ben Taſchfin. Wird mein Weib mir Treue zu wahren wiſſen ein Jahr lang?“

Ben Taſchfin antwortete zögernd: „Ich bin nicht erfahren in Weiberſachen, Herr.“

Der König begann von neuem: „Sie ſind nicht wie wir geartet. Wir haben den Krieg und die Jagd und die offene Lebensfreude, Gaſtmäler und Gelage des herrlichen Trankes, der die Herzen der Menſchen froh macht — wenn ihn auch der Prophet verboten hat. Das Weib hat nur die Liebe, dieſe iſt ihr Weſen, ihr ganzes Sein. Wird Chadiuja ein Jahr ohne Liebe zu leben vermögen? Sie iſt jung, und ihr Leib hat noch keine Frucht getragen, an der ihr Herz ſich freuen dürfte in Stunden der Einſamkeit!“

Ben Taſchfin aber, der keine Erfahrung in Weiberſachen hatte, ſagte darauf: „Sie ſind liſtig und verrucht, wenn das Verlangen in ihnen mächtig wird. Sie ſind wie die Stuten, die Stall und Koppel zerbrechen, wenn ſie den Hengſt im Feld ſchreien hören.

Wer ſoll ſie hüten? Wer ſoll ſich vermeſſen, ihrer Glut zu wehren? Was immer du von mir verlangſt — lieber König, lege dein Reich, deine Schätze, aber lege deines Weibes Ehre nicht in meine Hand!"

Da ſagte der König Muſa Ben Yakub: „Dennoch muß ich es tun. Denn ſieh, mein Freund: Chadiuja iſt nicht einfach ein Weib, das Allah zur Freude des Mannes erſchaffen hat. Sie iſt ein Sporn, eine Macht, und der ſie beſitzt, wird groß werden. Sie iſt nicht wie die Frauen der Lemtuna, die ihre Spindel drehen und Tag um Tag die Binſenſtange in der Kette des Webſtuhls auf- und niederſchieben. Als ich um ſie freite, um das ſtarke Kind des Berberſcheikhs, da ſah ich ſie weitausgreifenden Fußes den Berghang niederjagen und einem Hengſt wehren, der ein Stutenfüllen bedrohte. Sie ſitzt mit geteilten Beinen auf dem Schwanz des ſtörriſchen Maultiers, und es wirft ſie nicht ab. Gedenkſt du dich ihrer Liebe zu freuen, ſo wird ſie deine Seele mit wilden Gedanken füllen, daß du durſtig nach Schlacht- und Waffenlärm von ihr gehſt. Der Mann, der Chadiuja liebt, wird ein Eroberer ſein — und wenn dieſer Mann einer meiner Feinde iſt, ſo wird er mir mein Königreich entreißen. Darum ſoll es ein Freund ſein!"

Ben Taſchfin war verwirrt und fragte ſtammelnd: „Was kann ich dazu tun?“ Und der König antwortete mit ſtarker Stimme: „Du ſollſt ſie nehmen! Nicht gleich! Nicht in einem Monat, und vielleicht nicht in fünfen. Aber belauſchen ſollſt du ihre Wege, und wenn ſie den erſten Schritt vom Pfad der Tugend tut, ſo ſtehe an ihrer Seite und breite die Arme aus. An eines andern Mannes Bruſt laß ſie nicht ruhen; denn bedenke, was ich dir geſagt habe: der Mann, den ſie lieben wird, wird ein Gewaltiger ſein durch ſie. Darum ſei du es — für mich!“

Yuſſef Ben Taſchfin wußte nancherlei zu entgegnen; aber es war dazumal — das ſind jetzt zweihundert Jahre her, mein Gebieter! — ſchwer, mit Königen fertig zu werden, wenn ein Wunſch ſie in Bann hielt. Darum half auch kein Widerſprechen, und als der König Muſa Ben Yakub abritt nach dem Tafilelt, da hielt Yuſſef Ben Taſchfin den Schlüſſel zu den Frauengemächern in ſeiner Hand und ſah ſinnend darauf nieder.

III.

Hier unterbrach der König von Granada den Erzähler: „Mich dünkt, dein Fürſt der Lemtuna war ein arger Narr. Eine alte Sklavin und ein Haremswächter

hätten das Weib beſſer zu hüten gewußt als ein Mann in blühenden Jahren. Die Peitſche auf ihren Rücken! Brot und Waſſer ihre Nahrung! Eine Strohmatte ihr Bett! So hätte ſie der Treue nicht vergeſſen!"

Ibn Chaldun lächelte und antwortete wie ſein Held: „Ich habe keine Erfahrung in Weiberſachen. Habe mir aber ſagen laſſen, daß ſie ſchlimmer ſeien als Mauleſelinnen, wenn es gilt, ihren Willen zu brechen. Du kannſt ein wildes Pferd mit der Peitſche und durch Hunger zähmen, und einen Mann kann das Leben erziehen. Aber Weib und Maultier bleiben bei ihren Gewohnheiten, und du könnteſt ſie eher totſchlagen als beſſern, wenn Gott ſie tückiſch erſchaffen hat."

„Bei dir iſt Wahrheit," erwiderte ſeufzend der König von Granada, der an die Königin dachte. Ibn Chaldun aber fuhr fort: „Dies vom Hörenſagen, o Herr! Denn laß mich dir vorausſagen und verzeih' meiner Torheit: ich verſtehe den Koran, und ich verſtehe alle griechiſche Logik; aber ich verſtehe das Weib noch nicht. Darum lächle nicht, wenn die Geſchichte, die ich dir erzähle, dich kindiſch dünkt und aller Lebensklugheit bar. Bedenke, daß der Mann, der dir die Königsfrau von Aghmat ſchildert, ſeine Jugend in einer

Zauia verträumt hat, ein Schüler weiſer F'kehs, die uns über Welterſchaffung und Sonnenlauf keinen Zweifel ließen, aber ſonſt über manch andere Dinge. Wir lernten den Unterſchied zwiſchen Heilpflanzen und Giften kennen, wir wußten Alkalien von Säuren zu trennen. Im Koran unterſchieden wir haarſcharf das Gotteswort von eingeflicktem Menſchenwerk. Ach, aber Mann und Weib zu unterſcheiden, ward uns nicht gelehrt! Manchmal luſtwandelten wir abends im Bogengang, wenn die rote Sonne durch das Spitzenwerk der gewundenen Steinranken ſchien. Wandelte ferne vor uns eine Geſtalt im weißen Mantel einher, verſchwimmend und aufgelöſt in der flimmernden Glut, ſo ſtand uns das Herz ſtill und wir dachten: „Vielleicht iſt es ein Weib!“ Wie ſollte ein Weib in die Zauia kommen? Aber es konnte ja eine Dſchinn ſein; denn auch bei den Dſchinn gibt's Geſchlechter, und es hat ſchon manche Überirdiſche einen Sterblichen glücklich gemacht. Dann träumten wir offenen Auges von Wundern, bis die Geſtalt im weißen Mantel nahe genug ſtand, daß wir den Bart des weiſen Sidi Buſchaib oder die Hakennaſe des F'keh Abdallah unterſcheiden konnten. Stießen wir beim Leſen auf den Namen eines Weibes, ſo flirrten und flackerten die

Lettern, und wir lasen nicht weiter. Wir starrten den Namen an, und aus dem Wort stieg das Weib empor, daß wir es sehen und fühlen konnten. So mag aus dem Wort die Welt erschaffen sein; die Phantasie des höchsten dachte das Wort „Erde", und was er dachte, das war. So erschuf ich Chadiuja aus ihrem Namen allein: was ich dachte, das gewann Gestalt vor meinen sehenden Augen. Darum sei gnädig, Herr und König! Der Ewige hat die Welt nicht fehlerlos denken können, so laß auch mein armes Gebilde vor deinen Augen bestehen, ob es schon schwach sei und voll Tadel!"

„Mysterien aus dem Munde des Motaziliten!" sagte der König Abdul Uahed erstaunt. „Ibn Chaldun, du bist heute voll von Überraschungen. Was werde ich nächstens hören?" Aber der jüdische Arzt erklärte: „Die Zauia und ihr übersinnlicher Mysterienduft lüftet sich auch nicht an der griechischen Weisheitssonne. Ibn Chaldun bleibt ein Schüler der Theologie, auch wenn er den Aristoteles liest." Da wurde Ibn Chaldun böse und wollte des Weiterredens entraten. Aber der König besänftigte ihn, indem er zu dem Juden sprach: „Schieß nicht übers Ziel hinaus, du Überkluger! Ibn Chaldun ist einfach verliebt, und alle verliebten

Leute ſind Myſtiker, was immer für einer Schule ſie angehören mögen. Beſonders wenn man die Geliebte nur träumt."

„Bei dir iſt Weisheit!" ſagte Ibn Chaldun zu dem König und fuhr fort zu erzählen.

IV.

Es vergingen Monate," erzählte Ibn Chaldun weiter, „ohne daß Ben Taſchfin des Schlüſſels zu gedenken brauchte, noch der Frau, die ihm anvertraut war. Er hatte mächtig zu ſchaffen. Denn die Stämme der Sus wollten ſein Chalifat nicht anerkennen, und hatten ſie ſich dem König nur widerwillig gefügt, ſo weigerten ſie dem Statthalter ganz und gar den Tribut und Dienſt. Von Norden her drangen wandernde Horden der Berghuata und ſelbſt Rifleute in das Gebiet der Aghmatkönige vor und plünderten Dörfer. Und die Maghraua, die Fez hielten, ſandten Derwiſche durchs Land, die den wahren Islam predigen ſollten und im ſtillen das Volk hetzten gegen die Herrſchaft der Lemtuna. So waren Nord und Süd wider Yuſſef Ben Taſchfin, und er hatte Boten unterwegs und Späher in Sold nach allen Seiten hin, und während er ihrer Kundſchaft harrte, unter-

handelte er um Hülfe und Freundesdienſt mit dem Scheikh der Rahamnaleute. Darüber vergingen Wochen. Von den Boten kamen wenige wieder, und der Scheikh der Rahamnaleute, der ſeinerſeits dachte, daß beim Schachſpiel jeder Zug wohl überlegt ſein wollte, hielt den Finger auf ſeinem Bauern, aber rückte ihn nicht, weder vor- noch rückwärts. Yuſſef Ben Taſchfin wurde verdroſſen und ſchmähte auf den unredlichen Freund und auf die uneifrigen Diener. Aber er tat nichts.

Da ging er eines Abends aus der Kasbah von Aghmat, um die Reife der Feigen im nahen Hain zu prüfen. Er ritt ein weißes Maultier mit rotem Sattel und verſilberten Bügeln, und ein Diener folgte auf einem magern Eſelein. Die Sonne neigte ſich am Himmel, und wie Yuſſef Ben Taſchfin ſich dem Hain näherte, ſah er eine hohe Frauengeſtalt von Baum zu Baum wandeln. Ihre weißen Gewande leuchteten roſig im Abendſcheine, Goldſchuhe blitzten an ihren Füßen und breite Spangen an ihren Armen, die in ſchönem Bogen erhoben waren, einen Korb auf ihrem Haupte zu ſtützen. Yuſſef ben Taſchfin ſah, daß ſie Feigen pflückte und in den Korb tat. Er wurde zornig und dachte: „Sie beraubt des Königs Gärten.“ Doch

wunderte ihn, daß es ein Weib tat und daß ſie allein gekommen war, und er fragte ſeinen Diener, wer ſie ſei. Der Mann wußte es nicht, ſagte aber: „Wahrſcheinlich eine von den Sklavinnen der Lalla Chadiuja.“ Yuſſef Ben Taſchfin ſagte: „Iſt es nicht genug, daß Räuber von allen Seiten drohen, muß Diebſtahl und unzüchtiges Herumſtreifen auch im eigenen Haus gepflogen werden?“ Er befahl ſeinem Diener, das Weib zu greifen. Der ſpornte ſein Eſelein an, indem er mit nackten Waden gegen die Flanken des Tieres ſchlug; aber das Eſelein rannte nicht flink genug für das Weib, das blitzſchnell die Gewande hochraffte, die Pantöffelchen mit raſchem Griff in den Korb zu den Feigen warf und nun, mit langen, ſchlanken Beinen ausgreifend, leicht wie die Gazelle vor dem Verfolger dahinflog und wie ein rötliches Wölkchen im Feuerſchein der abendlichen Ferne ſich auflöſte. Der Diener mit dem Eſel kam erſchöpft zurück.

Das erbitterte den Chalifa, und er drückte ſeine ſilbernen Bügel tief in die Weichen des Maultiers, das nun ſeinerſeits drauflos trabte und natürlich das fliehende Weib bald einholte. Yuſſef Ben Taſchfin ſprang aus dem Sattel, faßte die Aufſchreiende hart an und drückte ſie vor ſich auf die Knie nieder. Dabei

war der Korb mit den Feigen zu Fall gekommen, und die edeln Früchte lagen zerdrückt am Boden. Yuſſef Ben Taſchfin ſagte: „Hündin, ich werde dich peitſchen laſſen, weil du die Gärten des Königs beſtiehlſt!“ Aber da fuhr ihm katzenſchnell ein nagelbewehrtes Pfötchen übers Geſicht, daß das Blut von ſeiner Stirne rann und er geblendet die Augen ſchloß. Dann bekam er einen gewaltigen Puff, flog in den Brei der zertretenen Feigen, und als er ſich wutſchnaubend emporraffte, ſah er im Weſten das Weib auf ſeinem eigenen weißen Maultier entſchwinden, im Oſten aber ſeinen Diener mit dem lahmen Eſelein kläglich herankeuchen.

Yuſſef Ben Taſchfin war's, als habe er eine große Schlacht verloren. Aber als er in die Kasbah zurückgekehrt war und ſein zerriſſenes Geſicht verbunden hatte, ſandte er ſeinen Schreiber nach dem Frauenhauſe und ließ ſich bei der Königin anmelden. Sie empfing ihn allein in ihrem Gemach, aber ſo verhüllt, als ſtünde ſie auf offenem Markt, und es war nichts von ihr zu ſehen, als blitzende Grauaugen, die böſe und kalt blickten. Würdevoll fragte die Königsfrau nach dem Begehr des Chalifen, und er erzählte ihr wahrheitsgetreu die ganze Geſchichte und

bat ſie, die diebiſche Sklavin auszuliefern. Die Augen der Königin funkelten höhniſch; aber ihre Stimme klang ernſt, als ſie verſprach, die Schuldige dem Richter zu ſtellen, ſobald ſie ſie ausfindig gemacht haben würde.

Es vergingen aber mehrere Tage, ohne daß die Königsfrau von ſich hören ließ, und als der Chalifa aufs neue zu ihr ſandte, ließ ſie ihm antworten, ſie habe alle ihre Sklavinnen verhört, aber die Diebin ſei nicht unter ihnen; er möge ſelbſt verſuchen, ihrer habhaft zu werden. Da ſtellte Yuſſef Ben Taſchfin Wachen um den Feigengarten, die ſollten Tag und Nacht auf das geheimnisvolle Weib fahnden. Aber die Wachen ſahen nichts, hörten nichts und fingen nichts. Und doch waren die Bäume aufs neue beraubt, und es gelang Yuſſef Ben Taſchfin nicht, auch nur eine reife Feige in die Vorratskammer oder auf den Markt zu bringen. Er ließ die Wachen peitſchen; aber die Sache ward um nichts beſſer.

Da ging Yuſſef Ben Taſchfin aufs neue zu der Königsfrau, und zwar ſehr zornig, und ſprach: „Ich laſſe deine Sklavinnen ſamt und ſonders brandmarken, wenn die Schuldige ſich nicht findet.“ Lalla Chadiuja verneigte ſich und erwiderte ernſthaften Tones: „Dir

iſt Macht gegeben, tue, was deine Weisheit beſchließt!“ Aber ihre Augen funkelten noch wilder als das erſte Mal, ſo daß in des Chalifen Seele ein böſer Verdacht aufſtieg. „Sie hehlt die Diebin,“ dachte er. Er ließ deshalb die Haremsfrauen alle vor ſich rufen, und er ſah, daß es lauter Araberinnen waren, klein und zart von Gliedern und rundlichen Leibes, ſo daß keine unter ihnen im ſtande geweſen wäre, ohne Hülfe ein Maultier zu erſteigen. Die Königsfrau überragte ſie faſt um eines Hauptes Länge, und unter der weichfaltigen Hülle verriet ſich ein Schlangenleib. Da erſchrak der Chalifa in den Tiefen ſeiner Seele; denn er dachte: „Schmach über mich, wenn es offenbar würde, daß des Königs Weib den eigenen Gatten beſtiehlt!“ Und er ging eilends und rief alle Wachen zurück und ſagte: „Es lohnt ſich nicht, nach Weibern zu fahnden; wir haben Beſſeres zu tun.“

Aber als die Nacht kam, ließ ihn die Erbitterung nicht ſchlafen, und er ging allein hinaus nach dem Feigengarten, verbarg ſich und lauerte auf die Frau. Es war eine dunkle Nacht und er ſah ihr weißliches Gewand erſt, als ſie ihm ganz nahe war. Er ſprang vor, ſie zu greifen; aber zu ſeinem Erſtaunen lief ſie nicht, ſetzte ſich auch nicht zur Wehr, ſondern

duckte ſich wie ein Kätzchen unter ſeine Hand und ſagte lachend: „Ja — ſo fängt man Diebe!“

Er hörte an der Stimme, daß es wirklich die Königsfrau war; deshalb ließ er ſeinen rauhen Griff nach und ſagte traurig: „Die Feinde von draußen

Phot. A. Lennox.

Zelldorf bei Marrakeſch.

bedrohen dies Haus noch nicht genug. Das eigene Weib beſtiehlt den Gatten, und der Chalifa muß ſeine beſte Kraft und alles Denken an die Tollheit einer unzüchtigen Frau vergeuden.“

Sie fuhr ein wenig zuſammen, ſagte aber ſogleich heitern Tones: „Eine Unzüchtige bin ich nicht. Aber

da ich dir böſe Stunden bereitet habe, ſo will ich dir nun gute bereiten, und für die Feinde von draußen will ich dir dreierlei Rat geben. Erſtens: ſende, wenn du Räuber fangen willſt, nicht Söldlinge nach ihnen, ſondern reite mit; folge ihnen nicht nach und eile ihnen nicht voraus, ſondern bleibe bei ihnen, wie der Geiſt beim Körper bleibt! Zweitens: reite kein Prunktier und ſetze nicht deine Diener auf lahme Eſel! Das iſt nicht Art der Morabitin, der Krieger des heiligen Krieges, das iſt Art weltlicher Eroberer, und ihre Macht iſt von kurzer Dauer. Sollen deine Diener die Sache ehren, für die du kämpfſt, ſo ehre du ſelbſt die Sache, indem du ihre Streiter ehrſt! Und drittens: wenn du einen Feind gefangen haſt, ſo drohe ihm nicht; denn im Drohen haſt du die Hälfte deines Zornes ſchon erſchöpft. Setz' ihm den Fuß auf den Nacken und zertritt ihn! Und obendrein: vertraue nur dir ſelbſt und dem Augenblick, nicht Freunden und der Zukunft!"

Da merkte Yuſſef Ben Taſchfin, daß ſie ihn zum beſten gehabt hatte und daß ſie von allem wußte, was im Reiche vor ſich ging. Es verdroß ihn aber, daß ſie ihm Lehren gab wie einem Knaben, und er ſagte: „Gab es keinen andern Weg, mir dieſe Weisheit zu

offenbaren?“ Sie fragte zurück: „Hätteſt du eines Weibes Rat gehört, wenn du nicht erſt erkannt hätteſt, daß ſie dein Meiſter iſt? Siehe, ich fand deine Wächter beſtechlich und träge und deine Häſcher machtlos, und die Weiber am Webſtuhl redeten leicht von dir, wie ſie es von ihren Männern gehört hatten. Da erbarmte mich deiner; denn ich ſagte mir: ‚Er wird ſeine Arbeit hart finden.‘ Niemand im Lande gehorcht dir, du haſt König Muſas Stelle, aber nicht ſein Anſehen, und Anſehen erbittet oder erſchleicht man nicht, man erzwingt es. Gehe nach dem Sus mit den Leuten, die dir dienen, ſuche kein Bündnis mit andern, ſondern tu' deine Arbeit, als ob du allein auf der Welt wäreſt! Kämpfe in der vorderſten Reihe, und kämpfe, als ob niemand hinter dir ſtünde! Das erſte Gelingen ſichert dir die folgenden. Laß dich nicht auf Verträge ein und drohe nicht, ſondern ſei hart und nimm, was du nehmen kannſt, und nimm es ſchnell, ſo wird ſich der Beſiegte unterwerfen. Denn man gehorcht gern einem Manne, der Macht zeigt.“

Yuſſef Ben Taſchfin ward ſehr nachdenklich, und es ſchien ihm, daß die Königsfrau recht habe. Er zeigte es aber nicht; denn es war ein grimmiger Haß in ihm erwacht ob ihrer Rede, und er hätte ſie gern

mit Füßen getreten. Aber da ſie ſeines Königs Weib war, wagte er es nicht.

Dennoch, wie die Tage gingen, arbeiteten ihre Worte in ihm. Er rüſtete ſchnell und heimlich eine kleine Schar, zog nach dem Sus, fiel in die Dörfer der Empörer wie ein Wolf und verheerte, was ihm im Wege ſtand. Er kämpfte wie ein Mann, und wenn er ſich abends auszog, ſo troffen ſeine Kleider vom Blut der Geſchlagenen. Die Anführer der Susleute ſchlug er und nahm ihre Söhne als Geiſeln zu ſich. Er war blutdürſtig und furchtbar, und er war es bloß, weil die Wut über die liſtige Königsfrau in ihm tobte und ihren Ausweg ſuchte. Er ſagte dies aber nicht, und wenn die Geſchlagenen zu ihm ſprachen: „Was willſt du? Erbarme dich unſer!“ ſo antwortete er: „Wiſſet, daß die Morabitin der Lemtuna den wahren Islam haben, und wer wider ſie iſt, der iſt wider Gott. Gott aber hat befohlen, ſeine Feinde zu vernichten.“ Die Susleute zitterten und unterwarfen ſich; denn ſie ſagten: „Es iſt ein Gewaltiger, der über uns gekommen iſt, und wahrlich muß er den rechten Islam haben; denn Gott ſteht bei ſeinem Schwert.“ Er nahm den Tribut für drei Jahre und führte die Söhne der Anführer mit ſich nach Aghmat.

Er war noch nicht lange daheim, ſo kamen Botſchafter vom Scheikh der Rahamnaleute, die brachten ihm Geſchenke und den Gruß der Unterwerfung. Und ein paar Wochen ſpäter ſandten auch die Berghuata zu ihm und boten ihm Tribut und Frieden; denn die Kunde von ſeiner Furchtbarkeit war durchs Land geflogen, als hätte ſie die Füße der Giraffe und die Stimme des Löwen. Yuſſef Ben Taſchfin freute ſich aber ſeiner Siege nur halb; denn es kochte noch immer der Groll gegen die Königsfrau in ihm, und zwar um ſo ſtärker, je mehr er ſah, wie wahr ſie geſprochen hatte.

Es iſt nichts auf dieſer Welt, o Herr, was ein Mann ſo ſchwer verzeiht, wie die Anmaßung einer Frau. Yuſſef Ben Taſchfin dachte Tag und Nacht an die Schmach, welche die Königsfrau ihm angetan, und es war ihm, als müſſe jedes Wort ſeines Mundes nur geſprochen und jeder Schritt nur getan ſein, um die Hochmütige einzuſchüchtern. Darum ward ſein Wille hart und ſein Geiſt ſcharf, und er tat große Dinge in Stadt und Land. Darum gab er ſich auch mit dem Tribut der Berghuata nicht zufrieden, ſondern, da er hörte, daß ſie Derwiſche der Maghraua in ihren Dörfern bargen, zog er gegen ſie und verheerte

ihr Land. Vor ſeinen Fahnen ließ er ſagen: „Wer wider die Morabitin iſt, der iſt wider Gott!“ Aber in ſeinem Herzen gedachte er nicht Gottes, ſondern des Weibes und daß es ihn fürchten ſollte. In Aghmat redeten die Frauen am Webſtuhl und ſprachen zu einander: „Wir haben einen Chalifa, der hat Kraft und Weisheit gegeſſen, und Gott iſt bei ihm.“ Lalla Chadiuja aber hörte es und lächelte; denn ſie wußte wohl, daß es nicht Weisheit war, die den Chalifa gewaltig machte, ſondern Haß und gekränkter Stolz. Denn es kann ein Mann groß werden durch eine Frau auf zweierlei Weiſe: daß er ſie liebt, oder daß er ſie haßt. Immer iſt es, daß er ihr ſein Beſtes zeigen will.

Da Yuſſef Ben Taſchfin alſo Groll hegte gegen die Königsfrau, ward er eingedenk der Mahnung ſeines Gebieters, Chadiujas Tugend zu hüten, und er fing an, ſie zu belauern und Späher nach ihr zu ſenden, ſo oft ſie aus der Tür trat. Oft auch brauchte er den Schlüſſel zur Frauenwohnung, um mitten in der Nacht in die Gemächer zu dringen und lärmend jeden Winkel zu durchſuchen, ob nicht ein Mann darin verborgen ſei. Er fand aber nichts, und es erbitterte ihn höchlich; denn er hätte die Königsfrau gern peitſchen laſſen und öffentlicher Schmach preisgegeben.

Es geſchah auch, daß Yuſſef Ben Taſchfin die jungen Sklavinnen des Königs Muſa erſchaute und ſich ihrer Liebe erfreute. Aber der Königin begehrte er nicht; denn er dachte: „Schände ich ſie ſelbſt, ſo darf ich ſie nicht richten.“ Und ſein Herz ſchwelgte in dem Gedanken, daß es ihm eines Tages vergönnt ſein möchte, über das hochfahrende Weib zu Gericht zu ſitzen.

Aus dem Tafilelt kam ſchlimme Botſchaft; die Unruhen dauerten fort, und König Muſa ließ ſagen: „Noch kann ich des Tages nicht gedenken, an dem ich meinen Fuß rückwärts ſetzen darf, der Heimat entgegen.“ Das betrübte zwar den Chaliſa um ſeines Freundes willen; aber in der Tiefe ſeiner Seele lag eine grimme Freude, und er dachte halb unbewußt: „Mag er doch nur verweilen, bis ich die Ghul gedemütigt habe und ihr Schmach angetan für die, ſo ſie mir angetan hat!“

Lalla Chadiuja aber erkannte das Trachten des Chaliſa, und da ſie reinen Herzens war, ſo lachte ſie darob. Manchmal jedoch übte ſie Bosheit, ſandte Diener zu Yuſſef Ben Taſchfin, die ſtellten ſich entſetzt und ſagten: „Ein Mann iſt in den Gemächern der Königin!“ Dann eilte Yuſſef Ben Taſchfin nach

dem Frauenhause, so schnell er konnte, und dann sah er wohl, daß es ein beulenbedeckter Heiliger war oder ein greiser Bettler in Lumpen, dem die Fürstin das Brot der Milde gab. Dann sagte Lalla Chadiuja kein Wort zu dem Chalifa; aber ihre blitzenden Augen sprachen um so mehr, und der Chalifa ging und schämte sich, und je tiefer er sich schämte, um so tiefer ward sein Haß gegen die Königsfrau, die Mutter der Listen.

Es geschah aber in diesem Jahre, daß ein trockener Sommer über das Land kam und gewaltige Hitze. Die Quellen versiegten, und alles Gras verwelkte, sodaß Tier und Menschen dahinsiechten. Dazu brach in Aghmat die Pest aus, und es starben wohl zwanzig an einem Tag, oftmals auch ihrer fünfzig, so daß große Sorge war in aller Herzen. Yussef Ben Taschfin ließ Beschwörer kommen aus allen Teilen des Landes und fragte sie um Rat. Sie gaben getrocknete Rosenblätter, Fuchsleber und Erde von heiligen Stätten; aber die Pest wollte nicht weichen. Die Weisesten unter ihnen waren schwarze Drah aus dem Sus, die hatten Muscheln; wenn sie diese ans Ohr hielten und zu ihnen beteten, so antworteten die Muscheln und taten den Willen des Höchsten kund. Die Muscheln

gaben allerhand Rat, und Yuſſef Ben Taſchfin und die Seinen taten getreulich danach. Aber die Peſt wollte nicht weichen.

Da wurde es dem Chalifen eines Tages hinterbracht, daß Lalla Chadiuja allein und heimlich das Haus verlaſſen habe. Des Mannes Herz hüpfte vor Freude; denn er dachte: „Ich halte ſie, ſie ſoll mir nicht entgehen!“ Und er eilte ihrer Spur nach, ſo ſchnell er konnte. Er fand ſie bald, aber zu ſeinem Erſtaunen allein. Sie kniete neben einer Erdrinne, in der ein mageres Bächlein floß, und grub mit ihren weißen Händen im roten Lehm, daß es ausſah, als wühle ſie in Blut. Da er nähertrat, ſah er, daß ſie einen wilden Roſenſtrauch pflanzte.

„Lalla Chadiuja,“ rief Yuſſef Ben Taſchfin, „was tuſt du da?“

Sie ſchaute ihn an und erwiderte unſchuldig: „Du ſiehſt es, Herr! Ich pflanze.“

„Was ſoll die Torheit?“ fragte er weiter, und ſie gab zurück: „Keine Torheit, Sidi! Der Roſenſtrauch ſtand im Hofraum der Frauenwohnung, da wo die Mittagsſonne brannte und kein Lufthauch ihn traf. Die Sklavinnen goſſen ſchmutziges Waſſer auf ihn, er iſt voll von Läuſen und will keine Roſen tragen.

Da dachte ich, ihn hier zu pflanzen, wo seine Wurzeln den Bach trinken sollen und der Wind sein Haupt kühlt, wenn die Sonne brennt. Hier wird er blühen."

Yussef Ben Taschfin sann ihren Worten nach. Er hatte genug an einer Erfahrung und verstand, daß die kluge Frau ihn lehren wollte; denn es war klar, daß sie sonst nicht allein und eigenhändig den Strauch gepflanzt hätte. Sein Groll erwachte wieder, und er wollte ihr mit harten Worten lohnen, wie es die Vermessene wohl verdient hätte. Aber da besann er sich, daß die Königsfrau mit dem siechenden Rosenstrauch das Volk von Aghmat meinen konnte; darob waren Angst und Mitleid mächtig in ihm, daß er seines Hasses vergaß; denn er war im Grund seines Herzens ein edler Mann. Er rief: „Wenn du das Volk meinst, das von der Pest verzehrt wird, so beschwöre ich dich bei dem alleinigen Gott: wenn du, Kluge, ein Mittel weißt, so sage es!" Da stand die Königsfrau schnell auf und er sah, daß ihre Augen voll Liebe und Innigkeit blickten, wie er es vorher nie gesehen hatte. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte demütig: „Darf ein Weib dir raten, und wirst du es nicht unzüchtig schelten, daß es sich in Männersachen mischt?" Da er sie so sanft sprechen

hörte, verging sein Grimm für einen Augenblick, und er rief: „Auf meinen Kopf und mein Auge! Sage, was du weißt, und ich will dich mit Ehren bedecken!“ Da sagte sie rasch: „Du mußt Aghmat verlassen mit deinem ganzen Volk und eine andere Stätte zum Wohnen suchen. Der Boden hier ist voll von Dschnun, die herausspringen, wenn ein Mann einen Spatenstich tut, und es wird kein Haus gebaut, und kein Feld gepflügt, so wird eine Schar der bösen Geister frei.“ Yussef Ben Taschfin sagte: „Du bist toll! Die Dschnun hausen überall in der Erde, in Aghmat nicht mehr als anderswo.“ Aber sie schwur dagegen und rief: „Bei dem alleinigen Gott, es gibt nur ein Mittel wider ihre Macht, und das ist fließendes Wasser. Siehe, die Bächlein von Aghmat sind versiegt; suche ein Wasser, das der Samun nicht austrinken kann! Baue deine Hütten an einen Fluß, so wird die Pest aus dem Volke weichen!“

Yussef Ben Taschfin ging und sann lange nach, und da die Worte der Königsfrau Wiederhall fanden in seinem Herzen, beriet er mit den Ältesten der Stadt und sagte: „Es sterben noch täglich Menschen in großer Zahl. Täten wir nicht besser, wir flöhen diesen Ort und bauten unsere Hütten an anderer

Stelle?“ Da erhoben die Älteſten großes Wehklagen, und als des Chalifen Trachten in der Stadt bekannt ward, ſchrie das Volk in den Gaſſen und alle jammerten, daß ſie Haus und Habe verlaſſen ſollten. Es jammerten nicht nur die Aghmatkinder, die an dieſer Stätte geboren waren, im Hauſe, das ihre Väter vor ihnen bewohnt hatten; es jammerten auch die Lemtuna, die vordem mit König Muſa über den Atlas gekommen und ſeßhaft geworden waren in der lachenden Stadt, mit deren Töchtern ſie ſich vermählt hatten. Aber am meiſten jammerten die Juden von Aghmat-Eilan, und ihr Geſchrei verhetzte die übrigen, ſo daß nicht viel fehlte, es wäre zu einer Empörung gekommen. Der Chalif erſchrak, ging zu Lalla Chadiuja und ſagte: „Sieh, was du mir geraten haſt!“ Die Königsfrau fragte: „Warum hörſt du auf das Volk?“ Yuſſef Ben Taſchfin erwiderte: „Muß man nicht ihre Meinung ehren? Sie blieben lieber, wo ſie ſind.“ Darauf erwiderte Lalla Chadiuja: „Tue, was deine Weisheit beſchließt!“

Da aber der Chalifa ſich zum Gehen wandte, rief Lalla Chadiuja ihre Sklavinnen und ſagte: „Wir wollen dem Herrn des Landes ein Geſchenk bereiten, damit er ſich erinnere, daß ſein Fuß dieſe Schwelle

geehrt hat. Auf! Fangt mir von den Hühnern, den federfüßigen, die der indiſche Händler aus dem Lande der Serer gebracht hat!" Die Mädchen liefen nach den Hühnern, die im Hofe der Frauenwohnung Körner pickten; aber die Tiere flatterten in allen Ecken herum und an den Wänden hinauf und gackerten wie beſeſſen. Da winkte die Königsfrau den Mädchen, daß ſie abließen, und ſprach zum Chalifen: „Iſt es nicht billig, daß man ihre Meinung ehre? Sie blieben lieber, wo ſie ſind." Da wurde Yuſſef Ben Taſchfin rot vor Zorn und ſagte: „Du höhnſt mich!" Aber die Königsfrau ſchaute ihn mit bittenden Augen an und ſagte leiſe: „Du haſt mir geſchworen, dich nicht zu erzürnen!" Der Chalifa fragte: „Willſt du Menſchen behandeln wie unvernünftiges Vieh?" Sie antwortete: „Nicht anders! Wiſſen ſie denn, was ihnen frommt?" Darauf ging der Chalifa, ohne ein Wort zu reden.

Am folgenden Tag ließ er verkünden, daß er mit ſeinem Haushalt die Stadt verlaſſen wolle; wer ihm zu folgen geſonnen ſei, ſolle ſich rüſten. An Habe dürfe jeder Mann eine Eſelsladung mitnehmen und jede Frau, was ſie auf dem Rücken zu tragen vermöchte, und jeglichem Kranken ſei der Auszug verwehrt. Da zeigte ſich aber, wie richtig Lalla Chadiuja

die Art des Volkes erkannt hatte; denn die am tollſten geſchrien, waren nun am behendeſten gerüſtet, und es folgten dem Chalifen wohl fünfhundert Lemtuna, neunhundert Aghmatleute und dreihundert Juden, ſo daß er eine gewaltige Karawane ſtellen mußte mit vielen Kamelen und Maultieren, die Nahrung, Waffen und Zelte trugen. Die Königsfrau aber und ihre Sklavinnen folgten je zwei und zwei auf einem weißen Kamel.

Abends, wenn ſie raſteten, ſah es aus, als breite ſich ein gewaltiges Kriegslager im weiten Feld. Feuer loderten, und das Geſchrei der Tiere erfüllte die Luft. Yuſſef Ben Taſchfin ging von Zelt zu Zelt und ſah zu, daß jedem Mann Nahrung ward. Aber die Aghmatleute ſaßen an der Erde, hatten ihre Häupter verhüllt und weinten nach der Heimat, die ſie verlaſſen hatten. Und die Juden hatten ihre Gewänder zerriſſen und ſchrien ſo gewaltig, daß die Eſel und Maultiere vor Angſt verſtummten. Yuſſef Ben Taſchfin wurde zornig und ging nach dem Zelt, wo die Königsfrau mit ihren Sklavinnen ſaß. „Was laſſe ich mich von dieſer Horde narren?“ ſagte er finſter. „Mögen ſie doch heimkehren, von wannen ſie gekommen ſind!“ — „Nicht doch!“ erwiderte Lalla Chadinja. „Greinen nicht auch die

Kindlein, wenn ſie wegmüde Füßchen haben, um ein verloren Spielzeug? Laß ſie raſten; mit dem Morgengrauen wird ihr Mut erwachen!"

Es geſchah, wie die Königsfrau geſagt hatte; denn am andern Abend hörte man in der Zeltſtadt kein Klagen mehr, und am dritten tönte Harfenſchlag und leiſer Geſang um die Feuer, und auch das Getier hatte des heimiſchen Stalles vergeſſen und ſtand friedlichen Sinnes an der Koppel. Man war des Tages aber nur wenige Stunden gewandert; denn der Chalifa hatte Kundſchafter ausgeſchickt, das Land zu erforſchen und harrte ihrer Rückkehr. Nun wandelte er durch das Lager und freute ſich der Stille, des milden Feuerſcheins, der ſchlafende Kinder im Schoße ihrer Eltern beleuchtete, und der leiſen Lieder, die wehmütig durch die Nacht klangen. Wie er an dem Zelt der Königsfrau vorüberſchritt, ſtand das hehre Weib am Eingang, ihre hohe Geſtalt vom Feuerſchein umlodert, und die Schwärze des Nachthimmels lag in ihren Augen. Der Chalifa redete ſie an und fragte: „Was ſoll es, daß du dein Antlitz aus dem Zelt ſteckſt und bleibſt nicht verborgen nach Frauenart?" Aber er ſagte es milden Tones; denn der Friede des Abends war in ſeiner Seele.

Sie erwiderte: „Ich begehre nicht zu raſten, noch des Frauengeplappers zu lauſchen. Mir liegen dieſe Tauſende auf dem Herzen, die mein Wort in die Wildnis geführt hat. Und mir bangt, welches ihr Schickſal ſein wird!“ Der Chalifa ſagte: „Hat dich deine Zuverſicht verlaſſen? Du Überkluge, fühlſt du, daß ein Gott über uns iſt?“ Aber er ſagte es ohne Härte; denn er fühlte die Laſt der Sorge, die auf ihr lag, und ſie erbarmte ihn faſt. Die Königsfrau ſah ihn an mit Tränen in den Augen und erwiderte leiſe: „Es iſt ein Gott über uns! Aber iſt es uns nicht gegeben, ſeine Wege zu ahnen? O du Allmilder! Gib uns ein Zeichen! Führe uns den Pfad derer, denen du gnädig biſt!“ Sie hatte die Arme zum Himmel erhoben, und wie ſie ſprach, löſte ſich droben aus den goldenen Reihen ein Stern und zog langſam in friedlichem Glanz über ihrem Haupte dahin. Da wußte der Chalifa, daß Allah mit ihr war, und ſein Herz beugte ſich vor der Frau, und er ließ ab, ſie zu haſſen. Er ſprach: „Wahrlich iſt Gott dir gnädig!“ Aber ihre Augen leuchteten wieder, und ſie antwortete froh: „So wiſſen wir nun die Richtung, in der wir zu gehen haben!“

Als am andern Morgen die Kundſchafter kamen, berichteten ſie, daß ſie nicht fern vom Lager einen

Fluß gefunden hätten, und rieten dem Chalifa, dem Lauf des Waſſers zu folgen, bis daß er in eine Niederung käme, wo Palmen ſtänden. Und als ſie die Richtung des Fluſſes angaben, erſchrak der Chalifa

Phot. A. Lennox.

Landſchaft bei Marrakeſch.

vor Freude; denn es war genau die Richtung, in der am Abend der Stern über dem Haupt der Königsfrau gezogen war.

So zog er denn nach dem Fluß, bis daß er die Niederung fand, wo Palmen und wilde Ölbäume

ihre Wurzeln in der Flut badeten. Er ſah, daß das Waſſer groß und gewaltig dahinfloß, ob es gleich lange nicht geregnet hatte, und ſprach zu dem Volk: „Hier kann es uns nicht an Waſſer fehlen!“ Er ließ die Zelte aufſchlagen, und da die Männer ſahen, daß die Stelle gut war, gingen ſie hin, ſchnitten Röhricht im Fluß und begannen, Hütten zu bauen. Yuſſef Ben Taſchfin aber ſammelte um ſich, was immer von Männern nur Schippe und Kelle zu handhaben wußte, und ſagte: „Laſſet eure Weiber das grüne Röhricht zum Kegel flechten und mit Strohbündeln decken; ihr aber kommt und ziehet mir eine Mauer, auf daß die Stätte geborgen ſei!“ Sie brachen rötliches Geſtein von den Hügeln und zogen eine gewaltige Mauer mit zwei Toren um ihre Hüttenſtadt und hießen bei dem einen Tor die Moslemin aus- und eingehen und die Juden bei dem andern. Und bis auf den heutigen Tag heißen dieſe Tore Bäb Aghmat und Bäb Eilan, zur Erinnerung an die Städte, die das Volk verlaſſen hatte. Es waren auch einige kundige Baumeiſter unter dem Volk, die bauten ein feſtes Haus für den Chalifen und eine Wohnung für die Königsfrauen und ſchmückten die Dächer mit bunten Ziegeln, die ſie aus dem roten Geſtein des Landes brannten.

Und da Yuſſef Ben Taſchfin die neue Stadt ſo ſchön erſah, nannte er ſie Marrakeſch, das iſt „die Geſchmückte", und gab ihr den Beinahmen Alhamra, das iſt „die Rote". Denn ſie war lieblich wie eine Braut am Hochzeitsmorgen, und ihr ganzer junger Leib ſchien zu glühen, als brenne ein Feuer in ihrem Innern; das machte, daß ſie aus rotem Stein erbaut war.

Darüber aber war mehr als ein Jahr vergangen, und das Volk gedachte kaum mehr ſeines Königs, der im fernen Tafilelt Krieg führte. Denn ſie liebten und ehrten Yuſſef Ben Taſchfin, und wenn einer unter ihnen ſprach: „Wird König Muſa bald wiederkehren?" ſo antworteten ſie: „Wir ſind geſegnet mit ſeinem Chalifen, und wer das Gute hat, der ſoll des Beſſern nicht begehren!" König Muſa aber ſandte ſchlimme Berichte an ſeinen Chalifen und die Großen ſeines Landes, auf daß ſie ihm Geld und Soldaten ſchickten. Denn Sidſchilmaſſa war abgefallen von ihm und hatte ſich offen auf die Seite der Maghrana geſtellt, und ein neuer Feind war in den Mikneſa erſtanden, die mit wehenden Fahnen im Tafilelt einzogen und verkünden ließen: „Mit uns allein iſt die Weisheit des Propheten und ſeine Gnade; die Mo-

rabitin aber ſind Betrüger und Abtrünnige!“ Das alles wußte Yuſſef Ben Taſchfin, und es betrübte ihn ſehr.

Freilich aber ward ſolches im Volk nicht kund; denn König Muſa ſchrieb viele Briefe an ſeine Untertanen, worin er von ſeinen Siegen erzählte und alle Stände ſeiner Huld und vieler Geſchenke verſicherte, ſobald Allah ihm die Heimkehr gönnen würde, und er forderte ſie auf, in Scharen zu ihm zu kommen, um ſeine Beute zu teilen. Die Briefe wurden ordnungsgemäß an drei Tagen in jeder Moſchee des Landes verleſen, und der Mueddin rief es vom Turm, damit die Gläubigen es vernähmen und herbeikämen, die Worte ihres Gebieters zu hören. In der neuen Stadt aber war kein Moſcheeturm erbaut, und als der Ausrufer mit dem Königsbrief ankam, geſchah es, daß er keinen Ort fand, das Volk zu rufen. Er ſtieg deshalb auf das Stadttor, und die Kinder der neuen Stadt drängten ſich zu ſeinen Füßen um zu lauſchen. Auch Yuſſef Ben Taſchfin ging hin, obgleich er wußte, daß der Brief nur für die Gemeinen geſchrieben war und viele Lügen enthielt; aber er wollte des Königs Größe vor dem Volk nicht preisgeben, darum tat er, als glaube er jedes Wort. Wie er dem Vorleſer lauſchte und mit dem Volk rief: „Allah er-

halte das Leben unſeres Königs!“ erblickte er plötzlich in dem Gedräng ein Weib von hoher Geſtalt, das ſah ihn mit kecken Augen an, und obgleich ihr Geſicht verhüllt war, ſo konnte der Chalifa doch an den Augen allein erkennen, daß ſie lachte. Der Chalifa erſchrak, als er die Augen ſah; denn er dachte: „Auf meinen Kopf! Das iſt die Königsfrau!“ Und er erzitterte in Wut über ihre Vermeſſenheit. Er faßte ſie mitten unter dem Volk und ſchrie: „Du Schamloſe, du Verruchte, die Allah verbrennen möge, was treibſt du dich auf den Straßen herum?“ Sie ſchrie zurück und ſagte: „Was ſchilſt du mich? Wandle ich doch verhüllt wie eine ehrſame Frau!“ Das Volk drängte ſich um die beiden und lachte, während der Vorleſer mit dem Sultansbrief ratlos ſtand; denn es hatte ſich alles von ihm abgewandt. Da riß Chadiuja ihren Haik vom Geſicht, daß alles Volk ſie ſah, und rief laut: „Eine Schamloſe hat er mich geſcholten, und wie eine Schamloſe will ich mich gebärden. Wißt, Volk von Marrakeſch, wißt, Männer des Zemrau und der Berge und ihr aus der Rahamna, die ihr gekommen ſeid, eures Fürſten Botſchaft zu vernehmen: Der Mann auf dem Tor krächzt Lügen, wie der Sperber, wenn er junge Vögel lockt! Ihr habt keinen König,

der Siege für euch erficht, ihr habt eine Memme zum König, die von Niederlage zu Niederlage mühsam sich verschanzt, in Bergschluchten sich birgt und vor dem Feind querschleicht wie der Schakal im Ginstergebüsch!" Und sie erzählte alles, was sie an geheimen Botschaften erlauscht hatte. Yussef Ben Taschfin wollte sie zum Schweigen bringen; aber das Volk stand zwischen ihm und ihr und ließ ihn nicht. Einige Männer legten einen Eselspack vor sie hin; darauf trat sie und überragte nun alle, so daß ihr schönes Gesicht weithin sichtbar ward. Und alle, die sie ansahen, glaubten ihr.

Als die Königsfrau alles gesagt hatte, was sie wußte, entstand ein Murmeln um sie her, und da und dort tönten Rufe der Unzufriedenheit. Die Königsfrau stand und lächelte und blickte über das Volk hin wie über ein Meer, über das der Wind streicht, so daß Welle um Welle sich zu kräuseln beginnt, bis mit eins die ganze Fläche schäumt und gährt. So lief auch hier eine gewaltige Bewegung schwellend und wachsend durch die Menge; aber gerade in dem Augenblick, da der Sturm mit Getöse losbrechen wollte, hob Lalla Chadinja den Arm, und da das Volk sah, daß sie noch einmal reden wollte, ward es plötzlich

totenſtille. Die Königsfrau erhob ihre Stimme, daß ſie klang wie die Reita, die den Ramadan vom Turm verkündigt, und ſprach: „Es iſt ein König unter uns, der iſt König in Wahrheit und vor dem ewigen Gott; denn ſeine Pfade ſind die Pfade derer, denen Allah gnädig iſt. Sein Tritt iſt Sieg, und ſein Tun iſt Weisheit!“ Da erhob ſich ein mächtiges Geſchrei, und es riefen viele Stimmen: „Nenne ihn, nenne ihn!“ Die Königsfrau aber ſprang vom Eſelspack herab und verſchwand im Volk.

Da klang es auch ſchon von allen Seiten, gleichſam als hätte das Volk ſich plötzlich auf ſein Herz beſonnen: „Yuſſef Ben Taſchfin! Yuſſef Ben Taſchfin ſei unſer König!“ Der Chalifa wollte fliehen; aber ſie umringten ihn, ſetzten ihn auf ein Maultier und riefen vor ihm her: „Dies iſt der König der Morabitin! Allah erhalte ſein Leben!“ Die Frauen riſſen ihre Kopftücher ab, banden ſie an Stäbe und trugen ſie vor ihm her, als wären es Fahnen, und die langgezogenen, gellenden Triller ihrer Freude hallten von Gaſſe zu Gaſſe. Yuſſef Ben Taſchfin war froh in ſeinem Herzen; denn er fühlte ſeine Macht; aber er dachte: „Zum dritten verdanke ich dieſem Weib meine Größe!“ Und das war bitter in ſeinem Mund, als

hätte er Salz und Asche gegessen, und ward Feuer in seinem Blut. Die Großen gaben ihm ein Mahl, und alle legten Geschenke zu seinen Füßen, was sie an Feldfrüchten, jungem Vieh, edel gearbeiteten Waffen und kostbaren Geweben nur auftreiben konnten. Aber die Becher seiner Freude konnten das Salz nicht hinwegspülen und das Feuer nicht löschen.

Als der Abend kam, verließ er das Fest und begab sich nach den Gemächern der Königsfrau. Wut hatte sein Sinnen verkehrt, und so sagte er zu seinen Räten: „Meine erste Tat als König soll sein, dies lasterhafte Weib zu bestrafen, das auf den Gassen herumlungert und den eigenen Gatten preisgibt!" Die Räte erwiderten: „Sie hat dir genützt!" Das erboste ihn noch mehr, so daß er sagte: „Gerechtigkeit ist die erste Tugend des Fürsten. Hat sie mir auch genützt, so hat sie doch gegen die Sitte verstoßen. Soll eine Sittenlose ungestraft ausgehen?" Die Räte sagten: „Bei dir ist Weisheit!" und widersprachen nicht mehr. Yussef Ben Taschfin aber trat in die Frauenwohnung und ließ Chadiuja fassen und binden. Doch ließ er sie nicht in das allgemeine Frauengefängnis werfen, sondern führte sie in ein besonderes Gemach und nahm den Schlüssel zu sich.

In der Nacht aber ſtand immer das ſchöne Antlitz der Frau vor ſeinem Geiſt, wie er es über dem Volk hatte leuchten ſehen, und es kam ihm der Gedanke: „Es gibt ein Mittel, ein hochmütiges Weib zu demütigen, beſſer als Peitſche und Brandmal!“ Daran klammerte ſich ſeines Herzens Trachten, bis daß er aufſtand und nach dem Gemach ging, wo er die Fürſtin gefangen hielt; doch blieb er vor der Tür ſtehen und zauderte, denn er gedachte ihrer Größe, und daß Gott mit ihr war, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Komme ich, ſie zu brechen? Mag ſein, daß ich ſelbſt als ein Gebrochener von ihr gehe; denn ſie hat Macht über den Willen eines jeden.“ Lalla Chadiuja hatte ſeinen Schritt gehört und die taſtende Hand am Riegel, ſtand auf und rief von innen: „Wer iſt es, der da kommt, ſeines Königs Weib zu ſtehlen?“ Er erwiderte: „Der ſeines Königs Krone geſtohlen hat. Soll die Königsfrau nicht zum König gehören?“ Sie lachte leiſe auf und erwiderte: „Komm denn und ſieh, ob es ſo leicht iſt, ein Weib zu gewinnen wie ein Reich!“ Da er die Tür öffnete, ſtand ſie ſchimmernd wie eine Ghul im weißen Mondlicht, und es ging eine gewaltige Flamme aus ihren Augen, ſo daß ihm der Atem ſtockte und er bei ſich ſprach: „Wahrlich, Gott wird den ſtrafen, der

Hand an dieſe Geweihte legt, die ihm lieb iſt!“ Lalla Chadiuja aber ſah ihn an, und ihr Blick ward weicher; denn ſie ſah, daß ſeine Wut ihn gereute. Darum ſprach ſie ernſt: „Ich weiß wohl, daß du mich haſſeſt, und ich weiß auch warum! Das Weib iſt beklagenswert, dem Gott Klugheit gegeben hat, daß ſie ſie leuchten laſſen muß vor dem Mann. Denn ſie erntet nicht Dank, ſondern Verachtung, nicht Liebe, ſondern Haß. Gott hat gewollt, daß der Mann der Meiſter ſei und des Weibes Sinn beſcheiden und dienensfroh. So iſt es recht, und es ſteht deiner Weisheit an, daß du mich demütigen willſt, die ſich vermeſſen hat, dich lehren zu wollen. Weh mir, daß mein Rat dir heilſam war und mein Wiſſen dein Segen: Käme deine Größe aus dir ſelbſt, wie würdeſt du mich lieben!“

Da erſchrak Yuſſef Ben Taſchfin und rief: „Reut dich, daß du mich gewaltig gemacht haſt?“ Sie aber verhüllte ihr Haupt und ſagte traurig: „Geh' hinweg von mir und lauſche nicht mehr meiner Stimme! Sagſt du, ich habe dich gewaltig gemacht? Schließ mich ein und laß mein Wort nicht an dein Ohr dringen, bis daß du geſehen haſt, daß du gewaltig ſein kannſt aus dir ſelbſt! Dann, mag ſein, wirſt du mir verzeihen.“ Da flammte des Königs Antlitz, und er rief: „So

ſoll es ſein! Chadiuja, ich will nicht wiſſen, daß du lebſt, bis der Tag kommt, an dem ich größer bin durch mich ſelbſt, denn heute und in all dieſen Tagen durch dich und deine Klugheit!" Er ſchwur es bei dem Wort des Koran und eilte hinweg. Die Nacht ſchlief er nicht, ſondern ſann neuer Taten, und ſein Herz war glücklich. Denn er fühlte, daß er Großes tun würde und daß die, ſo ſeine Meiſterin war bis auf dieſen Tag, dann ſeine Sklavin ſein würde.

Am frühen Morgen, ehe noch der Tag erwachte, berief der neue König ſeine Räte und alle Großen des Landes und befahl ihnen, zu einem gewaltigen Feldzug zu rüſten. Einer ſeiner Räte aber erinnerte ihn und ſagte: „Wollteſt du nicht heute über die Königsfrau aburteilen? Soll ſie im Gefängnis verſchmachten?" Da lachte der König und ſagte: „Sie iſt ſchon frei. Sie hat Zorn und grimme Gelüſte in mir erweckt; aber es frommt wohl beſſer, ich richte dieſe gegen einen würdigeren Feind, als ein törichtes Weib iſt. Ich will Pflichtvergeſſenheit und Untreue ſtrafen, dabei helfe mir Gott! Aber es ſind deren im Reich, die waren pflichtvergeſſener und treuloſer als dieſe Frau. Gegen ſie denn zuerſt!" Und er erzählte den Räten und ſagte: „Euch allen iſt bekannt, daß

König Muſa Sidſchilmaſſa unterworfen hatte, die erſte Frucht, die er vom Baume ſeiner Siege pflückte. Und Sidſchilmaſſa gehorchte den Morabitin, die den Islam des Herrn verkündigten. Nun hat ſie Gott verraten, eine Abtrünnige iſt ſie geworden, die leuchtende Feſte des Tafilelt; denn ſie hat den Maghraua ihre Tore geöffnet, ſie hat die Wahrheit verworfen und den Irrtum umarmt. Soll ein König der Morabitin dies dulden?"

Die Räte fragten: „Was gedenkſt du zu tun?" Und Yuſſef Ben Taſchfin erwiderte: „Sie ſoll verderben, und ihr Verführer ſoll verderben. Beide ſollen ſie dahingehen in Schande, Sidſchilmaſſa, die Abtrünnige, und der Stamm der Maghraua. Wiſſet, was Gott mir eingegeben hat: die Stärke der Maghraua ſteht in Tafilelt. Auf, laſſet uns gen Fez ziehen, die Höhle des Laſters und der Schwelgerei! Laſſet uns die Steine der Idrisſtadt, die verflucht ward, als ſie den Maghraua beherbergte, übers Feld ſtreuen! Laſſet uns die Weiber der Maghraua aus ihren Häuſern treiben, ihre Kinder zu Sklaven machen und ihr Gold nach Marrakeſch bringen! Und laſſet uns dann ſehen, was aus Sidſchilmaſſa, der Abtrünnigen, wird, wenn ihrem Freund die Fußſehnen durchſchnitten ſind!"

Die Räte erwiderten: „Wollen wir gen Fez ziehen und gegen zurückgelaſſene Weiber kämpfen?“ Yuſſef Ben Taſchfin lachte und ſagte: „Wahrlich nicht! Wiſſet ihr nicht, daß die Mikneſa gen Fez ziehen? Wir werden Männer genug vor den Mauern der Idris-ſtadt finden, an denen unſere Schwerter ſich ergötzen mögen! Zaudern wir, ſo flattert das Lügenbanner der Mikneſa auf der Moſchee des Sidi Idris.“ Da ſchrieen ſie alle auf und eilten zu rüſten, ſoviel ſie konnten. Einen Monat ſpäter ſtand Yuſſef Ben Taſchfins Heer auf dem Weg nach Fez.

V.

Der König von Granada, der ſinnenden Blickes bis hierher gelauſcht hatte, unterbrach jetzt den Erzähler mit einer Gebärde des Unwillens. „Ibn Chaldun,“ ſagte er, „dein Held mißfällt mir! Wie wagſt du zu behaupten, daß ein Mann wie Yuſſef Ben Taſchfin, deſſen Name groß iſt und groß ſein wird durch Jahr-tauſende, keinem höhern Gebot gefolgt ſei als dieſem blinden Haß gegen ein vorlautes Weib? Schände die Geſchichte nicht, Ibn Chaldun! Der erſte Held des Almoravidenſtammes — dein ſchwerfälliges El Mora-bitin macht meine Zunge, die der Moghreblaute un-

gewohnt ist, straucheln! — der größte Almoravide hat nicht vonnöten gehabt, sein Geistesfeuer mit den spärlichen Witzesfunken dieser Königin zu nähren! Das hast du schlecht erfunden, Ibn Chaldun!"

Der Schreiber erwiderte ernsthaft: „Herr, die Geschichte ist ein Strom mit trüben Fluten. Den Grund sieht keiner. Der eine blickt hinein und sieht ein wirbelndes Spiel krauser Erdteilchen und lockerer Schlammflöckchen; dem andern spiegelt sich nur sein eigenes Bild im bewegten Gewässer, und mancher sieht wunderbare Frauenbilder und geschwänzte Kobolde drin. Ich bin von denen! Darum erzähle ich meine Legenden des Nachts beim Lampenschein und vermesse mich nicht, sie des Tags mit der Feder der Wahrheit auf das langdauernde Pergament zu schreiben. Laß das Bild der Chadinja mit dem Morgenrot sich auflösen, mein König!"

Abdul Uahed schüttelte den Kopf. „Laß mich wissen, was die Geschichte von dieser Frau sagt!"

„Wenige Worte, Herr. In der Chronik, die ich las, stand ein einziger Satz über sie. Der meldet nur, daß sie eine Zauberin gewesen sei und daß ihre Ratschläge die Wege des Königs leiteten."

„Eine Zauberin?"

„Und da dachte ich, Herr: eine Zauberin iſt jedes ſchöne Weib, wenn es will. Wer hat den Zauber noch nicht empfunden und wer will leugnen, daß er das Wunder aller Wunder iſt, das Geheimnis aller Geheimniſſe? Freilich war ſie eine Zauberin! Aber ſie mit böſen Mächten im Bund zu wiſſen, tat mir weh. Darauf dachte ich mir's denn aus, wie ſie mit lichtern Gewalten ihren König zum Sieg geführt hat. Und, Herr, da war ich von denen, die ihr eigenes Bild im Spiegel des trüben Gewäſſers ſehen, von dem ich vorhin ſprach. Eine Frau, die mich lehren und führen wollte, würde ich bitter haſſen, wäre ſie noch ſo ſchön. Und doch ſtand in der Chronik: Ihre Ratſchläge leiteten die Wege des Königs."

„Und ſonſt ſteht nichts in der Chronik?"

„Doch," ſagte Ibn Chaldun. „Daß Yuſſef Ben Taſchfin das Weib gewann, das in ſeine Hut gegeben war und — aber das kommt ſpäter, mein König! — wie er dem Zorn König Muſas begegnete. Es iſt eine kleine Geſchichte, ein feiner, feiner Zug. Aber dieſer enthüllte mir des Weibes Art."

„Erzähle denn weiter, du Weber ſilberner Mondgeſpinſte!" ſagte Abdul Nahed lachend. Und Ibn Chaldun fuhr fort.

VI.

Es war, wie Yuſſef Ben Taſchfin geſprochen hatte: die Ebene vor Fez war ein blitzendes Meer von Lanzenſpitzen, und das waren die Mikneſa, die zahlreich waren wie die kriechenden Heuſchrecken. So war es nicht eines Tages Kampf, noch einer Woche, ſondern Mond um Mond flammte der Krieg zu den Füßen der Idrisſtadt. Die Maghraua, die noch in der Stadt verweilten, waren in bitterer Not; aber ſie wankten nicht, denn ſie ſagten: „Siehe da, zwei große Hunde, die einen kleinen Schakal hetzen! Aber da die Hunde ſich beißen, ſoll der Schakal wohl ein Löchlein finden zu entſchlüpfen.“ Darum hielten ſie feſt, bis Yuſſef Ben Taſchfin die Mikneſa zu ihren Müttern gejagt und all ihr Lager mit Pferden und Waffen und prunkenden Zelten erbeutet hatte. Da ergaben ſich die Maghraua, und der Statthalter von Fez, der ein Enkel war jenes Ziri Ben Atia, der Sidſchilmaſſa an die Morabitin verloren, kam heraus, beugte ſein Knie vor Yuſſef Ben Taſchfin und ſprach: „Ich bekenne, daß Gott und Sieg und Wahrheit allein bei den Morabitin wohnen.“ Yuſſef Ben Taſchfin zog in die Stadt; aber er plünderte ſie nicht, ſondern ließ nur die Lügenprieſter der Maghraua ins Ge-

fängnis werfen, und fortan predigten in der Moſchee des Sidi Idris die F'kehs der Morabitin, mit denen die Heiligkeit des wahren Gottes wohnt.

Von Fez zog Yuſſef Ben Taſchfin gen Tlemcen und führte Krieg gegen das wilde Rifvolk, das unausrottbar und biſſig iſt wie die Wölfe in ſeinen Bergen. Es bezwang die Horden der ewig Hungrigen, und er verheerte Tlemcen und zerſtampfte es, ſo daß kein Stein auf dem andern blieb. Da wurden die Wilden zahm und zitterten vor ſeiner gewaltigen Hand und krochen aus ihren Bergſchluchten hervor, um dem Eroberer zu dienen. Yuſſef Ben Taſchfins Heer war nach dieſem Kampf zweimal ſo groß denn an dem Tage, da er von Marrakeſch ausgezogen war.

Unterdeſſen war Fez zurückgefallen in Irrtum und Blindheit und hatte ſich der Lehre der Maghraua zugewandt und die Morabitin in ſeinen Mauern erſtickt. Darüber entbrannte Yuſſef Ben Taſchfin in hellem Zorn, und er zog über die Muluia, ob es gleich Winter war und die Waſſer furchtbar geſchwollen. Er ritt ſelbſt in den Strom, um die Furt zu ſuchen, und ritt hin und her durch das reißende Waſſer, bis Mann und Pferd in Sicherheit waren. Dann führte er ſie gen Fez und brach der Stolzen den Nacken.

Er ließ die Stadt plündern und brennen und warf das Haupt des Atiaenkels in die Flammen. Darauf war keiner mehr, der sich ihm widersetzte. Um diese Zeit aber war es genau sieben Jahre her, daß er ein verschmachtendes Volk von Aghmat hinweggeführt hatte, um eine neue Heimstadt zu suchen. Darum rief er das Volk zusammen und erzählte ihnen den Pfad seiner Siege und hieß die F'kehs es aufschreiben und allenthalben verkünden: „Seht, so ist Gott mit den Morabitin, daß der Mann, der als ein Besitzloser auszog aus einer verpesteten Stadt, heute Herrscher ist über alles Land vom Atlas bis an die See!" Da zogen die F'kehs umher und verkündigten seine Größe, und alle Städte des Landes öffneten ihre Tore und bekannten sich zu den Morabitin. Es unterwarfen sich die Miknesa, und es unterwarf sich Wazzan; Sla, Tingis und Sebtah, die Festen am Meer, sandten ihre Boten an den erhabenen König und ließen ihm sagen: „Komm; denn wir sind bereit, dich zu empfangen!" Und es war keine Lehre mehr in Marokko, nicht die Lehre des Salhiben Tarif, noch die Lehre des Obeid Allah el Mahdi, sondern nur die Lehre des einzigen wahren Propheten, die der König der Morabitin, Yussef Ben Taschfin, verkündete.

VII.

„Wo ſind dieſe Lehren jetzt?“ fragte Abdul Uahed, da der Erzähler Atem ſchöpfte. „Wir haben der Lehren ſoviele als Könige. Zu Tlemcen herrſcht Yarmorazen und ſpricht: Ich halte die Wahrheit! In Fez ſtehen die Beni Merin und ſprechen: Gott iſt über unſern Fahnen! Und in Marrakeſch liegen die Söhne Abu Yuſſef el Manſchurs in Zank und Hader, und jeder ſagt: Ich allein bin der Wiſſende und der Erwählte! Und hier in Spanien? Granada hat einen König, Sevilla, Cordova, Xeres und Toledo haben Könige, und jeder nennt ſich Enkel des wahren Propheten. Wo iſt Wahrheit? Wer hält ſie? Die Almoraviden waren groß in Marokko und Spanien; aber ihre Spur iſt verweht, und ihr Ruhm iſt verklungen. Nur die roten Mauern von Marrakeſch und ein Grabmal aus rohem Stein erzählen noch von Yuſſef Ben Taſchfin. Iſt Gott mit den Vergänglichen? Wen hat er je geliebt, da alle vorübergehen in die Vergeſſenheit?“

Ibn Chaldun ſah den jüdiſchen Arzt an. „Unſer König ſtellt ſchwierige Fragen,“ ſagte er. „Meine Jugend darf ſich nicht vermeſſen, vor deinem Alter zu antworten. Sprich, weißt du, wo die Wahrheit iſt?“

Der Arzt erwiderte: „Frage, wo sie nicht ist? Sie ist überall und ewig, ihr Leib ist unsterblich, sie ist heute dieselbe wie zur Zeit der ersten Menschen. Aber, mein Herr und König, die Wahrheit ist ein Weib. Sie hat der Gewande viele, und sie legt ab, was abgetragen und glanzlos ist. Sie hat auch ein Gewand für jedes Land, und sie hat ein Geschmeide für das Auge eines jeden, der um sie wirbt, ein Geschmeide, das seinem Sinn gefällt. Aber sie ist keusch und kalt, und sie hat ihr Antlitz noch keinem enthüllt. Und alle, die flehend die Hände zu ihr erhoben haben und sie zu fassen glaubten, haben nur einen Zipfel ihres Gewandes gehalten. Aber da sie sich dran klammerten, wie Kinder an das Kleid der Mutter, waren auch sie gesegnet; denn sie konnten nicht fallen."

„Es sei denn, das Kleid fiel und zerstäubte!" sagte der König ernst.

„Ja," fiel Ibn Chaldun ein, „es sind böse Tage für die Menschheit, wenn die Wahrheit ihr Kleid wechselt. Arme kleine Ameisen, die sich in seinen Saum verkrochen haben! Dann wohl denen, die es verschmäht haben, sich an das Kleid zu hängen, wenn sie die Frau nicht fassen konnten!"

„Gibt es deren?“ fragte der König.

„Ich bin von denen,“ ſagte Ibn Chaldun. „Genug, daß ich weiß, die Wahrheit iſt da! Genug, daß ich weiß, daß ſterbliche Augen ſie nicht ſehen können! Greift nach dem Kleid, die ihr Kinder ſeid und nicht auf eigenen Füßen gehen könnt! Ich blicke auf, ahne die Nähe der Reinen und bin zufrieden.“

„Dennoch,“ fragte der König raſch, „ſagteſt du eben: ‚Die Morabitin haben die Wahrheit‘?“

„Herr,“ lächelte Ibn Chaldun, ich erzähle. Erzählen heißt bekleiden. Nanuteſt du mich nicht vorhin einen Weber von Mondgeſpinnſten? Laß das Gewebe im Wind flattern und fürchte nichts: es zerſtiebt, es verweht, es war! Was bleibt dir zurück? Eine weiche Empfindung, als habe eine ſeidene Falte leiſe rauſchend dich geſtreift. Mehr will ich nicht.“

Der König ſchloß die Augen, legte ſich in die Kiſſen zurück, und Ibn Chaldun nahm ſeine Geſchichte wieder auf.

VIII.

In Spanien war es damals wie jetzt, Herr! Königlein hier, Königlein da, jedes im Beſitz einer Burg und Herrſcher über ein paar Hirtendörfer. Wer ſich nicht König nannte, nannte ſich Chalifa,

Statthalter der großen östlichen Reiche, und wer nicht Chalifa war, der suchte es zu werden, indem er unerhörte Tribute an den Hof der Omarsenkel in Ägypten oder Bagdad brachte und dafür das billige Recht erwarb, sich in seiner fernen Heimat zu nennen, wie es ihm beliebte, zu tun, was ihm gefiel, wenn er nur den Tribut entrichtete. Und den Tribut zahlte der arme Araber, der an den Hängen der Sierra Nevada seinen Kürbis pflanzte. So hatte die maurische Herrschaft in Spanien, der Fels, den vier Jahrhunderte früher Musa Ben Noseir und der gewaltige Tarik aufgerichtet, sich in morsches Gebröckel aufgelöst, wie ein Berg, der sein Haupt neigt und die Stärke seiner Flanken zu Tal gleiten läßt. Auf den Trümmern aber saßen die Königlein und die kleinen Chalifen und brüsteten sich wie Frösche in der Sonne.

Yussef Ben Taschfin aber stand in Sebtah, und der Geist des Mannes, der von dort aus zuerst die Fahne des Islam übers Meer getragen, kam über ihn. Er sagte: „Bin ich geringer denn Tarik, der Eherne? Hinter mir liegt das Land, über das mein Siegerfuß hinweggeschritten. Soll ich rückwärtsgehen und wie ein Hund meine eigene Spur beriechen?“ Und er beschloß, seine Schar zu rüsten, um übers

Meer zu ſetzen und Tariks Werk und Bau neu aufzurichten. Vorher aber wandte ſich ſein Sinn heimwärts, der Frau zu, die er einſam gelaſſen hatte fünf Jahre lang, und er ſandte reiche Geſchenke an ſie, das Koſtbarſte, was ſeine Siegerfauſt erbeutet. Zugleich ließ er ihr ſagen: „Alles Land, was zwiſchen dir und mir liegt, grüßt mich als König, und mich verlangt, meine Größe an der deinen zu meſſen. Gib mir ein Zeichen, Lalla Chadiuja, damit ich weiß, ob ich noch wachſen kann!“

Der Bote ging und war ſieben Monate unterwegs, und all dieſe Zeit rüſtete Taſchfin ſeine Schar und ließ Schiffe bauen, die ihn über die Enge am Fuß des Tarikberges tragen ſollten. Denn ſo ungeſtüm ſein Herz ſich nach Chadiuja und der Heimat ſehnte, er war doch ihres Winkes gewärtig, der ihn weiterziehen hieß. Und ſiehe da! Der Bote kam und brachte ein beladenes Maultier mit ſich, das trug Geſchenke von der Königsfrau an den Erhabenen. Und wie Yuſſef Ben Taſchfin den geſtreiften Wollhaik abnahm, der den Maultierpack deckte, da ſah er in der einen Packtaſche ein Stück fremdländiſchen Holzes, wie ſolches die Segler der Nordlandsfahrer an den marokkaniſchen Küſten zu verkaufen pflegen. In der

andern Taſche lag ein Tau und ein Stück Segelleinwand. Da ſah Yuſſef Ben Taſchfin, daß Chadiuja eines Sinnes war mit ihm, und da er wußte, daß Gottes Gnade mit ihr war, ſchwoll ſein Herz in Siegeszuverſicht. Von dem Tag an raſteten in Sebtah und Tingis die Webſtühle nicht, die die Segel mit den purpurnen Säumen erzeugten, und die Äxte donnerten auf den Werftplätzen von Morgen bis Abend. Kamelladungen abendländiſcher Waffen kamen aus Tripolis, und die Galeeren ſtanden bis tief an die Flanken im Waſſer von der Wucht ihrer Ladung. Des Königs Schiff aber hatte einen Flicken im Fockſegel und ein Stück fremdes Holz im Buge, ſonſt keinerlei Schmuck noch Unterſcheidung.

Die Gewäſſer glätteten ſich vor der kleinen Flotte, und die beſten Winde des Himmels blähten ihre Segel. Yuſſef Ben Taſchfin ſteuerte ſein Schiff; aber er fühlte ſelbſt nur zu gut, daß nicht er es lenkte, ſondern eine glückbringende Macht, die ihn umſchwebte, die ihn erfüllte, deren Werkzeug er war. Er blickte auf zu dem Stückchen Segeltuch, das Chadiuja ihm geſchickt und ſagte bei ſich: „Nichts, das aus ihrer Hand kommt, kann verderben. Dieſem Schiff können Stürme nichts anhaben.“ Nach drei Tagen landeten die

Galeeren des Eroberers, von den ſeligſten Winden geführt, auf hiſpaniſcher Erde.

Die Königlein und die kleinen Chalifen begannen ſich zu regen, und es war, als habe ein böſer Bube Steine in einen Froſchteich geworfen. Das heilige

Phot. A. Lennox.

Landſchaft bei Marrakeſch.

Volk aber, der Herrſchaft dieſer winzigen Tyrannen, die nur grauſam, aber nicht gewaltig waren, herzlich müde, bekannte ſich freudig zu dem Eroberer, und Yuſſef Ben Taſchfin nahm Granada, Sevilla, Toledo, Xeres, Cadix und Malaga faſt ohne Kampf. Nur der Chalifa von Cordova bot ihm trotzig die Stirn; denn

er glaubte an Hülfe und Freundesdienſt von dem hiſpaniſchen Chriſtenkönig, der ihn in guten Tagen Bruder nannte. Aber der Falſche verriet in zitternder Angſt den Schwachen an den Eroberer, und Cordova ſank in Flammen. Und der Chriſtenkönig entbot Yuſſef Ben Taſchfin Freundesgruß und Segen, und Yuſſef Ben Taſchfin zog nach der Hauptſtadt des Chriſten und ſaß mit ihm zu Tiſch, und der Saal der chriſtlichen Ritter wartete ihm auf. Denn es war kein Größerer um dieſe Zeit als Yuſſef Ben Taſchfin, deſſen Reich vom Atlas bis an den Ebro ſich erſtreckte, von den Küſten des Weltmeeres bis Algerien.

Über Tafel aber fragte der Chriſtenkönig nach der rohen Sitte dieſes Volkes ſchamlos den Gläubigen: „Haſt du ein Weib, das dir lieb iſt vor allen andern?“ Yuſſef Ben Taſchfin errötete vor Unmut über dieſe Ungehörigkeit; aber er bezwang ſich, denn er dachte: ſie verſtehen es nicht beſſer. Er fragte zurück: „Was begehrſt du ſolche Dinge zu wiſſen?“ Der Hiſpanier erwiderte: „Um die Wahl der Geſchenke zu beſtimmen, die du von hier forttragen ſollſt zum Zeichen deſſen, daß wir Brüder ſind!“ Yuſſef Ben Taſchfin runzelte die Stirn; aber er erwiderte: „Ich würde gern in

meinem Schatzhaus ſolche Dinge ſehen, wie die chriſtlichen Königsfrauen ſie tragen; denn wir kennen dergleichen nicht, und es mag mancher ſie beſtaunen.“ Da ließ der Chriſtenkönig ein halbes Schiff mit Goldgürteln, ſeidenen Gewändern, Schleiern und Perlenſchnüren füllen, und obendrein gab er dem Eroberer ein feines Stirnband mit edeln Steinen beſetzt, indem er ſagte: „Solches tragen unſere Königinnen, wenn ſie ſich ihrem Volk zeigen.“ Yuſſef Ben Taſchfin lachte und ſagte: „Unſere Königinnen zeigen ſich nicht.“ Aber da beſann er ſich und dachte eines Tages, an dem er Chadinjas weißes Antlitz hoch über einer ſchreienden Volksmenge geſehen, und er ſagte, indem das Blut ſeine Schläfen hämmern machte: „Ich will das Krönlein nehmen.“

Allah ſtand bei den Pfaden des Morabitin, daß er in weniger als ſechs Monaten ſeine Stadt Marrakeſch wieder erreichte. Wie er ſich ihr näherte und niederritt von den Hügeln des Dſchibilät, wie er ihre roten Mauern im Palmenkranz glänzen ſah, da pochte ſein Herz gewaltig; denn er dachte des Tages, an dem König Muſa ausgeritten war aus Aghmat und ihm Chadiuja anvertraut hatte. Und er ſagte ſich: „Ich habe ihr keinen Hüter gegeben, all dieſe Jahre lang.“

Als er aber das Haus betrat und den zögernden Schritt nach der Frauenwohnung wandte, da öffnete Chadinja selbst die Tür vor ihm und stand vor seinem Angesicht, lächelnd und unverschleiert. Da er den Fuß über die Schwelle des Gemaches setzte, beugte sie ihre Knie vor ihm und nannte ihn: „Sidi!“ und da er in ihre Augen schaute, wußte er, daß sie keines Hüters bedurft hatte.

Er gab ihr den Reif und sagte: „Es ist ein Königsschmuck, die Frauen christlicher Fürsten zieren ihre Stirnen damit.“ Sie betrachtete das Krönlein sinnend eine kurze Weile; dann faßte sie es, streifte es über den Knöchel ihres Fußes und bog es mit kräftigen Händen zusammen, daß es anschloß wie eine Fessel. „Was tust du?“ fragte Yussef Ben Taschfin erstaunt, und sie sah ihn leuchtenden Auges an und erwiderte: „Tragen Königinnen Reife um ihre Stirne? Wohlan! Sklavinnen tragen sie an den Füßen — und ich bin deine Sklavin!“ — —

Herr und König! Soll ich nun noch erzählen, wie Yussef Ben Taschfin das demütigste Weib an seinem Herzen hielt, das hingebendste, das je ein Mannesarm umfangen? Und wie er in diesem Weib ein Glück fand, tiefer und heiliger, als er je geträumt, und

wie er dieſes Weib zur Gattin gewann und in ſein Haus führte und in ſeinem Haus gehalten hätte gegen ein Heer von König Muſas und eine Welt voll ſolcher Heere! Solche Wunder zu erzählen, hat Gott uns die Sprache verſagt; aber der unter uns, der in ſeinem Herzen eine Seligkeit trägt, wie Yuſſef Ben Taſchfin ſie trug, bedarf der Worte nicht: er wird ſchauernd verſtehen.

In Marrakeſch und im Land herum gab es freilich ſchlimme Toren genug, die erboſten ſich, daß Yuſſef Ben Taſchfin das Weib ſeines Freundes zu ſich genommen; denn es iſt den Kröten Troſt und Freude, daß der Mond Flecken hat wie ſie. Und alle dieſe Verblendeten, ob ſie gleich in Jahr und Tag des Königs Muſa nicht mehr gedacht hatten, erhoben nun ihre Stimmen und begannen zu ſprechen: „Käme er doch wieder, und möchte Gott ſeinen Arm ſtählen, den ungetreuen Freund zu ſtrafen!“ König Muſa aber ſaß in Tarudant und hatte ſeines Weibes und ſeiner Heimat vergeſſen. Das Tafilelt hielten die Mikneſa, und der oft Geſchlagene war des Krieges müde geworden und hatte ſein Schwert mit dem Roſenkranz vertauſcht. In einer Zauia ſaß er unter heiligen Männern, genoß der Ruhe und freute ſich

der Sicherheit, die Yuſſef Ben Taſchfins Name im Sus ihm verbürgte. Da jedoch die Kunde zu ihm drang von ſeines Weibes Untreue, ward die Erinnerung in ihm wach, und er gedachte des Tages, an dem er Chadiuja dem Freund anvertraut hatte. Und er verſtand plötzlich, daß er nicht mehr König war in ſeinem Land und daß der Mann, den er für ſeinen Chalifa und General gehalten, nun ſein Feind geworden war. Da erhob ſein träger Sinn ſich noch einmal in Grimm und Bitterkeit, und er rief Allah an und flehte: „Willſt du ſolche Untreue ungeſtraft laſſen?“ Feigen Weſens nahm er ſeines Feindes Unrecht als Bürgſchaft ſeines eigenen Sieges; denn er glaubte, Gott ſei mit ihm und helfe ſeinem Zorn. Darum raffte er ſich auf, ſammelte ein Heer und zog gen Marrakeſch.

Yuſſef Ben Taſchfin hielt Chadinja an ſeinem Herzen und ſprach zu ihr: „Dein erſter Gatte hat eine Schar von Krüppeln und Taugenichtſen geworben und zieht nordwärts, um dich mir zu entreißen.“ Chadiuja lächelte und fragte: „Wer ſteuert ihm den Sold ſeines Heeres?“ Yuſſef Ben Taſchfin erwiderte: „Tarudant, das ich in Tribut halte. Denn wenn ich gleich König bin über alles Land diesſeits des Atlas — wo König Muſa weilt, bin ich nur Chalifa,

und die Zehnten und Abgaben ſind ſein.“ Da runzelte Chadiuja die goldenen Brauen, und ihre grauen Augen funkelten: „Was für ein Heer willſt du ihm entgegenſchicken?“ fragte ſie zornig. „Haben wir Wegelagerer und Strauchdiebe im Land, ſo gib ihnen Stöcke, daß ſie gen Tarudant ziehen. Morabitin ſollen das Schwert nicht gegen Morabitin richten, der Mann, der dies geböte, wäre verflucht!“ Yuſſef Ben Taſchfin aber zog ihr Haupt an ſeine Bruſt und ſagte leiſe: „Lange haſt du mir nicht geraten, du Kluge! Rate mir heute noch einmal, auf daß ich den Pfad derer wandle, denen Allah gnädig iſt! Was ſoll ich tun, um dieſen Kampf zu vermeiden? Denn es betrübt mich, die Hand zu erheben gegen den, der mein Freund und Führer war.“ Da ging Lalla Chadiuja hin und ſann dem Gebote ihres Herrn nach.

Am andern Morgen war ein gewaltiges Rüſten im Hof der Kasbah; aber es klirrte und blitzte nicht von Waffen noch bäumten ſich geſchirrte Roſſe. Es waren nur Kamele, die da lagen, Kopf an Kopf, wohl ihrer hundert. Sie ſchrien und wandten die häßlichen Rachen hin und her; denn ſie fühlten die Laſten auf ihrem Rücken wachſen. Und mehr als eines erhob ſich

voreilig, ſchüttelte ab, was man ihm aufgebürdet, und rannte im Hof herum, daß die Beſtandteile des kunſtvoll gefügten Packes in alle Ecken flogen. Endlich aber waren die zornigen Tiere doch alle beladen und zogen dahin durch die palmenbewachſene Ebene, eine Karavane des Friedens, dem Heer des Krieges entgegen. Der Führer trug in ſeiner roten Ledertaſche einen Brief, den hatte die Königsfrau am frühen Morgen dem Schreiber ihres Gatten diktiert, und der Brief lautete:

„Der Friede Allahs ſei mit dir!“

„Es iſt nur ein wahrer und einziger Gott, und Mohammed iſt ſein wahrer und einziger Prophet. Das iſt das Bekenntnis der Morabitin, der Krieger des heiligen Krieges. Wir wiſſen, daß Tarudant dir Zins und Tribut entrichtet nach unſerm Befehl. Denn allda wo du weilſt, biſt du König, und Yuſſef Ben Taſchfin iſt dein Chalifa, der deine Rechte wahrt. Es betrübt uns aber zu hören, daß es dir in Tarudant fehle an Baumwolle und Leder, an getriebenem Silberzeug, an Zimmet, Hennah, Ambrah und Salben für dein Haar, an weißem Gries für dein Brot und an der Wolle der langvlieſigen Schafe. Wir wollen, daß es dir an nichts mangle und daß Tarudant dir ſei

wie das Bett der paradieſiſchen Houri. Darum ſenden wir dir, was dir fehlt."

Die Karawane begegnete dem Heer des Königs Muſa vier Tagereiſen vor Tarudant. Der König las den Brief und ward ſehr nachdenklich. Aber nachdem er lange geſonnen hatte, fand er den Weg nach Tarudant, das ihm zinſte, leichter als den Weg nach Marrakeſch, das ihn in ſtachlicher Wehr empfangen hätte. Darum kehrte er um, und Tarudant ward ihm in der Tat wie das Bett der paradieſiſchen Houri. Er blieb auch da und träumte den Traum eines Königtums zu Ende, eines Königtums, das jenſeits des Atlas ein ſtolzes Paar in Wahrheit trug: Yuſſef Ben Taſchfin, der Almoravidenvater, und die grauäugige Zauberin Chadiuja.

IX.

Die Morgenſonne ſtand über der roten Burg, als Ibn Chaldun ſeine Geſchichte beendet hatte. Die drei Männer erhoben ſich, ſchüttelten die Trägheit der langen Raſt von ihren Gliedern und traten hinaus in die weißliche Helle. Der König hielt Ibn Chalduns Hand und ſah ihm lächelnd in das frohe, junge Geſicht. „Heil dir, Ibn Chaldun," ſagte er herzlich, „der du dir im Traum ein Weib erſchaffſt, das aller Tugenden

voll iſt! Möchteſt du im Leben keinem ſchlimmern Liebchen begegnen, als dieſe kratzige Berberfrau war! Und möchteſt du ſie am Ende demütig finden, wie Yuſſef Ben Taſchfin ſie demütig gefunden hat! Die Frauen, die ich kenne, ſind demütig zuerſt und kratzig nachher, und ich habe manches Weiſen Wort, daß das die Regel iſt.“ Er lachte, da er ein Blitzen des Unmuts in den Augen des Schreibers ſah. „Haſt du beſſere Erfahrungen, mein Freund?“

„Erfahrungen nicht, aber Glauben!“ ſagte Ibn Chaldun feſt. „Skeptiker in allem ſonſt, bin ich's in dem einen Ding nicht. Wir ſind die Bildner, das Weib iſt zarter Ton. Seien wir Yuſſef Ben Taſchfin gleich, und manche Frau wird vielleicht Lalla Chadiuja für uns ſein!“

Alſo redete Ibn Chaldun, der Schreiber des Königs von Granada. Vielleicht aber redete er alſo nur, weil er, wie er ſelbſt ſagte, keine Erfahrung hatte in Weiberſachen.

Inhalt.

Seite

Geschichte einer Jüdin 10

Abarias Sohn 54

Geschichte von der schönen Chadaisa und ihren drei Männern 110

Elosirs Erbe 164

Geschichte von Yussef Ben Taschfin und der Königsfrau Chadiuja 240

Digitized by Google

Verlag von A. Francke, vorm. Schmid & Francke,
in Bern.

O. von Greyerz, Herz ist Trumpf!

Lustspiel in einem Aufzug — 80 Cts., 70 Pfg. Dasselbe, feine Ausgabe auf Büttenpapier, Fr. 1. 50, M. 1. 20.

Rud. von Tavel, Jä gäll, so geit's!

E luschtigi Gschicht us truuriger Zyt. **3. Auflage.** (**Familie Landorfer, Band I.**) Buchschmuck von Gust. v. Steiger. Umschlag-Zeichnung von Rud. Münger. Preis: brosch. Fr. 3. —, M. 2. 50, gebunden Fr. 4. —, M. 3. 50.

Rud. von Tavel, Der Houpme Lombach.

Berndeutsche Novelle anschließend an die Novelle „Jä gäll, so geit's". **2. Auflage.** (**Familie Landorfer, Bd. II.**) Buchschmuck von Gustav von Steiger. Umschlag-zeichnung von Rud. Münger. Preis brosch. Fr. 4. —, M. 3. 20, gebunden Fr. 5. —, M. 4. —.

„**Familie Landorfer**", **Band III** (Schluß) erscheint im Herbst 1905.

J. U. Widmann, Die Patrizierin.

Novelle. **2. Auflage,** mit Buchschmuck von W. Gorgé. Preis brosch. Fr. 4. —, M. 3. 50, gebunden Fr. 5. 50, M. 4. 50.

J. U. Widmann, Festakt zur Eröffnung des neuen Stadttheaters. 60 Cts., 50 Pfg.